

# **Rückblende**

Erinnerungen an das  
Kriegsende 1945  
und die  
Befreiung vom Faschismus

Berlin 2006

**Für die Umschlaggestaltung verwendete Fotos:**

Zerstörtes Haus in Marzahn nach dem Luftangriff im April 1943

(Archiv Bezirksmuseum Marzahn-Hellersdorf / Günter Schulz)

Trümmerfrauen in Wuhlgarten

(Vivantes Klinikum Hellersdorf, Archiv)

Impressum

Herausgeber:

Seniorenvertretung des Bezirkes Marzahn-Hellersdorf von Berlin  
mit Unterstützung des Bezirksamtes und des Heimatvereins

Postanschrift:

Seniorenvertretung Marzahn-Hellersdorf  
über Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf von Berlin - Seniorenbüro  
Riesaer Straße 94  
12627 Berlin

Redaktion:

Dr. Rolf Semmelmann

Umschlaggestaltung/ Layout:

Waldemar-Vincenty Seifert

Druck:

Präsentation Plus

Märkische Druck- und Werbeproduktionsgesellschaft mbH

Landsberger Straße 263

12623 Berlin

Die Vervielfältigung einzelner Beiträge in ihrer Gesamtheit bei exakter  
Angabe der Quelle ist gestattet. Alle Rechte vorbehalten.

## **Zum Geleit**

1945 – kein Jahr in der deutschen Geschichte markiert so sehr das Ende einer mörderischen Zeit und die Chance zur Umkehr und zum Aufbruch in eine friedvolle Zukunft. Mehr als 60 Jahre sind vergangen, seit die Soldaten von Bersarins 5. Stoßarmee vor den Toren Berlins hier im Nordosten standen und die ersten Quadratmeter Berliner Bodens befreiten. Befreiten? Für uns Nachgeborene, die wir in einer friedlichen Zeit aufwuchsen, war das Hissen der Roten Fahnen im zerstörten Berlin der Endpunkt eines heldenhaften Kampfes der Sowjetunion und aller anderen Weltvölker zur Befreiung der Deutschen von ihrem faschistischen Selbst. Und für die damals Lebenden?

Die vorliegenden Lebenserinnerungen erhellen so manches dunkle Kapitel eigenen Seins, machen hörbar, was vorher in Sprachlosigkeit gehüllt war. Reden von Widerstand, Zivilcourage, aber auch von Verblendung und Mittun. Wie konnte das nur passieren? Eine quälende Frage jener Generation, die wir heute und in Zukunft formulieren müssen. Daraus die Konsequenz: Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg! Das Vermächtnis meines Großvaters Erich trage ich in mir: wie er in den Apriltagen des Jahres 1945 die weiße Fahne in Babelsberg voran trug, um die ersten Panzer der Roten Armee als Befreier zu begrüßen. Tage, in denen noch das letzte Aufgebot Hitlers die Reichshauptstadt verteidigen sollte und Tausende junger Menschen ihr noch gar nicht gelebtes Leben verloren.

Der Seniorenvertretung des Bezirkes Marzahn-Hellersdorf ist es zu danken, dass Bürgerinnen und Bürger des Bezirkes als Zeitzeugen zur Feder griffen und Erinnerungen hinterlassen, die ein einmaliges Geschichtsdokument sind. Denn Erinnern heißt leben! Erst recht für uns, die wir heute und morgen in Deutschland leben.

Mag dieses Büchlein viele interessierte Leser finden – zur Nachdenklichkeit anregen und zur Zivilcourage ermuntern, wo es gilt, im Alltag für den Schwächeren einzutreten und ein tolerantes Miteinander zu leben.

Dr. Uwe Klett  
Bezirksbürgermeister

<b>Inhalt</b>	<b>Seite</b>
Regine Behn „Alles war ganz still, nichts rührte sich“	9
Doris Böttcher „Wir drei besaßen nur noch einen Koffer“	12
Gisela Bohlmann „Wir waren sprachlos“	15
Walter Braumann „Die Soldaten riefen ‚Gitler kaputt!‘“	18
Regine Bronsch „Mir schwanden fast die Sinne vor Angst“	23
Siegfried Celmer „Am 8. Mai 1945 war dann alles zu Ende“	53
Günter Dautz „Wir waren erschüttert von dem Elend“	56
Konrad Eggert „Ich habe diese Angriffe wie ein Wunder überlebt“	65
Marianne Fox „Ich hatte keine Schuhe mehr“	68
Max Gohla „Ich wollte nicht glauben, dass ich das bin“	70
Herbert Hamisch „Die nächsten zwei Friedensjahre wurden zum harten Überlebenskampf“	77
E. K. „Allmählich machte das Lernen wieder Spaß“	82

Fritz Knöfel „Alles war im Umbruch und in Bewegung“	89
Regina Knoll „So wurde ich Berlinerin“	93
Dr. Werner Kulitzscher „Ich hatte meinen Geburtstag völlig vergessen“	95
Helmut Künzel „Unglaublich, wie ich all dies unbeschadet überstehen konnte“	97
Wolfgang Kunze „Mein gesamtes Spielzeug war verbrannt“	124
Dr. Horst Lange „Das Blatt wendete sich und es wurde schlimm“	128
Hans Liebig „In der Oberfeldstraße hielten sie eine Siegesparade ab“	132
Prof. Dr. Gerhart Lindner „Mit diesen bunten Eiern gingen wir zu den Schwerverwundeten“	134
Ruth Merker „So viel Zufall und Glück in jenen schlimmen Stunden war kaum zu begreifen“	136
Käthe Müller „Es war für mich ein ungeheurer Umerziehungsprozess“	167
Dieter Otto „Jetzt werden wir alle erschossen“	173
Alice Pfitzner „Einer hob mich vom Zaun – ein anderer spendete Blut“	192
Ursula Maria Raupach „Die Mehlsäcke hatten uns vor dem sicheren Tod bewahrt“	193

Dorothea Rieboldt „Mehrere Tage fuhren wir verfahren und übermüdet durchs Land“	199
Horst Riedl „Die Nachkriegszeit hat mich fürs ganze Leben geprägt“	208
Lieselotte Schmidt „Mein Puppenwagen ging für ein Brot weg“	216
Prof. Dr. Rolf Sieber „Der Weg war frei für einen Neuanfang“	219
Helmut Thiele „Diese schrillen Heultöne werde ich nie vergessen“	222
Marianne Wachtmann „Eine Geisterstadt erwartete uns“	225
Anhang Zum Gedenken an den 21. April 1945	231

## Vorwort

Die Seniorenvertretung Marzahn-Hellersdorf verabschiedete im Januar 2005 einen Aufruf an Zeitzeugen, anlässlich des 60. Jahrestages des Kriegsendes und des 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung vom Faschismus ganz persönliche Erlebnisse und Erinnerungen schriftlich festzuhalten und Berichte darüber bis zum 15. April 2005 an die Seniorenvertretung einzureichen.

32 Zeitzeugen entschlossen sich, in unterschiedlichster Art und Weise Kindheitserinnerungen und Erlebnisberichte anzufertigen. Allen Autoren möchten wir unser herzliches und uneingeschränktes Dankeschön aussprechen. Wir sind überwältigt sowohl von der Anzahl als auch vom Inhalt dieser Berichte über eine für alle Zeitzeugen schwierige Lebensperiode. Der Leser wird mit Tatsachen konfrontiert, die heute für jung und alt von brennender Aktualität sind. Immer wieder münden die Berichte in den Aufruf „Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus!“

Durch Publikationen von Kurzfassungen einiger Zeitzeugenberichte in verschiedenen Medien konnten wir bisher die Öffentlichkeit mit Ergebnissen der Aktion "Rückblende" vertraut machen. Besonders dankbar sind wir dem Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf als Herausgeber der Zeitschrift „Spätlese“. In mehreren Ausgaben der Zeitschrift wurden im Jahre 2005 Lebensberichte von Zeitzeugen veröffentlicht. Danken möchten wir auch der Deutschen Sektion des Europäischen Friedensforums ePf, die 11 unserer Zeitzeugenberichte an alle Präsidiumsmitglieder mit der Bitte übergeben hat, in ihren jeweiligen Ländern über unsere Aktion zu informieren.

Schließlich möchten wir der Verlagsgesellschaft apercu unseren Dank aussprechen, die in dem für Marzahn-Hellersdorf herausgegebenen "Ratgeber-Journal für Menschen ab 55" mehrere unserer Zeitzeugen zu Wort kommen ließ und damit für die Verbreitung der Ergebnisse unserer Aktion sorgte.

Spenden, für die wir uns noch einmal ganz herzlich bedanken, ermöglichen es uns heute, die eingereichten 32 Originalbeiträge der Öffentlichkeit vorzustellen. Wir verfolgen damit vor allem das Ziel, junge Menschen mit den Schilderungen von Seniorinnen und Senioren bekannt zu machen, die heute noch befragt werden können. Denn aus der Geschichte für die Bewältigung von Problemen der Gegenwart und Zukunft zu lernen, ist eine millionenfach bestätigte Erfahrung und Erkenntnis. Einen bescheidenen Beitrag dafür zu

leisten, war ein Grundanliegen unserer Aktion.

Wir wünschen den historisch wertvollen, berührenden und einmaligen Erinnerungen der Zeitzeugen weite Verbreitung.

Für die Seniorenvertretung Marzahn-Hellersdorf:

Regina Saeger, Prof. Dr. Rolf Sieber, Bernd Heinig.



Regine Behn

### **„Alles war ganz still, nichts rührte sich“**

*Regine Behn erlebte das Kriegsende 1945 in Berlin-Friedrichshain.*

Heller Sonnenschein flutete in das zerstörte Zimmer. Die Tür hing schief in den Angeln, die Fenster waren zum größten Teil mit Sperrholz vernagelt, die Decke hatte Wasserflecken, und der Putz bröckelte. Aber ich lag in einem richtigen Bett. Etwas Unerhörtes, in letzter Zeit nie Dagewesenes war geschehen: Ich hatte in aller Ruhe zwölf Stunden hintereinander geschlafen. Es wurde nicht mehr geschossen, es wurden keine Bomben auf uns abgeworfen, keine Granaten gefeuert. War der entsetzliche Krieg endlich aus?

Ich stand auf und sah auf meinen kleinen fünfjährigen Bruder, der im gleichen Bett lag und noch fest schlief. Ich ging zu Tante Hanna in die Küche. Sie hatte im Herd Feuer angezündet und für mich warmes Wasser bereit gestellt. Auch das Frühstück für uns alle stand bereit. Sie weckte alle Familienmitglieder, die in der kleinen 1½-Zimmer-Wohnung meines Großvaters in der Kreuzzigerstraße 19 Unterschlupf gefunden hatten. Hier hatten wir das schreckliche Ende dieses grausamen Krieges erlebt. Dass wir alle auch überlebt hatten, verdankten wir vor allem der Klugheit und Umsicht unserer Tante Hanna.

Entgegen sonstiger Gepflogenheiten in dieser Familie, verlief das Frühstück sehr einsilbig und still. Plötzlich erhob sich meine Mutter und entfaltete eine bei ihr ungewohnte Emsigkeit: „Ja, nun werden wir hier erst einmal aufräumen, und dann müssen wir uns Gedanken machen, wie wir ...“ „Nein, müssen wir nicht“, unterbrach sie die befehlsgewohnte Stimme von Tante Hanna. „Wir packen jetzt eure Sachen zusammen, und dann begleite ich euch in eure Wohnung in der Eldenaer Straße.“ „Nein“, schrie meine Mutter entsetzt auf, „da liegt doch ein Blindgänger, deswegen sind wir doch hier“. Tante Hanna schüttelte den Kopf: „Der Blindgänger ist schon vor sechs Wochen entschärft worden. Jetzt ist hier Ruhe. Was glaubst denn du, wie lange noch? In den nächsten Tagen kommen wahrscheinlich riesige Flüchtlingsströme in die Stadt. Eine leerstehende Wohnung wird dann einfach belegt, und du bist sie los. Vielleicht ist es schon so.“

„Na, da bleiben wir doch lieber hier“, flehte meine Mutter halb hoffnungsvoll. „Menschenskind“, schimpfte mein Großvater verärgert, „nimm doch ein

einziges Mal Vernunft an. Hanna und Edita sind ausgebombt. Sie haben keinen Unterschlupf mehr. Aber du. Wenn hoffentlich Fred aus dem Krieg zurückkehrt, sollen wir dann hier in der kleinen 45m<sup>2</sup>-Wohnung zu sieb hausen?“ Also packten wir unsere Sachen und machten uns auf den Weg.

Tante Hanna öffnete die große Haustür, und wir gingen hinaus auf die Kreuzzigerstraße. Der helle Sonnenschein blendete mich, und plötzlich trat ich auf etwas Weiches. Ich sprang erschrocken zurück und sah, dass ich auf eine menschliche Hand getreten war. Sie gehörte einem toten Soldaten der Roten Armee, dessen Leichnam an der Hauswand lehnte. Entsetzt sah ich in seine leeren Augen und in seinen weit geöffneten Mund. Es schien, als wäre er im Schrei gestorben. Ein undefinierbarer schwerer Geruch durchzog die Atmosphäre. Erst später begriff ich, dass es der Geruch verwesender Leichen war. Ich schärfte meinen Blick, und da sehe ich sie: tote Soldaten der Wehrmacht, viele tote Soldaten der Roten Armee und unzählige Menschen aus der Bevölkerung. An der großen Buche vor der Nr. 20 lag eine tote Frau in einer seltsamen Pose, als gehörten ihre Beine gar nicht zu ihr und wären nur daneben abgelegt. Noch im Tode hielt sie ihr totes Baby dicht an sich gepresst.

Alles war ganz still, nichts rührte sich. Aber in den Bäumen zwitscherten Vögel, und der Himmel war strahlend blau. Auf dem Damm lagen umgestürzte Panje-Wagen, die dazugehörigen Pferde lagen tot darüber oder darunter. Wir umgingen vorsichtig die Leichen. Das war nicht einfach, denn es waren so viele. Langsam und ständig gegen den üblen Geruch ankämpfend, erreichten wir die Frankfurter Allee. Etliche Häuserruinen rauchten noch, irgendwo glimmten noch kleine Flämmchen, die aber im Licht der grellen Sonne kaum auszumachen waren. Überall lagen Trümmerberge und überall Tote, Tote und nochmals Tote

Als wir die Mitte der Frankfurter Allee erreicht hatten, sah ich plötzlich aus einer Höhle inmitten der Trümmer einen Mann heranhuschen. Er trug in der rechten Hand ein großes blitzendes Messer und in der linken eine Schüssel. Er stürzte auf eines der toten Pferde zu und schnitt große Fleischstücke aus dem Hinterschinken. An der Ecke Samariterstraße stand ein ausgebrannter Panzer. Meine Mutter lehnte sich dagegen und übergab sich. Dann gingen wir die Samariterstraße entlang bis zur Eldenaer Straße hoch. Auch die Samariterstraße war übersät mit Toten. Auf dem breiten Mittelstreifen der Mirbachstraße gegenüber der Samariterkirche stand wieder ein ausgebrannter Panzer; aus seiner offenen Luke hingen zwei tote Soldaten heraus. Ich hatte kein

Empfinden mehr, tat alles rein automatisch. Ich sah auf diese vielen so sinnlos Dahingemordeten, in ihre zerfallenen Gesichter, die immer noch den Ausdruck des Entsetzens trugen.

In den kommenden Jahren bin ich diesen entsetzlichen Weg noch oft gegangen. Ich lief, immer im strahlenden Sonnenschein bei azurblauem Himmel, an unendlichen Straßen oder Feldern voller Toter vorbei auf der Suche nach einer einzigen menschlichen Seele, die dieses Inferno überlebt hatte. Jedes Mal saß ich nach diesem Alptraum senkrecht im Bett, schweißüberströmt mit pochendem Herzen.

Wir hatten endlich die Eldenaer Straße erreicht. Hier bot sich uns genau das gleiche Bild. Doch als wir den Blick nach rechts wandten in Richtung der Voigt- und der Pettenkofer Straße, sahen wir einen riesigen rauchenden Trümmerberg. Meine Mutter schrie auf: "Das ist unser Haus. Unser Haus ist weg." Im Näherkommen sahen wir aber, dass unser Haus - die Nr. 27 - noch in Ordnung war. Das große Eckhaus zur Voigtstraße - die Nr. 28 - lag in Schutt und Asche. Das riesige Gebäude war restlos niedergebrannt und in sich zusammengestürzt. Ein Stück Vorderwand zur Nr. 27 war ab dem zweiten Stock erhalten. An dem Balkongitter im ersten Stock lehnten zwei Verkohlte.

Dann betraten wir mit klopfendem Herzen unser Haus, stiegen die Treppen hoch und kamen in eine mächtig lädierte Wohnung. Die wenigen Fensterscheiben waren geborsten. Die große Stuckrosette lag samt Kronleuchter auf unserem großen Esstisch. Tante Hanna nahm das Hitlerbild von der Wand und trug es nach unten zu dem großen Müllhaufen, auf dem schon viele Hitlerbilder lagen, zusammen mit dem immer gleichen Buchtitel: „Mein Kampf“. In der Mitte des Hofes gähnte ein riesiges Loch, das der Blindgänger geschlagen hatte.

In der Küche riss meine Mutter gedankenverloren einen Tageskalender ab und stellte ihn auf das neue Datum ein. Es war der 8. Mai 1945.

Doris Böttcher

## **„Wir drei besaßen nur noch einen Koffer“**

*Doris Böttcher erlebte das Kriegsende als Vierjährige in Berlin.*

Ich wurde im Mai 1941 in Berlin-Kreuzberg geboren. Mein Vater ist 1942 an der Front gefallen. Meine Mutter musste von nun an meine Schwester und mich allein und unter großen Entbehrungen erziehen.

Am 3. Februar 1945 wurden wir bei einem Großangriff auf Berlin durch amerikanische Flugzeuge bombardiert. In der Nebenstraße befanden sich Munitionsbetriebe. Weil unser Keller gewölbt war, konnte er dem Druck eines eingestürzten vierstöckigen Wohnhauses standhalten. Unter Einsatz ihres Lebens bargen uns Helfer aus dem verschütteten Keller. Wir drei besaßen jetzt nur noch einen Koffer und das, was wir am Leibe trugen.

Man befreite uns aus einem Hexenkessel brennender Straßen, die durch Brandbomben in ein Feuermeer verwandelt worden waren. Mir wurde ein Tuch über den Kopf gebunden, damit ich nicht die vielen Leichen sehen sollte. So erzählte es mir meine Mutter Jahre später. Obdachlos geworden, fanden wir in der Brückenstraße in Berlin-Niederschöneweide eine Wohnung. Hier erlebten wir die Befreiung vom Faschismus durch die Sowjetarmee.

In unserer Wohnung richteten sowjetische Soldaten eine Sattlerei und Schusterei ein. Im kleinen Vorgarten wurden Pferde und Kühe gehalten. So bekam ich öfter Milch zu trinken. Die Soldaten waren zu mir vierjährigem Lockenkopf immer ganz nett. Ein älterer Soldat hatte mich besonders in sein Herz geschlossen. Wenn er mich auf den Arm nahm, standen ihm Tränen in den Augen - seinen einzigen Enkel hatten Nazis erschossen und anschließend verbrannt.

Es verging kein Tag ohne Hunger. Das Brot war rationiert: Unsere Mutter bekam 300 Gramm und wir beide jeweils 200 Gramm täglich. Das waren 6 Scheiben für den ganzen Tag. Aufstrich gab es nur manchmal. Meine 12-jährige Schwester ging deshalb mit ihrer Freundin auf die Walz, um etwas Essbares zu ergattern. Eines Tages sah meine Mutter schon von weitem das rote Gesicht meiner Schwester und erstarrte vor Schreck. Als meine Schwester aber näher kam, löste sich die Starre, denn es war nur Marmelade.

Auf dem Bahnhof Schöneweide war ein Zug mit beschlagnahmten Lebensmitteln angekommen, und die sowjetischen Soldaten hatten den abgemagerten Mädchen etwas Essbares geben wollen. Leider war nur Marmelade zu haben. Die beiden hatten weder Löffel noch Kellen, so mussten die Hände herhalten. Da vor lauter Hunger natürlich sofort gekostet wurde, sahen ihre Gesichter entsprechend aus.

Die Mädchen fuhren des öfteren auch auf Hamstertour, ohne Wissen meiner Mutter. Sie sprangen auf langsam fahrende Züge auf - Geld für Fahrkarten besaßen sie nicht - und wollten auf dem Land bei Bauern etwas Essbares erbitten. Leider vielfach ohne Erfolg: Entweder dachten die Bauern nur an sich selbst oder wollten dafür Waren haben, die die Mädchen nicht hatten.

Die Jugendweihe meiner Schwester nahte. Es sollte Erbseneintopf geben. Die Erbsen waren schon da, nur Kartoffeln fehlten. Ein Bauer ließ sich herab und suchte ein paar aus dem Schweinefutter heraus. Damit war das Jugendweihe-Essen gerettet.

Wir, die oft hungern mussten, sehen mit Bedauern, wenn Lebensmittel achtlos weggeworfen oder vergeudet werden.

In unserer heutigen Gesellschaft gehen leider solche menschlichen Werte wie Hilfsbereitschaft, Kameradschaft, Sparsamkeit sowie Achtung vor dem Alter und vor dem Eigentum anderer verloren. So wird täglich von vielen Mitmenschen Ellenbogenfreiheit praktiziert, Gewalt gegenüber Ausländern und Behinderten oder auch gegenüber Andersdenkenden ausgeübt. Das ist sehr bedauerlich, denn wie schnell kann man selbst durch Krankheit oder Unfall zum Behinderten werden.

Genauso ist es mit der Beschädigung von Gegenständen und Bauwerken. Es ist doch bedauerlich, wenn mutwillig etwas zerstört wird, was mühselig erbaut wurde. Ich selbst lebe gern in meiner Heimatstadt Berlin und freue mich über alles, was sie schöner macht. Möge sie kein Krieg je wieder zerstören!

Den Amerikanern muss ein für allemal Einhalt geboten werden. Sie zetteln immer wieder Kriege an, in denen unschuldige Menschen ihr Leben lassen müssen und Städte dem Erdboden gleichgemacht werden: Vietnam, Afghanistan, Irak. Lasst uns alle dafür kämpfen, dass Kriegsgedanken im

Keim erstickt werden und alle Menschen, egal welcher Hautfarbe oder Religion, friedlich miteinander auf unserem schönen Planeten Erde leben können!

Gisela Bohlmann

## **„Wir waren sprachlos“**

*Gisela Bohlmann erlebte das Kriegsende in einem Dorf im Erzgebirge.*

Anfang Mai 1945, damals lebte ich mit meinen Eltern und der Großmutter in einem Erzgebirgsort unweit der tschechischen Grenze. Eine idyllische Urlaubsgegend. Von dieser Idylle war damals allerdings nicht viel zu spüren. Alle Häuser waren überbelegt mit Flüchtlingen. Bei uns lebte eine Familie mit zwei Kindern und der Großmutter aus Liegnitz/Schlesien, die vor der nahenden Front geflüchtet waren. Außerdem waren zwischenzeitlich bei uns auch Dresdner einquartiert, die in der Bombennacht vom 13./14. Februar 1945 ihr Zuhause verloren hatten.

Täglich rückte die Front näher. Die Liegnitzer Familie packte ihre Habseligkeiten zusammen und entschloss sich, erneut zu fliehen. Sie wollten nicht in die Hände der Russen geraten. Auch uns wollten sie zur Flucht überreden. Meine Großmutter versuchte vergeblich, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. „Nein, wir bleiben“, sagte sie, „seinem Schicksal kann man sowieso nicht entgehen.“ Drei Tage später stand die Familie wieder vor der Tür, von den Strapazen der Flucht gezeichnet und mit leeren Händen. Von der Front überrollt und in die Kämpfe der tschechischen Partisanen geraten, hatten sie nun auch noch das Allerletzte verloren.

Unser Haus und fünf weitere standen etwas außerhalb des Ortes in einem Seitental, am Berghang. Hinter einer hügligen Wiese begann der Wald. Weit oben, in einer Fichtenschonung, hatten einige ältere Männer, die nicht mehr zum Volkssturm eingezogen waren, zum Schutz für Frauen und Kinder eine Reisighütte gebaut. Wir Kinder fanden das abenteuerlich interessant und hielten uns gern dort auf. Eindringlich wurden wir von den Erwachsenen ermahnt, uns still zu verhalten und unsichtbar zu bleiben. Es war eine behelfsmäßige Zufluchtstätte, von der auch die SS nichts erfahren durfte.

Unter uns Einwohnern herrschte große Unsicherheit und Angst: vor dem immer näher kommenden Kriegsgeschehen, vor den russischen Soldaten und auch vor der immer nervöser und rücksichtsloser handelnden SS. Diese lag inzwischen schon kampfbereit und mit Panzerfäusten bewaffnet in den Straßengräben und Hinterhalten. Als der Geschützdonner heftiger wurde,

verließen wir Kinder und einige Frauen und ein alter Nachbar die Häuser und begaben uns einzeln und auf Umwegen in die Schutzhütte. Von dort aus konnte man mit einem Fernglas unser Haus sehen und ein Stück Straße überblicken. Auf der Hauptstraße hinter dem Berg hörten wir die russischen Panzer heranrollen. Plötzlich entdeckte eine Nachbarin, dass sich die SS zurückzog. Dann, ein ohrenbetäubender Knall. Die SS hatte die Straßenbrücke, die im Tal über den Bach führte, gesprengt. Sinnlos! Wozu? Wen sollte das schon aufhalten? Der einzige „Effekt“, der sich aber für uns Einwohner sehr nachteilig auswirkte, war die Zerstörung der Gasleitung, die zu den Häusern führte.

Dann kamen sie! Die Russen, vor denen man uns so viel Angst eingejagt hatte. Ein bewaffneter Kavallerie-Trupp auf kleinen wendigen Pferden. Aus dem Zentrum unseres Ortes hörten wir Schüsse und Gefechtslärm. Und dann war es plötzlich still. „Nun ist der Krieg für uns aus“, sagte der alte Nachbar.

Von der Schutzhütte aus beobachteten wir besorgt das Geschehen im Tal. Der Kavallerie-Trupp hatte sich im Hof der Sägemühle gesammelt und durchsuchte das Betriebsgelände. Dann sahen wir, wie einige Soldaten in die Häuser gingen. Überraschend für uns gab meine Mutter mit einem weißen Laken, das sie vor das Bodenfenster gehängt hatte, Winkzeichen zur Hütte: „Kommt zurück!“ Zunächst zögerten wir. Meine Mutter kam uns entgegen und berichtete aufgeregt, die russischen Soldaten hätten die Bewohner aufgefordert zur Mühle zu kommen, es würde Essen geben. Ungläubig schauten wir uns an. Da! Die ersten Mutigen kamen schon zurück, beladen mit Paketen. Was war passiert? Die russischen Soldaten hatten in der Mühle ein verstecktes Verpflegungslager der SS entdeckt und verteilten nun die Lebensmittel an die Bevölkerung, an uns.

Wir waren sprachlos. Alles, wovon wir Angst gehabt hatten und wovon wir immer wieder gewarnt worden waren: Haussuchungen, Plündereien, Schikanen, Vergewaltigungen – nichts davon geschah. Was wir da erlebt hatten, war Menschlichkeit mitten im Kriegsalltag. Bei dieser ersten Begegnung mit Sowjetsoldaten schlug uns kein Hass, keine Gewalt, keine Willkür entgegen. Nachdenklich gingen wir in unsere Häuser zurück.

Als das Lebensmittellager geräumt war, zogen die Soldaten weiter. Für sie waren die Kriegshandlungen ja noch nicht beendet. Sie übergaben dem Bürgermeister einige verletzte Pferde. Diese Pferde wurden von Bauern



wieder gesund gepflegt und waren später eine wertvolle Hilfe, auch für die Beseitigung von Kriegsschäden im Ort.

So - und nicht anders habe ich das Kriegsende, den Tag der Befreiung, erlebt.

In späteren Jahren, in der unruhigen Nachkriegszeit, habe ich in einem SDAG-Betrieb (Sowjetisch - Deutsche - Aktiengesellschaft) gearbeitet und hatte als Vertreterin der Gewerkschaft oft dienstliche Kontakte mit dem sowjetischen Direktor. In der Zusammenarbeit habe ich diesen „Towarischtsch Direktor“ als einen manchmal raubeinigen, aber sehr umsichtigen und vor allem stets gerecht entscheidenden und handelnden Menschen kennen und achten gelernt. Er war ein Mensch wie du und ich.

60 Jahre sind seitdem vergangen - eine lange Zeit in einem Menschleben. Es waren 60 Jahre Frieden. Dieses kostbare Geschenk verdanken wir all unseren Befreiern. Den Frieden zu bewahren und zu schützen und uns in der ganzen Welt für Frieden, Völkerverständigung und Gerechtigkeit einzusetzen, ist unsere Pflicht.

Walter Braumann

## **„Die Soldaten riefen ‚Gitler kaputt!‘“**

*Walter Braumann erlebte das Kriegsende als Vierzehnjähriger in einem Dorf bei Torgau/ Elbe.*

Der deutsche Schriftsteller Jean Paul (1763-1825) meinte: “Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchem wir nicht getrieben werden können.“ Natürlich geht es nicht bei jeder Erinnerung paradiesisch zu. Mit den Medienberichten über die letzten hundert Tage des Zweiten Weltkrieges, der vor 60 Jahren als Hitlers blutigster Waffengang der Geschichte mit rund 60 Millionen Toten zu Ende ging, wurden auch bei mir tief ins Gedächtnis geschnittene Erinnerungen wach.

Mit 14 Jahren hatte ich 1944 den achtjährigen Schulbesuch in der Volksschule in Torgau im Mittelstufen- bzw. Abteilungsunterricht beendet und begann danach die Handelsschule zu absolvieren. Es war die Zeit des Kriegsendes, viel Unterricht fiel in den letzten Kriegsjahren für die oberen Klassen aus. Anstatt in der Schule zu lernen, mussten wir ohne Belohnung auf den Feldern Rüben verziehen, Kartoffeln auflesen, grüne Erbsen (Schoten) pflücken oder Getreidegarben aufstellen.

Als Vierzehnjährige an der Handelsschule in Torgau/ Elbe wurden wir Jungen im Januar 1945 noch in einer Turnhalle auf unsere Kriegstauglichkeit gemustert. Obwohl die meisten zu Waffengattungen wie Panzerschützen, Flieger oder Kriegsmarine wollten, wurden fast alle für die deutsche Infanterie (Fußtruppen) eingestuft. In den ersten Apriltagen 1945 mussten wir als Hitlerjungen, neben den Rentnern, noch östlich unseres Heimatdorfes auf den Feldern Schützengräben ausschachten und Panzersperren im Ort bauen, was natürlich purer Unsinn war. Aber es ging damals alles nach Befehl und Gehorsam. Während des Krieges wurde uns in der Schule jahrelang der Hass gegen alles „Undeutsche“ und „Unarische“ anezogen und mit dem Rohrstock eingebläut. Die Idealvorstellung für die Eigenschaften der Hitlerjugend war die Losung: „Hart wie Kruppstahl, flink wie die Windhunde und zäh wie Leder!“ - So sollten wir sein. Wehe dem, der auch in der Freizeit den Hitlergruß nicht schrie oder Sprüche wie: „Die Bolschewisten sind Untermenschen“ und „Die Juden sind die Leibgarde des Teufels“ nicht auswendig lernte!

Während der letzten Kriegstage schossen angloamerikanische Tiefflieger zwischen alter und neuer Elbe bei Torgau, Arzberg und Belgern auf Feldbauern, Ackerpferde und Elblastkähne. Auch wir als Hobbyangler dieser Region mussten oft in Deckung gehen. Im letzten Kriegsmonat fiel in der Handelsschule oft der Unterricht aus. Wir mussten in den Luftschutzkeller des Schlosses Hartenfels und hatten nur Angst.

In unserem Heimatort Arzberg erlebten wir das Kriegsende so: Versprengte Truppenteile und Zivilisten aus den östlichen Gebieten flüchteten vor den anrückenden Russen. Diese Flüchtlinge brachten viele Gerüchte über Grausamkeiten, Mord, Brand, Zerstörungen und Vergewaltigungen durch russische Soldaten mit. Uns schauderte! Flüchtende deutsche Offiziere und Soldaten - angeblich im Verteidigungsdienst - beschlagnahmten unsere Fahrräder und Textilien unseres Vaters, der fünf Jahre im Krieg und danach über vier Jahre in sowjetischer Gefangenschaft bei Magnitogorsk östlich des Urals in Sibirien war. Die deutschen Soldaten versuchten nur, der Gefangenschaft zu entinnen und machten sich in Zivilkleidung auf und davon.

Vor unserer eigenen Flucht aus Arzberg um den 23. April 1945 sollten noch einige Hitlerjungen und alte Rentner als so genannter Volkssturm mit ein paar Gewehren, Pistolen und zwei Panzerfäusten den Ort und das Vaterland retten, aber die Angst war stärker und die lächerliche „Kriegsausrüstung“ wurde weggeworfen. Als wir am 23. April zur Elbe aufbrachen, hingen teilweise schon weiße Tücher und Bettlaken sichtbar aus den Fenstern. Sie sollten anzeigen: „Wir ergeben uns!“

Vor unserem Aufbruch erfuhren wir noch, dass die beiden Elbbrücken in Torgau bereits von den deutschen Truppen gesprengt worden seien. Deshalb machten wir uns zur Elbfähre in Belgern auf. Dort angekommen, sahen wir einen katastrophalen Massenandrang. Das schnelle Flussübersetzen wurde durch ein seitlich befestigtes Motorboot beschleunigt. Mit dem größeren Handwagen war ich mit meiner Mutter bereits auf der Fähre, aber die beiden jüngeren Brüder, neun und vier Jahre alt, mit dem zweiten, kleineren Handwagen fehlten. Fährmeister Großmann wollte sich meine Brüder von meiner Mutter zeigen lassen. Mutter lief ängstlich auf die Bohlen bzw. Bretter, die Fähre und Ufer verbanden. Dabei wurde sie von heranstürmenden deutschen Landsern ins eiskalte Elbwasser gestoßen. Der Fährmann konnte sie gerade noch an den Haaren vor dem Absinken mit dem schweren Rucksack auf dem

Rücken retten. – Noch heute sind wir dem Fährmeister für seine mutige Rettungstat dankbar. Im Fährhaus Belgern, auf der westlichen Elbseite, wurde unsere Mutter behandelt und mit trockener Kleidung versorgt, ehe wir nachts noch zu Verwandten in die Stellmacherei Liebezeit (Belgern) weiterzogen. Dort fanden wir hilfreiche Aufnahme und Unterkunft.

Inzwischen spalteten die alliierten Streitmächte die faschistische Front und trafen sich am 25. April 1945 bei Torgau an der Elbe und anderswo. Es waren die 1. Ukrainische Front der Roten Armee und die 69. Infanteriedivision der 1. US-Armee. Interessant, abenteuerlich und unvergessen war für uns Jugendliche auch die Begegnung beider Streitmächte in Belgern. Die Russen hatten dort inzwischen ruckzuck eine Behelfsbrücke mittels Pontons gebaut. Sie trafen sich am West- und Ostufer mit den Amis. Wir waren oft mittendrin und erhielten von den Russen Machorka (Tabak) und von den Amis Schokolade.

Ungefähr zwei Wochen nach der Flucht, um den 8. Mai herum, war die Neugierde nach unserem Haus in Arzberg groß. In welchem Zustand befand es sich? Meine Mutter bat einen französischen Kriegsgefangenen, der vorher in der Bäckerei Bericke in Arzberg gearbeitet hatte, um Geleit. Mutter wurde in Köllitsch, einem Gutshof bei Belgern, von mehreren russischen Soldaten trotz Kopftuch und Omakleidung vergewaltigt. Der Franzose sollte als Zeuge erschossen werden. Wehmütiges Klagen und Weinen verhinderten das. Hinterher stellte ein Arzt in Belgern glücklicherweise fest, dass keine Schwangerschaft zu erwarten sei.

Um den 8. Mai 1945 kehrten wir endgültig in unser Heimatdorf Arzberg zurück, das in festen Händen der „siegreichen Roten Armee“ war. Unser kleines Einfamilienhaus mit dem Friseursalon befand sich in einem chaotischen Zustand. Die Inneneinrichtungen waren durchwühlt, zerstört und von den brauchbarsten Dingen befreit. Hinzu kam aus Vasen, Töpfen und Geschirr ein furchtbarer Gestank von Urin und Kot. Man erzählte uns, dass abziehende Fremdarbeiter hier gewütet und gehaust hätten.

Im Ort selbst war eine berittene Abteilung Sowjetsoldaten mit Pferden, Wagen und leichten Geschützen stationiert. Die Kommandantur war im Pfarrhaus bzw. in der benachbarten Tischlerei Werner untergebracht. Viele der zurückkehrenden Einwohner mussten frühmorgens ab 6.00 Uhr täglich für die Besetzung Pferdeställe ausmisten, Pferde putzen und frisches Viehfutter heranschaffen. Dafür durften wir nachmittags die Pferde zur Tränke in den

Nachbarort Nichtewitz reiten. Wir wurden gezwungen, vorher angelegte Schützengraben und Panzersperren in Knochenarbeit zu beseitigen. Die Sieger zwangen uns auch, für die Kommandantur und ihre Offiziere jeden Tag frische Blumen zu besorgen sowie Brennnesseln für Suppen und Sauerampfer für Salate zu sammeln. Selten bekamen wir aus der Gulaschkanone etwas davon.

Abends auf dem Dorfplatz, nahe dem Lebensmittelgeschäft Schuster, zeigten um den 8. Mai 1945 die Sowjets Filme von ihren siegreichen Schlachten gegen die flüchtende Wehrmacht. Sie riefen „Krieg kaputt!“ und „Gitler (Hitler) kaputt!“ und klatschten freudig dabei in die Hände. Nach den Filmvorstellungen wurde im Siegestaumel getanzt. Oft musste ich dazu mit der Ziehharmonika, auch „Zerrwanst“ genannt, die altbekannte Melodie „Rosamunde“ spielen. Das brachte richtig Stimmung, die mit Wodka, Speck, Zwiebeln, Brot und Machorka erhöht wurde.

Der Aufenthalt der Sowjetsoldaten aus der Ukraine war auch mit interessanten und abenteuerlichen Erlebnissen verbunden. Vom nahegelegenen Flugplatz Lönnewitz bei Falkenberg/Elster kamen oft Luftwaffensoldaten an die alte Elbe nach Kathewitz. Sie erbeuteten mit Schlauchbooten und Handgranaten Fische und schossen auf den Elbwiesen Hasen und wilde Kaninchen. Danach war auch für uns immer etwas Brauchbares zum Essen dabei.

Weniger angenehm war für uns männliche Jugendliche, dass wir als billige Viehtreiber von den Sowjets ausgenutzt wurden. Zurückgebliebenes Vieh der Bauern und Großgrundbesitzer wurde von ihnen aus den Ställen, von Feldern, Wiesen und Weiden teilweise zu riesigen Herden zusammengestellt und gen Osten getrieben. Wir mussten gemeinsam mit den berittenen Soldaten Rinder-, Pferde- und Schafherden 6 bis 10 km weit mit Geschrei und Schlagstöcken über die Orte Kaucklitz, Packisch, Strehla nach Koßdorf oder Mühlberg treiben. Danach durften wir zum Heimatdorf Arzberg zurücklaufen. Das geschah Anfang Mai 1945 und war anstrengend und unangenehm.

Meine persönliche Lehre und Schlussfolgerung aus diesem Kapitel deutscher Geschichte anlässlich des 60. Jahrestages ist:

„Nie wieder Aggressionskriege in Europa und anderswo, Schluss mit den Terroraktionen weltweit.

Kampf um internationale, gemeinsame Friedensbestrebungen, Toleranz und Anerkennung anderer Staaten ohne irgendwelche Klassifizierung.

Keine Bevormundung und Vorrechte für die so genannten Weltmächte!“

Möge der Schwur der Alliierten von 1945, der am 25. April 1985 von Veteranen der 1. Ukrainischen Front und der 69. Infanteriedivision aus den USA an der historischen Begegnungsstätte Torgau/ Elbe erneuert wurde, für immer als Mahnung dienen.

Regine Bronsch

### **„Mir schwanden fast die Sinne vor Angst“**

*Regine Bronsch, geb. Behrendt, erlebte das Kriegsende als Elfjährige in Biesdorf. Ihre Erinnerungen hatte sie bereits zum 50. Jahrestag des Kriegsendes niedergeschrieben und ihren Enkeln zugeeignet.*

Schon seit längerem habe ich daran gedacht, eine Geschichte der Biesdorfer Kinder zu erzählen. Keine märchenhafte, sondern tatsächliche Begebenheiten aus der Zeit, in der ich ein Biesdorfer Kind war. Ich beginne mit einer Zeit, an die ich die meisten Erinnerungen habe, in die meine schwersten Lebenserfahrungen fallen.

#### 1.

Es war Frühjahr, im 4. Jahr des Zweiten Weltkrieges. Wir Schulkinder trafen uns und liefen schwatzend zur Schule. Rechtzeitig mussten wir von zu Hause aufbrechen, denn keiner kam auf die Idee, den Bus zu nehmen. Wir stellten sogar fest, dass Kinder, die in der näheren Umgebung der Schule wohnten, noch nicht mit ihrem Frühstück fertig waren, als wir sie abholen wollten. Gemeinsam sputeten wir uns, um pünktlich in der Schule anzukommen. Es herrschten nämlich strenge Regeln. Die Kinder hatten sich auf dem Schulhof klassenweise anzustellen – die Jungen auf dem ersten, die Mädchen auf dem zweiten Hof, der auf der anderen Seite der Turnhalle lag. Durch den Aufsicht habenden Lehrer wurde eine nach der anderen Klasse, wahrscheinlich fünf Minuten vor acht Uhr, ins Schulgebäude eingelassen. Er forderte uns auf, den Mund zu halten und das Gerempel zu unterlassen. Das Gepolter war trotzdem unüberhörbar und eine Gruppe nach der anderen verschwand in ihrem Klassenraum. Beim Eintreten des Lehrers erhoben sich die Schüler, es wurde begrüßt und der Lehrer sagte: „Setzen“. Für die Kinder, die – aus welchen Gründen auch immer – nicht pünktlich auf dem Schulhof ankamen, war es peinlich. Die Türen waren abgeschlossen. Sie mussten durch den Haupteingang von vorn das Schulgebäude betreten und sich beim Hausmeister melden. Strenge Befragung und eine Eintragung wurden vorgenommen. Die gleiche Prozedur natürlich nochmals beim Klassenlehrer.

Wir hatten eine nette Klassenlehrerin, Fräulein Strötzel, die wir sehr liebten und, wenn es sich ergab, nach Hause begleiteten. Dagegen gab es eine kleine,

strenge, verwachsene Lehrerin, die im Unterricht herumschrie und mit ihrem Schlüsselbund nach unaufmerksamen oder schwatzenden Kindern warf. Wir hatten einmal bei ihr eine Vertretung im Zeichenunterricht. Ich bekam von ihr eine gute Note. Trotzdem fürchtete ich mich vor ihr, sogar bei der Hofpausenaufsicht. Klassenweise liefen wir im Kreis auf dem Hof, die Jungen auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite der Turnhalle. Ausnahmen waren der Gang zur Toilette oder das Ende des Unterrichts.

Was mich in den ersten Jahren so faszinierte, war der Kochunterricht für die höheren Mädchenklassen. In die Schulküche, die im Erdgeschoss lag, konnte man hineinsehen, wenn wir von der Straße her rechts am Schulgebäude zu den Schulhöfen gingen. Wenn der Unterricht früher beendet war oder später begann, sahen wir, dass dort gekocht, gebraten und gebacken wurde. Die Speisen wurden zu Mittag verzehrt. Aus einigen Klassen kamen dafür bedürftige Kinder in Betracht. Ich war nie dabei – auch nicht bei der Quäkerpeise in Form von Kakaogetränken, die in den Klassen verteilt wurde.

Sehr fürsorglich verhielten wir uns zu einer Mitschülerin, die körperbehindert war. Sie wurde mit einem Kindersportwagen zur Schule gefahren, im Winter bei Schnee zog ein Hund sie auf einem Schlitten. Sie wuchs nur langsam, und ihre kleine Schwester war bei ihrer Einschulung schon größer als unsere Freundin, als wir schon in der 3. Klasse waren. Mit kleinen trippelnden Schritten versuchte sie, mit uns im Schulgebäude mitzuhalten. Ihre schulischen Leistungen waren sehr gut und oftmals war sie uns im Unterricht voraus.

Im Vergleich zur morgendlichen Hektik wurde der Heimweg geruhsamer angegangen. Der erste Aufenthalt war die heruntergelassene Eisenbahnschranke am Bahnhof Biesdorf. Es konnte eine S-Bahn sein, aber oftmals waren es Güterzüge. Die meisten fuhren in die eine Richtung – nach Osten. Es waren Waggons mit zum Teil offenen Ladetüren, aus denen Soldaten herauswinkten. Auch wir winkten ihnen zu. So manches Mal flatterten Briefe auf die andere Seite der Schranke. Die größeren Kinder, die zuerst unter der sich hebenden Schranke hindurchschlüpfen, hoben sie auf. Es waren meist frankierte Karten und Briefe, in denen die an die Front fahrenden Soldaten ihren Angehörigen wahrscheinlich ihre Situation mitteilten. Die Post wurde gesichtet und ordnungsgemäß in den nächsten Briefkasten geworfen.

Wir Kinder haben trotz der übermütigen Stimmung nach dem vollbrachten



Schulunterricht und dem nun – mit Ausnahme der anstehenden Schulaufgaben – freien Nachmittag doch schon Erfahrungen mit den einschneidenden Einschränkungen und schmerzlichen Angstzuständen der Kriegszeit gemacht. Von vielen Kindern waren die Väter eingezogen und sie lebten mit der Mutter und den Geschwistern allein.

Ich war noch Vorschulkind, als der Krieg begann. An den Reaktionen der Erwachsenen war zu merken, dass die Entwicklung der kommenden Jahre unvorhersehbare Konsequenzen für alle nach sich ziehen wird. Auf uns übertrug sich die Hilflosigkeit und Furcht vor den ungewissen Ereignissen.

Das erste, woran ich mich erinnere, war die Einführung der Lebensmittelkarten. Sie waren rosa, in der Größe einer DIN A 4 Seite im Querformat, mit kleinen Abschnitten für die jeweiligen Lebensmittel und die Personalangaben. Zur Fälschungssicherung waren sie mit dem Motiv des Berliner Roten Rathauses bedruckt. Die Ausgabe bedeutete, dass die meisten Lebensmittel, später auch Kleidung, Schuhe, Textilien und vieles andere mehr, rationiert waren. Beim Einkauf wurden die Abschnitte je nach Menge und Art abgeschnitten. Die Kaufleute hatten diese aufzukleben und abzurechnen. Später wurden die Lebensmittelkarten kleiner und die Mengenzuweisungen geringer. Abgeschafft wurden die Lebensmittelkarten und Bezugsscheine erst, nachdem ich schon verheiratet war. Eine Kohlengrundzuweisung gab es noch bis in die achtziger Jahre hinein.

Die nächste Einschränkung, die vorgeschrieben wurde, war die Verdunkelung. Alle Fenster mussten bei Anbruch der Dunkelheit mit Rollos und Vorhängen versehen sein. Die Straßenbeleuchtung entfiel und die Reklamen an Schaufenstern und Kinos wurden abgeschaltet. Die Autos konnten nur noch mit einem kleinen Lichtstreifen im Scheinwerfer fahren. Alle Passanten schafften sich Taschenlampen an. Es gab sogar Anstecker mit unterschiedlichen lustigen Motiven, die in der Dunkelheit leuchteten.

An hohen Gebäuden brachte man Sirenen an, die mit durchdringendem Geheul die Bevölkerung vor Luftgefahr warnen sollten. Luftschutzräume wurden eingerichtet und Hinweise für die Brandbekämpfung gegeben. Ich war dabei, als in einem der Grundwasserpools am Bahnhof Biesdorf eine Löschvorführung stattfand. Die Bevölkerung war aufgerufen, daran teilzunehmen. Es wurden unterschiedliche Munitionsarten und Bomben erläutert und in Brand gesetzt. Bei den Löschvorführungen war ein Beteiligter

unvorsichtig und seine Hose fing Feuer. Große Peinlichkeit – er wurde augenblicklich mit einem Eimer Wasser übergossen. Es ist wahrscheinlich, dass wir bei dieser Gelegenheit auch aufgerufen wurden, im Biesdorfer Schloss unsere Gasmasken in Empfang zu nehmen. Es war ekelhaft. Die Atmosphäre in der dort eingerichteten Dienststelle, das Umfeld der Gerätschaften und die Aussicht, dieses Monstrum zum Schutz vor Atemnot bei einem Angriff tragen zu müssen, verursachten mir Widerwillen.

Auch in der Schule gab es Luftschutzübungen. In geordneter Formation hatten alle Klassen in den Keller zu gehen. Das waren alles Vorsichtsmaßnahmen, um bei möglichen Tagesluftangriffen während der Schulzeit vorbereitet zu sein. In der Turnhalle, die gleichzeitig auch als Aula genutzt wurde, erhielten wir Instruktionen und es fanden Appelle statt, die den Geist der Zeit vermittelten. Wir Kinder der unteren Klassen verstanden kaum etwas von den Ideologien dieser Epoche. Es blieb Unbehagen und Furcht. Zum Schluss solcher Veranstaltungen wurde das Deutschlandlied gesungen und alle mussten wir während des gesamten Gesanges den rechten Arm erhoben halten - er wurde schwer und schwerer.

Zu Anfang waren es kürzere Alarmzeiträume, was bedeutete, dass Fremdaufklärungen stattfanden. Feindliche Flugzeuge überflogen uns und machten Fotoaufnahmen. Wenn es nachts Alarm gab, standen wir auf, kleideten uns an und hockten uns im Treppenhaus hinter eine starke Hausmauer. Unsere anderen Hausbewohner blieben noch in ihrer Wohnung. Nach dem Entwarnungssignal mit einem gleichbleibenden Geheul legten wir uns wieder zum Schlafen nieder.

Bei eindeutigen Fluggeräuschen und Flak-Abwehrfeuer in der Ferne und später auch in nächster Nähe war dieser Aufenthaltsort nicht mehr aufrechtzuerhalten. Gemeinsam mit der Familie Gordon und Frau Moos hielten wir uns künftig bei Alarm im Keller auf. Es wurden Sitzgelegenheiten aufgestellt und notwendige Dinge für den Ernstfall – so hieß es – hatte jeder bei sich. Das erstreckte sich sowohl auf Ausweise und Personalunterlagen, Notverpflegung und Bekleidungsgegenstände sowie später auch auf Haushalts- und Wertgegenstände. Die Angst ging um und die Detonationen der Bombenabwürfe über dem Berliner Stadtbereich sowie der Flakbeschuss aus unterschiedlichen Richtungen lähmte die Betroffenen, die hilflos in den Kellern saßen. Und dann geschah es tatsächlich. Wir saßen im Keller und ich kuschelte mich an meine Eltern. Das Flugzeugbrummen wurde stärker. Das Flakabwehrfeuer

in anderen Tonfrequenzen war heftiger und plötzlich ein pfeifender schriller Ton, der lauter und dumpfer wurde. Dann ein kurzer, starker, berstender Knall, der sich echoartig als Luftdruck ausbreitete. Mit der Geräuschveränderung der fallenden Bombenlast senkten wir unsere Köpfe instinktiv nach vorn, um vor den herabfallenden Massen über uns geschützt zu sein. Die Glühbirne an der Kellerwand flackerte, ging aus, glimmte nochmals und erlosch. Innerhalb dieser Sekunden blieb jedem das Herz stehen. Die vordere Kellertür stürzte nach innen, es wehte Sandgeruch herein. Ein Klirren von Fensterscheiben, rutschende, prasselnde und zerbrechende harte Geräusche erreichten uns. Dieses und jenes quietschte und fiel über uns zu Boden. Eine Taschenlampe ging an, die Petroleumlampe wurde angezündet. Wir atmeten tief auf und zitternd erkannten wir, dass uns nichts geschehen war – wir hatten Glück gehabt. Kaum einer rührte sich vom Platz. Nachdem einzuschätzen war, dass nichts mehr passieren würde, gingen die Männer hinaus.

Der Himmel reflektierte rötliches Licht von verschiedenen Bränden in der Nachbarschaft. Jeder Schritt vorm Haus über die zerbrochenen Dachziegel und Glasscherben ließ die Zerstörung im Haus und der Nachbarschaft erkennen. Die Bewohner der Nachbarhäuser riefen sich zu und erkundeten den angerichteten Schaden. Eine Luftmine war in der Boschpöler Straße, Ecke Herzogstraße niedergegangen. Der Bombentrichter nahm fast die Breite der Straße ein und alle Häuser der Umgebung waren mehr oder weniger stark beschädigt. Die Erwachsenen begannen nach der irgendwie überstandenen Nacht mit den Aufräumarbeiten und der Reparatur der Schäden.

Das war der Beginn der folgenden, damals noch unvorstellbaren Zerstörungen. Unabhängig von den nächtlichen mehr oder weniger häufigen und zerstörerischen Vorgängen ging am Tage das Leben weiter, je nach den eingetretenen schmerzlichen Veränderungen im Umfeld aller. Auch auf dem Weg zur Schule wussten die Kinder ausführlich über die Erlebnisse der Nacht und deren Folgen zu berichten. Wir fanden und sammelten Granatsplitter, die metallisch und blaufarbig glänzten und bizarr aussahen. Sie waren verletzend und tödlich zu dem Zeitpunkt, als sie vom Himmel regneten.

Wenn sich der Tag neigte, die Fenster verhangen waren, wurden die Sachen bereitgelegt für einen möglichen nächtlichen Gang in den Keller. Meine Furchtsamkeit steigerte sich zunehmend. Zur Toilette ging ich ungern allein, weil mich das Fenster hinter mir beunruhigte. Es gab an öffentlichen Stellen Plakate mit drohenden Grafiken und Hinweisen, die der Bevölkerung bewusst

machen sollten, dass der Feind überall sei. Auf einem Bild schlug ein Skelett im schwarzen Umhang mit einer Keule auf ein Haus ein.

Ich bekam Angstzustände und konnte auch nicht in der Wohnung bleiben, als die Dachdecker neue Ziegel auf unserem Dach anbrachten. Mit Decken zugedeckt lag ich im Liegestuhl im Garten und sah den Arbeiten zu. Es waren nicht mehr die schönen dunkelroten glasierten Ziegel, sondern eine einfache, doppelt zu legende andersfarbige Sorte, die den Schaden so richtig deutlich machte.

Aus vielen Familien wurden die Kinder zu Verwandten aufs Land geschickt. Es gab Vorbereitungen, die Schulen zu schließen und die Kinder in Landschulheimen unterzubringen. Meine Eltern bekamen von der Familie Weidemann aus Heimburg am Harz einen Vorschlag, dass sie bereit wären, mich bei sich aufzunehmen. Das bedeutete, ich könnte dort wohnen. Wir waren im vorangegangenen Jahr dort zur Sommerfrische – das nannte man damals so, wenn Urlaubsgäste anreisten. Ob ich den Vorschlag freudig aufnahm, weiß ich nicht mehr. Das war ja die erste Trennung von meinem familiären Umfeld und dann ganz zu fremden Leuten. Die Situation der Zeit ließ mich diesen Entschluss ertragen in der Erwartung, dort keinem Bombenterror ausgesetzt zu sein. Ich wurde also evakuiert. Ländliche Gegenden und abgelegene Ortschaften waren weniger durch Bombenangriffe gefährdet. Ich hatte neue Eindrücke und Erlebnisse, die eine eigene Geschichte ergeben.

Im Spätsommer des darauf folgenden Jahres erkrankte ich. Unreife Äpfel waren der Grund und ich bekam Blinddarmreizung. Bei nicht rechtzeitiger Behandlung kann diese Krankheit zu schweren Folgen führen. Nachdem eine Besserung eingetreten war, wurde beschlossen, dass ich trotz der angespannten Situation in Berlin mit nach Hause fahren werde. Wir wollten die vor uns stehenden, nicht einzuschätzenden Ereignisse des zu Ende gehenden Krieges gemeinsam ertragen. Die Kriegsfrenten auf beiden Seiten zogen sich zusammen und Luftangriffe fanden nun auch in allen Gegenden statt.

Mit großem Entsetzen besah ich den zerstörten Fernbahnhof, auf dem wir ankamen. Unser Zug hielt vor dem Bahnhof auf einem Nebengleis. Viele Menschen strömten durcheinander, Flüchtlingsfamilien mit Gepäck, Arbeitstrupps und Reichsbahnangestellte sowie Soldaten und herumkommandierende Offiziere. Die Fernzugverbindungen funktionierten kaum noch nach den amtlichen Fahrplänen, denn vorgesehene Fahrstrecken waren

unterbrochen oder die Anlagen zerstört.

Die S-Bahn fuhr und in Biesdorf machte es vorerst einen friedlichen Eindruck. Dennoch waren viele Häuser mehr oder weniger schwer beschädigt. Bei einigen waren die Dächer halb abgedeckt und notdürftig mit Dachpappe ausgebessert. Wenige Grundstücke von unserem Haus entfernt war die obere Etage eines Hauses ausgebrannt und durch leere Fensterhöhlen konnte man den Himmel sehen. Die Häuser meiner Freundinnen Ilse und Ursel aus der Eitelstraße waren ausgebrannt. Sie wohnten woanders oder waren evakuiert.

Bei uns hielt sich zum Glück der Schaden in Grenzen. Jedes Fenster hatte nur noch wenige Fensterscheiben. Die zerbrochenen waren mit Pappe ersetzt. Die Schränke waren zum Teil ausgeräumt, denn vor einem möglichen Schaden war vieles verpackt worden und im Keller untergestellt. Bei einem Angriff war unser Haus von einer Brandbombe getroffen worden. Das Feuer konnte gelöscht werden. Durch das Löschwasser hatte aber die Küche unserer Nachbarin einen hässlichen schwarzbraunen Fleck.

Im Garten wurde ein Erdloch ausgehoben, vielleicht 3 x 2 m groß und mannshoch. Es wurde mit Brettern abgedeckt, darüber ein Erdhügel aufgeschüttet. Dort drinnen haben sich nun unsere Hausbewohner während der Angriffe aufgehalten, um nicht bei einem Treffer verschüttet zu werden. Durch die Erdaufschüttung und Holzverschalung schoss eine Brandbombe durch und fing Feuer. Es konnte mit dem bereitgestellten Löschwasser und Sand gelöscht werden. Das Erdloch war unbrauchbar geworden und so entschloss man sich, bei Alarm den für die Bevölkerung auf einem früheren Fußballplatz gebauten Bunker in der Prinzenstraße, Ecke Buschiner Straße aufzusuchen.

Um rechtzeitig den Bunker erreichen zu können, orientierten sich alle Nachbarn an Rundfunkmeldungen, die Ort und Bewegungsrichtung von Bomberstaffeln bekannt gaben. Wenn angesagt wurde, dass bei Hannover/Braunschweig Flugzeugverbände in Richtung Berlin geortet wurden, war es an der Zeit, das Gepäck zu nehmen und zum Bunker aufzubrechen. Für mich war eine Kinderkiepe gepackt, die nötige Kleidungsstücke enthielt entsprechend der Jahreszeit. Der Bunker war ein Rundgang, von dem zu beiden Seiten kleine Räume abgingen. Hier hatten kinderreiche Familien und alte Leute eine ständige Zuflucht. Diese Räume waren mit Schlafgelegenheiten ausgestattet und konnten von diesem Personenkreis jederzeit genutzt werden.

Wir dagegen hatten keinen festen Zugang zum Bunker und wurden erst bei Gefahr eingelassen. Viele Menschen suchten Schutz und die vorgesehenen Sitzgelegenheiten in einem größeren Raum reichten nicht aus. So brachte man sich einen Bunkerstuhl mit. Es war ein einfacher Klappstuhl, der ans Gepäck gehängt werden konnte. Ich hatte eine Kiepe mit einer Sitzabdeckung. Alle, die den Bunker schon langfristig nutzten, hatten ihre festen Aufenthaltsorte. Für uns war es schwer, noch eine Ecke zu finden, denn zu Anfang des Krieges hatten wir uns ja erst im Keller aufgehalten und später gab es das Erdloch. Nur im Vorraum zu den Wasch- und Toilettenräumen fanden wir eine Möglichkeit. Ich fand das in Ordnung, denn das Sausen der Frischluftventilatoren übertönte das Flugzeuggebrumm, das Flakfeuer und die Detonationen der Bomben.

Das Abhören der Radiodurchsagen zur rechtzeitigen Vorwarnung war für uns alle wichtig. Die Leute in der Nachbarschaft wechselten sich jeden Tag ab. Wenn Gefahr im Anzug war, wurden von Haus zu Haus die anderen verständigt. Mit einem Grammophontrichter riefen wir dem Fräulein Ludwig, das auf dem Nebengrundstück in einem kleinen Gartenhäuschen wohnte, die Gefahrensituation zu. In einer Nacht hatten wir das Klingeln überhört und machten uns erst sehr spät auf den Weg zum Bunker. Das Flugzeuggebrumm war schon deutlich zu vernehmen und plötzlich fielen Lichtsignale – so genannte Weihnachtsbäume – vom Himmel, die das Bombenabwurfziel bestimmen sollten. Wir hatten noch eine Strecke zurückzulegen und Panik erfasste uns. Die Lichtkegel der Suchscheinwerfer trafen sich in der Höhe, um die Flugverbände für das Flakfeuer sichtbar zu machen. Die Bunkertüren wurden schon geschlossen und in letzter Minute schlüpfen wir hinein.

In dieser Zeit ging es nur um das Überleben. Tagsüber wurde den noch möglichen Arbeitsverrichtungen nachgegangen und die Berufstätigen versuchten, ihre Arbeitsplätze zu erreichen. Schulunterricht gab es nicht mehr. Die Kinder wurden mehr oder weniger in kleinen Gruppen von den Eltern mit schulischen Aufgaben betreut. Meist erstreckte sich das auf das Lesen und die Lösung von Rechenaufgaben aus der Situation des täglichen Umganges.

Das dreistöckige Wohnhaus direkt am Boschpöler Platz, in dem unser Kaufmann war und meine Freundin Traudchen wohnte, war nicht mehr da. Es blieb nur ein großer Schutthaufen. Das daneben stehende Haus war ausgebrannt. Nur im Keller richteten sich die Bewohner notdürftig ein. So veränderten sich von Tag zu Tag die Bedingungen und das Aussehen unseres Lebensumfeldes.

Sehr traurig verlief das Weihnachtsfest im letzten Jahr des Krieges. Im Radio wurden Glückwünsche aus der Heimat zu den Soldaten an den Fronten geschickt. Fernmündliche Begegnungen wurden zwischen Familienangehörigen geschaltet, sie riefen sich kurze herzliche Wünsche zu. Es gab Fernhochzeiten und es wurden Kinder geboren. Oftmals lebten die Väter schon nicht mehr, sie waren gefallen.

In der ersten Woche des neuen Jahres erkrankte ich an Scharlach. Der Arzt ordnete sofortige Krankenseinweisung an und ein Krankenwagen holte mich ab. Ich war in einem Saal mit 12 weiteren infizierten Kindern untergebracht. Es ging mir nicht gut, denn die Medikamente linderten zur damaligen Zeit nicht so schnell den Verlauf der Krankheit. Auch wir kranken Kinder wurden nicht verschont, mussten vor den nächtlichen Bombenangriffen in den Keller flüchten. Sehr liebevoll wurden wir von katholischen Krankenschwestern betreut. Aber die Trennung von unseren Angehörigen machte uns besonders ängstlich und verstärkte die Furcht vor möglichen Ereignissen des Krieges. Die Einsamkeit musste jedes Kind für sich allein ertragen.

Ich beging meinen 11. Geburtstag, an den mir keine Erinnerungen geblieben sind. Wegen der starken Ansteckungsgefahr konnte kein Besucher zugelassen werden. Ein Brief von meinem Vater zeigte mir an, dass er sich bei mir angesteckt hatte und auch in einem Krankenhaus lag. So verlebte unsere kleine Familie diese traurige Zeit getrennt voneinander und jeder bangte für den anderen.

## 2.

Der Frühling kam. Die Vögel zwitscherten und begannen, für die neue Brut ihre Nester auszubessern. Das Gras begann grün zu werden und es roch nach frischer Erde. Uns Kindern ging es inzwischen besser und wir konnten das Bett verlassen. Es wurde uns aber mitgeteilt, dass inzwischen ein Diphtheriefall eingeliefert wurde und wir solange im Krankenhaus verbleiben müssen, bis der Ansteckungszeitraum vorüber war.

Bis auf einige Neuzugänge in unserer Scharlachabteilung, die noch fiebrig das Abklingen der Krankheit abwarten mussten, alberten wir in unserem Schlafsaal herum. Steckten unsere Köpfe durch die Gitter der Eisenbetten, um uns dahinter zuzuwinken. Oftmals saßen wir aber in einem der engeren

Gitterabstände fest und es bedurfte einer gewissen Geschicklichkeit, den Kopf wieder ohne fremde Hilfe zurückzuziehen. Die Betten waren auch hoch genug, um darunter umherzurobben und andere zu erschrecken oder ihnen beim Ankleiden etwas wegzunehmen.

Wenn es zu toll herging, wurde dem Treiben von den Schwestern Einhalt geboten. Sie waren gläubige katholische Nonnen, die sich der Krankenpflege widmeten, ohne eine familiäre Bindung eingegangen zu sein. Sie hatten lange weiße Kleider an und trugen eine Haube, unter der die Haare völlig verschwanden. Ihre Ausgangskleidung war schwarz und eine kleine weiße Biesenborte umrandete ihr Gesicht. Ein goldener Ring und ein Kreuz an einer Halskette besagten, dass sie sich dem Heiland Jesus Christus ergeben hatten. Es gab im Krankenhauskomplex eine Kapelle, in der sie beteten und in der auch Gottesdienste abgehalten wurden. In einem Nebengebäude wohnte der Pfarrer und weitere geistliche Glaubensbrüder, die mit einer bodenlangen Kutte bekleidet waren.

Bei zunehmend schönem Wetter machten wir in einem Park, der dem Krankenhaus angeschlossen war, Spaziergänge. Wir beobachteten die hervorkeimende Natur, spielten Ball oder fingen Frösche in einem kleinen Teich. Bei einem dieser Ausgänge erklärte uns einer der Geistlichen, wie ein Baum veredelt wird. Wir konnten zusehen, wie in einem Astloch ein neuer zarter Zweig eingesetzt und verklebt wurde. Vielleicht war es ein Apfelbaum, an dem später zwei verschiedene Apfelsorten geerntet werden konnten. Dies waren heitere und interessante Erlebnisse, die die Zeit des zu Ende gehenden Krieges vergessen ließen. Die Besuchszeiten, ich glaube zwei- oder dreimal in der Woche, waren eine weitere ersehnte Abwechslung. Ein direkter Kontakt war nicht gestattet und so standen wir am Fenster und versuchten, uns mit unseren Müttern oder anderen Besuchern zu verständigen. Was konnte man sich da schon mitteilen?

Der Bahnhof Biesdorf war abgebrannt, auch das große Postgebäude gegenüber der Adlerapotheke in der Oberfeldstraße. Mein Vater hatte zum Scharlach noch eine Gesichtsrose dazubekommen, so dass er auch noch im Krankenhaus war. Und die Front war schon an der Oder. Ich erinnere mich an die Landkarte, auf der wir die Luftschutzvorwarnungen des Rundfunks verfolgten. Manchmal konnten wir bei ruhigem Wetter ein Grummeln wahrnehmen, das ein Gewitter sein konnte, aber auch Geschützdonner. Sirenenengeheul und der Gang in den Keller waren wie bisher an der



Tagesordnung. Nachts wurden wir geweckt und alles musste schnell gehen. Den kleinen Kindern halfen wir beim Anziehen.

An ein kleines ausländisches Mädchen kann ich mich erinnern. Es gehörte bestimmt einer zur Zwangsarbeit verpflichteten jungen Frau aus Polen, Frankreich oder von woanders her. Verständigen konnten wir uns nicht mit ihr. Die Kleidung war ärmlich, sie hatte ganz unterschiedliche Strümpfe zum Anziehen.

Im Keller hatte jeder seinen Platz auf einer Bank an der Wand. Manche noch stark infizierte Kinder lagen von uns entfernt auf Liegen in einem anderen Kellerraum. Der Pfarrer brachte – mit einem Stahlhelm auf dem Kopf – vom Nebengebäude eine Monstranz herüber, die auf einem kleinen Altar abgestellt wurde. Die Schwestern knieten davor und wir Kinder waren aufgefordert, ebenfalls die Hände zu falten und die Gebete mitzusprechen, die uns Hoffnung und Trost spenden und uns vor schlimmen Ereignissen bewahren sollten. Wenn Flugzeuggeräusche im Anzug waren, die Abwehrgeschütze hämmerten oder Bomben detonierten, wurde lauter und inbrünstiger gebetet. Wir fühlten uns dennoch nicht geborgen und fürchteten uns.

Nun aber kam der Tag, an dem wir entlassen wurden. Wir wurden gebadet und mit frischer sauberer Unterwäsche saßen wir auf einem Bett, bis wir von unseren Angehörigen nacheinander abgeholt wurden. Wir waren sechs oder auch acht Kinder, die fast neun Wochen wegen der Ansteckungsgefahr im Krankenhaus bleiben mussten. Diese Lebensphase war für uns vorbei, und wir hatten sie gesund überstanden. Es hatte nämlich auch Todesfälle gegeben. Ein kleiner weißer Sarg, dem wir zufällig bei einem unserer Spaziergänge begegnet waren, zeugte davon. Mein Vater war inzwischen auch aus dem Krankenhaus entlassen und unsere kleine Familie war wieder beisammen.

Die Gesamtsituation war aber nicht einfacher geworden. Von den Erwachsenen wurden die unterschiedlichsten Vorahnungen geäußert. Worauf sollte man sich vorbereiten, wie die nächsten Angehörigen verständigen. Die Alliierten rückten näher und nahmen von mehreren Seiten eine Stadt nach der anderen ein. Über die Oder stürmten die sowjetischen Truppen vor und wollten auf dem schnellsten Wege die Hauptstadt Berlin erobern. Die deutsche Wehrmacht war aufgerufen, den Widerstand aufrechtzuerhalten. Die Zivilbevölkerung duckte sich in den Kellern und versuchte, tagsüber das Überlebensnotwendige mit den noch zur Verfügung stehenden Mitteln zu

organisieren.

Wir gingen bei Fliegeralarm nicht in den Bunker, sondern hatten ganz in der Nähe an der Eitelstraße die Möglichkeit, in einem Hausbunker mit aufgenommen zu werden. Er war unter der Terrasse gebaut worden und vom Haus aus begehbar. Verschiedene Familien der Umgebung fanden hier Schutz. Die Luftangriffe verliefen unvorhersehbar. Nie konnte eingeschätzt werden, wie lange die Anspannung dauerte, wann in der Ferne die Luftkampfgeräusche verstummten und das Entwarnungssignal ertönte, auf das wir in unsere hoffentlich noch unversehrten Betten zum Schlafen steigen konnten. Oftmals mussten wir aber den Kopf einziehen.

An einem der letzten Kriegstage rumste es in unterschiedlichen Entfernungen recht eindeutig und wir hielten die Luft an. Langes Nachdenken war in diesen Minuten nicht möglich. Ein Aufatmen erst, nachdem die Geräuschkulissen in der Ferne verschwanden. Ein oder zwei Männer öffneten die fest verschlossene Tür, gingen nach oben und erkundeten die unmittelbare Umgebung nach möglichen Vorkommnissen, wie z. B. ungewohnte Geräusche, Brandgeruch oder Feuerschein, der auf Brandbombentreffer bei Nachbarn schließen ließ. Meist reflektierten die Wolken in der Nacht die bei den Angriffen entstandenen Brände innerhalb des Berliner Raumes. Es erinnerte an ein Abendrot, doch jeder wusste, welcher Verlust und welches Leid damit verbunden war.

Plötzlich ein Aufschrei: „Bogomils Haus ist nicht mehr vorhanden!“ Das war unser Nachbarhaus – wie sieht es wohl bei uns in der Wohnung aus? Schnell lief jemand hinüber, um das Ausmaß der Zerstörung einzuschätzen. Das Ergebnis war für uns insoweit beruhigend, dass es sich zwar beim Nachbarhaus um einen Totalschaden handelte, doch unsere Hauswand bis auf die Fenster unbeschadet geblieben war. Es war hell in der Wohnung, als wir vom Treppenhaus die Wohnungstür öffneten. Das letzte Fensterglas und die Pappen, mit denen die vordem schon zerbrochenen Fensterscheiben zugenagelt waren, lagen im Wohnungsinnen, dazu ein undefinierbarer Haufen von Steinen, Balken, Möbelüberresten und Textilien. Und uns bot sich ein weithin freier Blick in die dahinter liegenden Grundstücke. Doch bedrohlich reckte sich der stehen gebliebene mittlere Hausschornstein, oben noch mit einem gewaltigen Mauerrest, in den Himmel. Wegen der Einsturzgefahr traute sich vorerst niemand in die Nähe des zerstörten Hauses, um nach brauchbaren, noch erhalten gebliebenen Gegenständen zu suchen.

Kompliziert war es, das massive Gemäuer in den nächsten Tagen abzureißen. Danach konnte begonnen werden, den Schuttberg abzutragen. Gegenstände, sofern sie noch verwendbar waren, wurden geborgen und gereinigt. Die Hausbewohner wurden von hilfsbereiten Familien aufgenommen. Das kleine Gartenhaus war noch bewohnbar. Es stellte sich heraus, dass der Keller unversehrt geblieben war und die untergestellten Sachen halben fürs Erste weiter.

Die Nachbarn zur Prinzenstraße hin, das alte Ehepaar Nowak, hatte für sich beschlossen, die Ereignisse des Krieges wie es kam über sich ergehen zu lassen. Sie blieben nur dürrig geschützt im Haus, in ihrer Wohnung. Sie hatten den Bombentreffer beobachtet und einen Schock erlitten. Nachdem sie sich wieder gefangen hatten, erzählten sie, dass sie das Auf- und Durchschlagen der Bombe durch das Dach und die obere Etage von ihrem Fenster aus wahrgenommen hatten und ihnen dann die berstende Explosion in der mittleren Wohnung fast den Verstand nahm. Danach war alles vom Druck der Detonation und dem Zusammenstürzen des Hauses in einer undurchsichtigen Staubwolke verschwunden.

Eine weitere Situation hat uns in Aufregung versetzt. Nach der langen und zermürbenden Zeit, in der Luftkampfgeräusche und Bombenabwürfe zu hören waren, besagte uns das Entwarnungsgeheul, dass wir mit dem Schrecken davon gekommen waren. Doch auf dem Weg nach Hause wurden wir von Hausobleuten der Nachbarschaft über einen Lautsprecher darüber informiert, dass in der Oberfeldstraße zwischen Eitel- und Boschpöler Straße ein Blindgänger niedergegangen sei. Die Einwohner hätten sich in ihren Wohnungen oder Schutzräumen aufzuhalten. Die Bewohner der näheren Umgebung wurden ausquartiert. Eine Sprengbombe steckte in der Fahrbahn, ohne dass es zu einer Explosion kam. Der Autoverkehr wurde weiträumig über die Königstraße umgeleitet. Im Laufe des nächsten Tages kamen Spezialfahrzeuge mit Gerätschaften und Männern in Sträflingskleidung, die die Bombe zu entschärfen hatten. Eine riskante Arbeit, und wie zu sehen war, wurden dafür ausländische Gefangene, vielleicht aber auch Widerstandskämpfer oder Leute, die sich gegen das Regime geäußert hatten, eingesetzt. Nach dem Abtransport des entschärften Sprengkörpers besichtigten wir natürlich die Einschlagstelle und waren überrascht, wie tief der Krater ausgehoben werden musste, um zur Entschärfung an den Zünder heranzukommen. So etwas war häufig vorgekommen. Mein Vater transportierte einmal sehr vorsichtig eine Phosphorbombe vom Nachbarhaus bis in

den Vorgarten, bevor das Entschärfungs- und Vernichtungskommando angekommen war, denn es war zu befürchten, dass der leichtentzündliche Inhalt das Haus in Brand stecken könnte.

Genau kann ich mich nicht mehr erinnern, womit ich mir die wenige freie Zeit vertrieben habe. Nur einige Freundinnen waren noch in der Gegend. Alle waren wir verstört und nicht dazu in der Lage, uns mit Schulstoff zu befassen. Wir schwatzten eben, spielten Karten und legten Puzzle und dann war es wieder an der Zeit, sich zu Hause einzufinden. Dann las ich Märchenbücher und sogar die Kinder- und Jugendbücher meiner Mutter aus dem Anfang des Jahrhunderts. Die Erwachsenen waren damit ausgefüllt, die Schäden zu reparieren und Vorräte anzuschaffen, die für eine ungewisse Zeit einen Lebensmittelvorrat darstellen sollten.

Für uns war es ein Glück, dass mein Vater nicht eingezogen war. Das hatte zwei Gründe: Beim Herumtollen im Winter hatte ihn als Kind ein harter Schneeball am Kopf getroffen und das Trommelfell war geplatzt. Im späteren Alter ergaben sich Komplikationen, so dass er Anfang des Krieges operiert werden musste und daraufhin vom Fronteinsatz vorerst zurückgestellt wurde. Ein weiterer Grund bestand darin, dass er bei der GASAG beschäftigt war, im Gaswerk Klingenberg, neben dem heute noch produzierenden Elektrizitätswerk, von dem wir immer noch unseren Strom beziehen. Die Gasproduktion war damals eine wichtige Voraussetzung für die Versorgung der Haushalte und der noch intakten Betriebe. Die Tätigkeit in diesem Betrieb verlangte aber auch, dass die dort Beschäftigten in den Nächten zur Beseitigung von Bombenschäden zur Verfügung zu stehen hatten. So ergab es sich, dass er oftmals im Betrieb bleiben musste. Für uns drei war es immer wieder erleichternd, wenn wir uns wieder hatten.

Die Rundfunksendungen, Zeitungsveröffentlichungen und Plakate appellierten an alle, den Widerstandswillen gegen die auf uns zukommenden Fronten zu verstärken, zu kämpfen und darauf zu vertrauen, dass es noch zu einer unerwarteten Wende des Krieges kommen würde. Unglaublich natürlich zu einer Zeit, in der die Städte, Produktionsstätten und Verkehrswege weitgehend zerstört waren und die Lebenskraft der Bevölkerung bis auf ein Minimum geschwächt war. Die zur Verteidigung der letzten Bastionen des zusammenschrumpfenden Deutschlands noch mühsam kämpfenden Soldaten hatten angesichts des Elends und der Ausweglosigkeit kaum noch Sinn für die herausgegebenen Durchhalteparolen.

Auf dem Boschpolder Platz wurden Schützengräben ausgehoben mit Windungen nach beiden Richtungen. Alle Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren wurden aufgerufen, sich beim Wehrkreiskommando zu melden, damit sie zur Verteidigung Berlins eingesetzt werden können. Wer konnte, versuchte sich mit entsprechender Begründung diesem Einsatz zu entziehen. Die Luftangriffe wurden seltener, aber die Meldungen über den Vormarsch der Roten Armee ließen keinen Zweifel daran, dass in wenigen Tagen die Front bei uns sein wird.

Die Tage wurden länger und die Luft war lau. Das Grün sprießte und langsam fingen die Kirschbäume an zu blühen. Wir hatten uns im Kellerbunker auch für die Nächte eingerichtet und hielten uns nur noch in der Nähe unseres Wohnbereiches auf. Wir hatten Angst vor Kampfhandlungen, wenn die zurückziehenden deutschen Truppenverbände nicht aus unserer Gegend verschwänden. Geschützdonner war in unterschiedlichen Entfernungen auszumachen, doch bei uns war es verhältnismäßig ruhig. Nur sehr wenige Männer aus unserer Nachbarschaft waren dem Aufruf zum Beitritt in den Volkssturm gefolgt. Die Formation sollte in den Wohngebieten, aber auch in umkämpften Schwerpunkten zum Einsatz kommen. Mein Vater blieb nun bei uns zu Hause. Die Verkehrsverbindungen waren ohnehin unterbrochen und mit dem Fahrrad war es wegen der mit Fahrzeugen und Kriegsmaterial verstopften Wege äußerst beschwerlich, die Arbeitsstätte zu erreichen.

Bei einem Kontrollgang in unserer Wohnung und im Keller des Hauses stellte sich heraus, dass eingebrochen worden war. Vorwiegend war Männerkleidung verschwunden. Von den Anzügen lagen nur noch die Westen da. Es werden Soldaten gewesen sein, die sich in Zivilkleidern irgendwohin durchschlagen wollten. Es gab einige, die bei uns bleiben wollten und Unterschlupf suchten. Doch mit großer Anstrengung überredeten wir sie, sich eine andere Bleibe auszusuchen, um uns nicht zu gefährden.

Tagsüber war es warm und die Nächte waren sternenklar. Die Familien beratschlagten sich und jeder versuchte, an die wichtigsten Dinge zu denken, die zu ordnen waren und nach Möglichkeit im Handgepäck verstaut werden sollten. Reger Straßenlärm war von der Oberfeldstraße her zu hören, offensichtlich waren es zurückweichende deutsche Kampfseinheiten. Der Großraum Berlin war zum Hauptkampfgebiet erklärt worden. Der Außenring erstreckte sich in östlicher Richtung bis Altlandsberg. Die Stadt Berlin wurde nach dieser Richtung von den Vororten Mahlsdorf, Kaulsdorf

und Biesdorf begrenzt. Die Dörfer Marzahn, Eiche, Hönow und das Gut Hellersdorf gehörten nicht mehr zum Stadtgebiet und wurden nur in geringem Maße in Kampfhandlungen verwickelt. In deren Umgebung gab es nur Ackerland und Rieselfelder, die für die Berliner Kanalisation eingerichtet waren.

In breitem Aufmarsch konnte die Rote Armee mit ihren Landstreifkräften vorrücken. Wenn man jetzt von der Autobahn kommend über Hellersdorf nach Marzahn fährt, steht an einem der alten inzwischen renovierten Häuser das Datum „21. April 1945“. An diesem Tag erreichten die ersten sowjetischen Soldaten Marzahn. Es wird in der Nacht gewesen sein und der Nachschub wurde gesammelt, um am nächsten Tag die Kampfhandlungen auf die Hauptstadt zu beginnen.

In der Reichskanzlei in der Nähe des Potsdamer Platzes verschanzte sich Hitler mit seinem Stab und erwartete von den SS-Eliteeinheiten, die Verteidigung bis zum letzten Mann aufrechtzuerhalten. Die noch übrig gebliebenen Soldaten der deutschen Wehrmacht und sogar die Berliner Bevölkerung sollten erbitterten Widerstand leisten. Demzufolge war die Kampfbereitschaft auf beiden Seiten durch die jeweiligen Befehlshaber darauf ausgerichtet, mit aller Kraft den Gegner zu schlagen. Aus der Situation heraus war unzweifelhaft zu erkennen, dass es das Ende für Berlin sein würde und damit der Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ in Deutschland. Dieser Staat hatte in den zwölf Jahren seines Bestehens das deutsche Volk, Europa und mit seinen Verbündeten Italien und Japan fast die ganze Welt ins Verderben gerissen.

Die wirkliche Lage war zum damaligen Zeitpunkt aber nur wenigen klar. Ausländische Rundfunksendungen konnten zwar empfangen werden, doch war dies bei strengster Strafe untersagt. Nur wenige trauten sich, zum Beispiel den Londoner Rundfunk in deutscher Sprache abzuhören. Wenn die Frequenz eingestellt war, ertönte das Pausenzeichen: „Bum, bum, bum, bum.“ Die Neuigkeiten wurden dann unter vorgehaltener Hand und auch nur den engsten Freunden mitgeteilt. Die Radiostationen des Deutschen Reiches informierten nur darüber, was ihnen zum jeweiligen Stand der Ereignisse günstig erschien. Das erstreckte sich sowohl auf angebliche Siegesmeldungen, Stellungsgewinne und Durchhalteparolen als auch auf „Gräueltaten“ der auf dem Vormarsch befindlichen Alliierten. Aus diesen sich oftmals widersprechenden Äußerungen mussten sich alle übrigen ihre Meinung bilden und Schluss-

folgerungen für die zu erwartenden Ereignisse ziehen.

Die Nacht vom 20. zum 21. April 1945 hatten wir sehr unruhig verbracht, wohl auch kaum geschlafen. Die Männer begaben sich von Zeit zu Zeit immer noch einmal in die Häuser und Wohnungen. Zum Teil waren Haustiere zu versorgen und die Erfahrung von Einbrüchen und Diebstahl ließ die Kontrollgänge als notwendig erscheinen. Ein Nachbar fand in seinem Garten einen schwer verwundeten deutschen Soldaten mit einer bösen Kopfverletzung. Dieser übergab ihm seine persönlichen Sachen und Adressen mit der Bitte, die Angehörigen von seinem Zustand zu unterrichten. Ich glaube, er war später nicht mehr dort. Entweder hatte er sich noch weitergeschleppt oder er wurde von Kameraden mitgenommen. Mein Vater wollte am späten Abend noch einmal in die Wohnung, stellte aber beim Überqueren der Straße fest, dass jedes Mal, wenn er durch die Baumreihe zur gegenüberliegenden Straßenseite wollte, in seiner Nähe ein hartes, lautes, hochtönendes „ping“ und noch einmal „ping“ wahrzunehmen war. Möglicherweise schoss ein Scharfschütze, der die Aufgabe hatte, den Abzug der Deutschen zu sichern oder bereits ein sowjetischer Vortrupp, der alles, was sich bewegte, angriff.

Im Morgengrauen des nächsten Tages waren harte, rollende Geräusche zu vernehmen, die aber abbrachen. Mein Vater ging mit noch einem Mann vorsichtig durch den Garten, um danach Ausschau zu halten. Plötzlich schob sich ein Kanonenrohr von einem Panzer vor. Zwei Panzerfahrzeuge fuhren von der Oberfeldstraße her kommend die von der Kaiserstraße an noch nicht gepflasterte Eitelstraße in unsere Richtung. Beide Männer machten kehrt. Vater fiel auf dem feuchten Gartenweg hin, rappelte sich hoch und lief schnell ins Haus. „Jetzt sind sie da!“ wurde zu uns in den Kellerbunker gerufen. Immer häufiger vernahmen wir Geschützfeuer aus verschiedenen Richtungen und schnell hintereinander lospfeifende Salven ertönten nicht allzu weit von uns entfernt. Einschussdetonationen waren nicht festzustellen, was darauf schließen ließ, dass wir nicht mit Gegenfeuer rechnen mussten. Die Verteidigungslinien beschränkten sich offenbar vorerst darauf, die Stellungen zu festigen und die immer geringer werdenden Munitionsvorräte zu sparen. Uns war das schon recht.

Sowjetische Kampfeinheiten durchstreiften die Gegend und einige kamen aufs Grundstück und ins Haus. Ihr Auftreten war sachlich, doch ihre ungewohnte graugrüne Uniform, die runden gedrungenen Stahlhelme und die Maschinengewehre quer über der Brust besagten uns, dass wir in eine neue

Phase des Überlebens treten werden. Es gab eine Kontrolle der Anwesenden. Die Männer hielten ihre Papiere bereit, um nachzuweisen, dass sie entweder schon Rentner waren oder einen Freistellungsbescheid erhalten hatten und keine Soldaten waren. Mein Vater hatte es schwer, ihnen deutlich zu machen, dass er mit seinen 40 Jahren nicht eingezogen war. Die Verständigung war mühsam und er zeigte die noch nicht ganz vernarbte Wunde am Kopf und auf das Soldbuch mit dem Vermerk seiner Wehruntauglichkeit. Es wurde akzeptiert und auf die Frage „wo Hitler?“ bemühte sich jeder in die entsprechende Richtung zu weisen. Sie verließen uns und stiegen in ihre Fahrzeuge. Die erste Begegnung mit den Sowjets ließ uns aufatmen und darauf hoffen, dass das kurz bevorstehende Ende des Krieges und die Einstellung der Kampfhandlungen unsere Spannung der letzten Zeit lösen wird.

Doch ganz so war es nicht. Wir wurden, von wem auch immer, darüber aufgeklärt, dass es zu Plünderungen und Diebstählen kommen könnte. Schmuck und Wertsachen im weitesten Sinne sollten versteckt werden. Alle streiften die Ringe und Armbänder ab, auch Geld, Uhren und Halsketten wurden in Behältnisse gesteckt und im Garten vergraben. Eine ältere Frau hatte Schwierigkeiten, ihren Ehering vom Finger zu bekommen. Sie versuchte krampfhaft, mit Seife und Creme das Schmuckstück herunterzuziehen. „Sie hacken mir sonst den Finger ab!“, jammerte sie. Es muss wohl alles in Ordnung gegangen sein, denn später hatte sie sich wieder beruhigt.

Kurzzeitig hielten wir uns auch mal in der Wohnung des Hauses auf, ungeachtet des Geschützfeuers, das mehr oder weniger über uns hinpiff. Auf meinem Spielplatz waren „Stalinorgeln“ in Stellung gegangen, die die Boschpolder Straße entlang in Richtung Berlin schossen. Der Luftdruck ließ jedes Mal die Pappe von den Fenstern mitvibrieren. Wir waren drei Kinder und versuchten, uns mit Malen und Zeichnen, vielleicht auch mit kleinen Spielen abzulenken und uns die Zeit zu vertreiben. Für uns war der Krieg vorbei, wenn auch draußen die Artillerie dröhnte und fremde Stimmen von der Straße zu uns hereindrangten.

Unseren Kellerbunker wollte zu diesem Zeitpunkt noch niemand verlassen, und von den Erwachsenen wurden Vorbereitungen für eine weitere Übernachtung getroffen. Es war eng in dem kleinen Raum, der für mehrere Familien zur Verfügung stand. Die Mahlzeiten mussten auf dem Kohlenherd bereitet werden und Petroleumlampen wurden für den Abend hergerichtet, denn die Gas- und Elektrizitätsversorgung war inzwischen zusammenge-



brochen. Später floss auch kein Wasser mehr aus den Leitungen und wir mussten uns aus Brunnen unsere täglichen Rationen in Eimern und sonstigen Gefäßen beschaffen.

Das „Dritte Reich“ brach zusammen. Die deutsche Staatsführung und an ihrer Spitze der „Reichsführer“ Adolf Hitler hatte dieses Ende so gewollt. Seine Vorstellungen und Ideen waren gescheitert und er bestand darauf, dass auch das deutsche Volk zu Grunde gehen soll. Es ist unglaublich, dass so etwas möglich war! Für uns war ein neuer Stand erreicht, von dem nun auszugehen war. Bis zum Ende der Kriegshandlungen mussten wir noch mit unvorhersehbaren Ereignissen rechnen. Den Bombenterror hatten wir körperlich unbeschadet überstanden und wir hofften, auch noch die an uns vorbeiziehenden sowjetischen Kampfverbände zu überstehen. Dann würde hoffentlich auch vielen wieder besser werden.

### 3.

Unsere „Stunde Null“ war angebrochen. Der Krieg aber ging weiter und befand sich im Endstadium vor der Eroberung der Hauptstadt Deutschlands. Der aussichtslose Kampf der im Stadtzentrum zusammengezogenen Elite- und Kampftruppen wurde nicht gestoppt. Bis zum letzten Atemzug sollten alle Soldaten und die zur Verteidigung aufgerufenen Zivilisten kämpfen. Dies veranlasste die sowjetische Armee, alle Mittel aufzuwenden, um schnellstens an den Kern der deutschen Macht mit ihrem geistigen Ausgangspunkt heranzukommen. Die Kampfbereitschaft der Roten Armee war groß, denn sie stand kurz vor der Zerschlagung des deutschen Staates. Ein Aufgebot an schlagkräftigem Kriegsgeschütz wurde zusammengezogen und neue Truppenverstärkungen mit Soldaten aus den entlegendsten Gebieten der Sowjetunion kamen zum Einsatz. In Etappen wurden Kampfverbände auf dem Vormarsch nach Berlin in Biesdorf und anderen Vororten abgesetzt, die nach Bedarf weiterkommandiert werden sollten. Sie lagerten, wo es der Zufall wollte und durchstreiften die Gegend.

Wir saßen die dritte Nacht eingezwängt im Keller. Die beiden kleineren Kinder konnten sich hinter den sitzenden Erwachsenen auf einer Liege zum Schlafen ausstrecken. In einem Sessel kauerte eine über achtzig Jahre alte Frau, die schon verwirrt war und kaum etwas von den Ereignissen mitbekam. Einige hielten sich in den Kellerzugängen oder auch in den Wohnräumen des Hauses auf, denn Bomben- und Granateinschläge waren ja kaum zu erwarten.

Auf den Straßen waren Kampf- und Fahrzeuggeräusche, fremde Stimmen und Kommandorufe zu hören. Zum späten Abend wurde es ruhiger.

Kräftiges Klopfen am verschlossenen Hauseingang und zum Keller schreckte uns auf. Es wurde geöffnet und eine Gruppe Rotarmisten drängte ins Haus. Sie verteilten sich in den Räumen und durchstöberten Schränke und Schubläden. Die Männer wurden erneut kontrolliert und alle wurden mit den Worten: „Uhri, Uhri!“ (Uhren) bedrängt. Auch unser Bunkerversteck wurde entdeckt, in dem wir uns bei einer schummrigen Petroleumlampe zusammenkuschelten. Es waren fremdartige schlitzäugige Gesellen mit Umhang und Kapuze über dem Stahlhelm. In einem Beutel vor der Brust, in dem sich Gegenstände abzeichneten, wurden Wertsachen gesammelt. Wer noch etwas hatte, gab es heraus. Mit barschem Ton ließen sie Taschen öffnen und tasteten unsere Kleidung ab. Nachdem einer in meine Manteltaschen gegriffen hatte, klopfte er mir behutsam auf den Kopf. Vielleicht wollte er mich trösten, als er meine ängstliche Reaktion gewahr wurde, oder er hatte Mitgefühl aus eigenem Erleben. Ein starkes Unbehagen und der Dunst von Schweiß, Unsauberkeit und der Geruch von Metall-Öl-Verbindungen der Maschinengewehre durchzog den fensterlosen schlecht belüfteten Kellerraum.

Ein Aufruhr entstand im Vorraum und eindringlich versuchten einige Bewohner, einem Russen eine Schnapsflasche oder Weinflasche zu entziehen, die er an sich genommen hatte, weil er Alkohol darin vermutete. Tatsächlich aber war darin Petroleum oder Brennsprit für unsere Lampen aufbewahrt. Die Rangelei war gefährlich, denn schnell waren die angetrunkenen Soldaten bereit, ihre Macht auszuspielen. Es ging alles noch einmal glimpflich ab und nach ihrem Abzug wurden die Türen wieder verschlossen.

Kaum war der Schaden im Haus eingeschätzt worden und jeder begann sich über den Vorfall zu beruhigen, wurde erneut kräftig an den Türen gebummert. Wiederum wurde im Haus herumgestöbert. Fast alle befanden wir uns in unserem Bunkerverlies. Nun wurden die Kontrollen intensiver vorgenommen und jedem Einzelnen wurde mit einem entzündeten Streichholz ins Gesicht geleuchtet. In unterschiedlicher Folge wurden die überprüften Personen aus dem Raum gewiesen. Als Vater die Aufforderung bekam, nahm er mich mit. Vor dem Kelleraufgang standen wir gedrängt beieinander. Immer wieder flackerten Streichhölzer auf, um uns zu inspizieren. Offenbar machten alle Eindringlinge nacheinander ihre Runde. Es gab Anordnungen unter den Soldaten, zum Schluss wurden einige Personen zur Kommandantur beordert.

Ausgesondert wurden als erstes die Frauen. Ein Streichholz wurde vor meinem Gesicht entzündet, eine Hand schob mich vorwärts. Mein Vater machte Einwände und zeigte mit den Händen, ohne den einen Daumen zu spreizen, eine Neun. Es sollte mein Alter bedeuten, obwohl ich doch schon elf Jahre alt war. Den wahren Grund konnte ich mir in diesem Augenblick nicht erklären, mir schwanden aber fast die Sinne vor Angst.

Wir, die wir nach einer Weile noch übrig waren, wurden in einen unbeleuchteten Nebenraum gestoßen. Wir stolperten über offene Kisten und Koffer, deren Inhalt am Boden lag, über Flaschen und Einweckgläser. Durch die Spalten der geschlossenen Kellertür sahen wir die Lichtkegel von Taschenlampen und aufflackernde Streichhölzer. Hantierende Geräusche und unverständliche laute Zurufe drangen zu uns. Aus den Wohnräumen war immer wieder die Stimme der Hausangestellten zu hören, die mit den Worten: „Nein, lieber Soldat, lieber Soldat“ flehentlich irgendwelche Vorgänge zu verhindern suchte. Keiner von den Anwesenden hatte den Versuch unternommen und den Mut gehabt, das Mädchen zurückzuhalten, als es mit als erste aus der hintersten Kellerecke herausgewinkt wurde.

Unsere Kellertür wurde aufgestoßen und ein ranghöherer Rotarmist, dem hinten am Koppel Eierhandgranaten hingen, durchquerte den Raum bis in die hintere Ecke und schob Regalteile zur Seite. Fluchen und fragende Aufforderungen an die um mich herum stehenden Männer, mit in den Bunkerraum zu kommen. Der Sachverhalt war, dass dort zwei fest verschlossene Stahltüren zu öffnen waren. Eine davon war ein Notausgang ins Freie und die andere war der Tresor der Hauseigentümer, die als Kinobesitzer gewiss einiges dort aufbewahrten.

Alle diese Vorgänge hatten meine Gefühle zum Zerreißen strapaziert. Jede neue Situation erschreckte mich aufs Äußerste und ließ auch den Gedanken zu, dass wir sterben könnten. Angstzustände in anderen Formen hatten wir vor nicht allzu langer Zeit während der Bombenangriffe erlebt und nun diese uneinschätzbaren neuen Erfahrungen von Gewalt und Schrecken. Ich erinnerte mich an die Nonnen im Krankenhaus, von denen wir vermittelt bekommen hatten, dass man im Gebet Trost und Hilfe erhält. Tatsächlich kniete ich mich nieder und sprach einen der Texte, die wir während der Bombardierungen Berlins im Keller des Krankenhauses fast täglich erlernt und gemurmelt hatten.

Nach einer nicht mehr nachzuempfindenden Zeitspanne zog die Truppe ab. Einer nach dem anderen kamen wir aus dem Abstellkeller zum Vorschein. Lampen wurden gesucht und angezündet. Uns bot sich ein Bild von Verwüstung und Zerstörung. Unser Handgepäck, Taschen und sonstige Behältnisse waren mit Messern aufgeschlitzt und der Inhalt auf dem Boden verstreut. Kleidungsstücke, Schuhe, Essenreste und Personalpapiere lagen übereinander, obendrauf Aktenpakete und Bargeldscheine aus dem Tresor. Jeder suchte seine persönlichen Unterlagen und Habseligkeiten zusammen und verstaute sie in den nicht mehr gebrauchsfähigen Taschen und Koffern. Die Sachen der Abwesenden sowie Aktenpapiere und Geld wurden zusammengelegt, damit für den Rest der Nacht eine Unterkunftsmöglichkeit geschaffen werden konnte. Ich erinnere mich an die schicke Stadttasche meiner Mutter. Sie war aus schönem mittelbraunen genarbt Leder mit einem Schnappverschluss. Nun aber mit einem quer verlaufenden breiten Schnitt, der die Innenverkleidung bloßlegte. Von einer Nachbarin hatte sie in den letzten Stunden einige Eier geschenkt bekommen, die zerbrochen waren und mit ihrem weißgelben Eiweiß und Dotter den Inhalt verklebten.

Wir waren nicht mehr viele, die in dem verwüsteten Keller zurückgeblieben waren. Meine Mutter und andere Frauen waren zu irgendeiner Zeit wieder zurückgekommen. Sie übernachteten allerdings auf dem Dachboden einer kleinen Laube in einem der Nachbargrundstücke. Ich war offenbar im Laufe der Aufräumarbeiten eingeschlafen und wachte in den Armen meines Vaters auf, als es schon hell wurde und ein schöner Aprilmorgen mit Sonnenschein und Kirschblütenduft anbrach.

Unsere Situation wurde vorsichtig neu eingeschätzt, nachdem in den Häusern und Wohnungen der Nachbarschaft ähnliche Vorkommnisse, wie wir sie in der Nacht erlebt hatten, festgestellt wurden. Weiter wurde Ordnung gemacht und jeder packte notdürftig seine noch aufgefundenen Sachen zusammen. Es kam zu Vorwürfen, dass bestimmte Dinge nicht mehr vorhanden waren, obwohl sie nach dem Abzug der nächtlichen Plünderer noch gesehen wurden. Muttis neue blauen Schuhe waren noch vorhanden und viele Jahre taten sie ihren Dienst. Am Geld hatte sich offenbar niemand vergriffen, da angenommen wurde, es hätte keinen Kaufwert mehr. Doch weit gefehlt, über einen längeren Zeitraum konnte damit noch eingekauft werden, vorausgesetzt man hatte es und es gab etwas zu kaufen.

Im Laufe des Tages blieb ich noch mit einigen anderen in den Vorräumen zum

Keller des Hauses. Es herrschte eine beklommene Stimmung und sensibel wurde auf ungewohnte Geräusche geachtet. Mehrmals wurde ich mit zwei anderen Frauen in den Notausstieg gestopft, dessen Stahltür von innen fest verschlossen wurde, denn im Haus waren russische Laute zu hören. Über uns war blauer Himmel und die Vögel zwitscherten. Das Abschussfeuer der „Stalinorgel“ und anderer Geschütze hörte man hier deutlicher als unten im Kellerraum, auch Fahrzeugmotore und Stimmen waren zu vernehmen. Hoffentlich entdeckt uns niemand von den Russen, dachten wir.

Nachmittags wurde entschieden, dass wir in unsere Wohnung zurückkehren. Das im Garten verwahrte Behältnis mit den Schmucksachen und Uhren wurde ausgegraben und mit den zusammengebundenen Taschen und Koffern brachten wir alles in Etappen in unsere Wohnung zurück. Dort sah es auch wüst aus. Meine Eltern stellten fest, dass alles wieder durchwühlt worden war, nachdem sie vorher gerade die Ordnung wiederhergestellt hatten. So waren die Schranktüren geöffnet und alles mögliche von uns war im Raum verteilt. Ein Teil der Matratzen und Betten war auf dem Dachboden des Nachbarhauses gelagert. Im Keller war auch alles durcheinander. Unter dem Koks war ein versteckter Koffer herausgezogen und entleert worden. In den anderen Räumen war es ähnlich. In der Waschküche unter einer großen umgestülpten Waschwanne war das Versteck mit einem Koffer unentdeckt geblieben.

Als wir in einem weiteren Raum das Ausmaß der Plünderung zu überschauen versuchten, hörten wir Mutti rufen. Ein älterer untersetzter Russe war ihr mit den Worten entgegen gekommen: „Hallo Matka, Matka!“ Schnell standen wir neben ihnen. Eine unbeholfene Verständigung kam zustande. „Wo Hitler? Hitler tot?“ wollte er wissen. Wir zeigten in die Richtung Berlin. Nachdem er uns ein Paket überreicht hatte, verschwand er über den herunter getretenen Gartenzaun in das hinter uns liegende Grundstück. In einem Kinderbettbezug war ein Brot eingewickelt, über das wir uns sehr freuten, denn Einkaufsmöglichkeiten gab es seit Tagen schon nicht mehr.

Die beiden Mitbewohnerrinnen unseres Hauses waren auch wieder zurückgekommen. Sie hatten die letzten Tage bei Verwandten in der Nähe des Bahnhofes Biesdorf verbracht und dort ihre Erfahrungen gemacht. Herr Gordon war noch Anfang des Jahres eingezogen worden und so waren Mutter und Tochter allein. In dem noch im Bau befindlichen Nachbarhaus wohnte ein Ehepaar mit Sohn. Hier wurde auf dem Dachboden ein Schlaflager eingerichtet. Über eine Leiter gelangten wir nach oben. Drei Frauen zwischen 30

und 40 Jahren, die alte Frau Moos und ich.

Diese Entscheidung war richtig, denn das Haus, in dem wir unsere „Stunde Null“ erlebt hatten, wurde konfisziert und alle Bewohner mussten ihre Wohnungen verlassen. Es zog eine Institution der sowjetischen Besatzungsmacht ein. Auch in vielen anderen Häusern waren nun russische Soldaten untergebracht. Vor den Grundstückseingängen standen meist bewaffnete Posten.

In einem schräg gegenüber von uns gelegenen Garten graste eine Kuh. Gewiss eine von unserem Milchhof Kresse aus der Oberfeldstraße, Ecke Cecilienstraße. Die Gartentüren abzuschließen hatte keinen Sinn, denn die Verbindungen zwischen den in allen Straßenzügen Biesdorfs untergebrachten Einheiten verliefen quer durch die heruntergetretenen Zäune der Grundstücke. Fahrzeuge, Kriegsgerät und Pferdefuhrwerke verstopften die Straßen. Die kleinen Panjewagen mit einem Bügel über dem Geschirrzug der Pferde waren schon aus der Zarenzeit bekannt. Sie waren schnell einsetzbar für Kleintransporte und erledigten zum Teil die Lebensmittelversorgung der einzelnen Einsatzgruppen.

Die Zivilbevölkerung bewegte sich nur vorsichtig in Gemeinschaft mehrerer Personen und nur im Bedarfsfall außerhalb ihrer Wohnbereiche. Die alten Eheleute Nowak, die das Auseinanderbersten unseres Nachbarhauses miterlebt hatten, waren tot aufgefunden worden. Wie sie zu Tode kamen, war keinem von uns so richtig bekannt geworden. Sie hatten im Garten, der mehrere Grundstücke umfasste, eine Gemüsegärtnerei betrieben und im Hof hinter ihrem Haus hielten sie Hühner, Enten und Kaninchen. Davon war nun nichts mehr vorhanden, der Hof war leer. Gewiss war das Geflügel in den Gulaschkanonen für eine gute Suppe verwendet worden und die Kaninchen wurden am Spieß gebraten.

Das Wetter war wunderschön und die Tage waren lange hell. Wenn es schummrig wurde, kletterten wir die Sprossenleiter hinauf auf den Dachboden zu unserem Schlaflager. Wir lagen nebeneinander quer zum Dachgiebel. Die Frauen plauderten noch miteinander. Sie tauschten Erlebnisse und Erfahrungen aus, die die Situation betrafen, in der wir uns befanden. Vor allem die Überlebensstrategie war Thema aller Begegnungen. Jeder half dem anderen so gut er konnte. Ich empfand alles als sehr unangenehm und aufregend. Doch befreit von den nächtlichen Alarmunterbrechungen, konnte

ich mich auf dem Dachboden so richtig ausschlafen.

An einem der Abende, wir waren schon nach oben verschwunden, wurde an die Tür geklopft. Zwei Russen standen mit einem Fliederstrauß und mit Brot in der Tür und bestanden darauf, eingelassen zu werden. „Wo Frau?“, war die Frage. Sie begannen zu suchen und unsere Männer befürchteten, dass sie noch in den nur mit Brettern abgedeckten Kellereingang stürzen könnten. Nicht sofort hatten wir oben mitbekommen, dass man uns suchte. Mäuschenstill verhielten wir uns aus Furcht, sie könnten die Bodenluke entdecken und die Leiter anlegen. Irgendwie verstanden es die beiden Männer und der Junge, die Eindringlinge mit Gesten und Wortgeplänkel abzulenken und sie zum Gehen zu veranlassen. Als sie dann unwirsch gegangen waren und alles wieder ruhig war, die Tür verschlossen und sich die Aufregung aller gelegt hatte, erzählten uns unsere Aufpasser, wie die eben geschilderte Sache abgelaufen war.

Fast überall, wo die Kriegsfront vorbeizog, haben ähnliche oder noch schlimmere Ereignisse stattgefunden, wie ich sie in meinen Erinnerungen geschildert habe. Obwohl man mir nicht erzählt hatte, wovor sich Frauen und Mädchen verstecken mussten, war mir langsam klar geworden, welche Erniedrigung und körperliche Gewalt das eigentliche Ziel der nächtlichen Verfolgungen war. Ich war entsetzt, furchtsam und hilflos, denn zum einen waren mir die Beweggründe zu diesen Taten nicht einleuchtend und schon gar nicht die biologischen Vorgänge. Hinzu kam, dass ich sehr prüde war, und sogar Schlagertexte, die einen kleinen Hauch von Zweideutigkeiten enthielten, waren mir unverständlich und peinlich. Nicht die Erwachsenen erklärten mir die Vorgänge und bestätigten meine Befürchtungen, sondern Freundinnen und das Nachlesen von verbotenen Büchern über Krankengeschichten und Verhaltensweisen in sexuellen Dingen klärten mich nacheinander bruchstückhaft und ungenau auf.

#### 4.

Unsere Situation bis zum 8. Mai, an dem Deutschland durch die bedingungslose Kapitulation besiegt war, konnte als gesetzlos bezeichnet werden. Die Versorgung mit Strom, Gas und Wasser funktionierte nicht mehr. Es gab keine Lebensmittel zu kaufen, es fuhr keine S- oder U-Bahn, weder Bus noch Straßenbahn und auch das Telefon gab keinen Piepton von sich. Allgemeine Verunsicherung war ausgebrochen und alle verhielten sich äußerst zurückhaltend und abwartend. Mit gegenseitigen Hinweisen und

Hilfeangeboten, soweit es möglich war, versuchte man die Lage zu bewältigen.

In den letzten Kriegstagen hatten die Geschäftsleute ihren Kunden ihr Warenangebot zur Verfügung gestellt, da später mit Einbrüchen und Plünderungen zu rechnen war. So verfügten wir, soweit ich das in Erinnerung habe, über reichlich Puddingpulver, Dörrgemüse aus getrocknetem Kohl, Mohrrüben, Kartoffeln und ähnlichem sowie über eine größere Anzahl Schildpattkämmen und Kerzen. Gewiss hatten meine Eltern noch weitere Vorräte angeschafft, die es den Umständen entsprechend gegeben hat. Die von uns eingeweckten Obstgläser waren die ersten Vorräte, die wir verbrauchen wollten; denn es hätte Einquartierungen geben können oder Diebstahl und wir wären alles los gewesen. Ich hatte mir den Magen von dem Obstkompott mächtig verdorben, denn der mit Wasser gekochte Pudding hatte eben nicht die genügende Grundlage geschaffen.

Wir stellten zunehmend erleichtert fest, dass die sowjetischen Soldaten insbesondere Kindern gegenüber aufgeschlossener waren und uns auf Nachfragen etwas von ihren Verpflegungsrationen abgaben. So waren wir mit einem Kochtopf und einem Einkaufsbeutel mit angemessen verhaltenem Auftreten unterwegs. Die entsprechenden russischen Vokabeln lernten wir zügig und so konnten wir von Fall zu Fall eine Kelle Suppe abbekommen und an einem anderen Ort ein Stück Brot. Für uns Biesdorfer stellte sich als sehr nachteilig heraus, dass man uns als Selbstversorger eingestuft hatte, so wie das auf dem Lande für die Bauern üblich war. Bei uns sah es ja auch noch nicht städtisch aus und rund herum bis Friedrichsfelde und Lichtenberg waren noch Felder bestellt, die den ländlichen Eindruck vermittelten.

Nach Tagen der Ungewissheit wurde davon gesprochen, dass die Bäckerei im Maisweg, Ecke Hirsesteig eine Backgenehmigung erhalten habe und mit Mehl versorgt würde. Eine große Anzahl Hungriger hatte sich eingefunden und nach langem Warten wurden kleine Brotrationen an die Anwesenden ausgegeben. Der größte Teil der gebackenen Brote wurde verladen und fortgefahren. So ging eins nach dem anderen langsam voran und es begann eine minimale Lebensmittelversorgung. Über Jahre konnten die durch Lebensmittelkarten festgelegten Grundnahrungsmittel kaum sicherstellen, dass man gesundheitlich unbeschadet existieren konnte. Zusätzliche Versorgungsquellen mussten erschlossen werden, für die die meisten nur sehr individuelle und meist nur geringe Möglichkeiten fanden.



Zur Überlebensstrategie der damaligen Zeit gehörte auch die Beschaffung der notwendigen Menge an Trinkwasser. Grundsätzlich, so auch damals, sind öffentliche Grundwasserpumpen in Wohngebieten vorgeschrieben und so hätten wir bis zum Lappiner Platz mit unseren Eimern und Kannen laufen müssen. Glücklicherweise gab es aber damals noch Grundstücksinhaber, die eine Pumpe im Garten hatten und aus der Notlage heraus allen Bedürftigen die Wasserentnahme gestatteten. Wir mussten bis in die Prinzenstraße mit unseren Wassergefäßen laufen.

An der Kreuzung Eitel- und Prinzenstraße war ein tiefer, breiter Granaten- oder Bombentrichter, in dem sich das Grundwasser angesammelt hatte oder Regenwasser vom letzten Gewitter. Ein Pferd war hineingestürzt, hatte sich die Glieder gebrochen und danach den Gnadenschuss bekommen. Als wir uns bei unserem täglichen Gang zur Pumpe dieser Stelle näherten, stand unten im Wasser ein nackter Mann, der mit einem großen Messer das Tier zerschnitt. Gewiss war er glücklich, einen Braten für seine Familie gefunden zu haben und gegen geeignete Gegenleistungen einen Teil des Fleisches anderen Interessenten überlassen zu können. Obwohl ich die Situation genau erfasst hatte, wurde ich im großen Bogen um den Krater herumgeführt, weniger wegen des Schlachtvorganges, sondern wegen des unbekleideten Mannes bei der makabren Verrichtung.

Zu einem späteren Zeitpunkt war in vielen Wohnungen die inzwischen wiederhergestellte Wasserzuführung unterbrochen, weil Rohre, die bei sehr starkem Frost zugefroren waren, beim Auftauen platzten. Die Installationsbrigaden der Wasserwerke waren zum Teil bis in den Frühling unterwegs, um die immer wieder auftretenden Schäden zu reparieren. Sehr häufig waren wir nun veranlasst, freundlich Einlass bei den Leuten zu erbitten, bei denen das Wasser noch lief. So mussten wir unsere Wasservorräte im Winter 1945-46 oder ein Jahr danach bei eisiger Kälte in der Eitelstraße, von der Königstraße her das erste Haus auf der linken Seite, auffüllen. Die Tochter des Hauses, ein Mädchen etwa zwei bis drei Jahre älter als ich, hatte schöne lange blonde Haare und ich fand sie märchenhaft schön, so dass ich den Blick nicht von ihr lassen konnte und sie bewunderte. Vielleicht war ich dabei etwas auffällig und es störte sie. Ihre Reaktion darauf ernüchterte mich aber derart, dass ich mich enttäuscht und für immer von ihr abwandte. Sie hatte sich nämlich zu mir umgedreht und mir lang anhaltend die Zunge herausgestreckt. Das Erlebnis ist mir als Lebenserfahrung voll im Bewusstsein geblieben und hat mich darin geprägt, nicht allzu intensiv und gefühlsbetont bestimmte Idole zu

verherrlichen, sondern einen sachlichen Bezug herzustellen.

Langsam wurden zur Wiederherstellung eines geordneteren Lebens von der sowjetischen Besatzungsmacht Befehle, Erlasse und Anordnungen herausgegeben, die strikt einzuhalten waren, und bei Verstößen drohten drakonische Strafen. Unter anderem wurde auch wieder die Schulpflicht vorgeschrieben. Wie aber für die Biesdorfer Kinder durchsetzen, denn das Schulgebäude wurde zweckentfremdet als Lazarett genutzt. Die Schulmöbel und alles weitere Inventar, Lehrmittel, Landkarten, Laboreinrichtungen für den Chemie- und Physikunterricht und sogar die Turnhallengeräte waren in der Fürstenstraße abgestellt. Und trotzdem fand man für uns eine Lösung.

Es war ein herrlicher Frühling bei warmen Temperaturen. So wurde die Anweisung erteilt, dass sich alle schulpflichtigen Kinder auf dem Wasserweg einzufinden haben. Schreibutensilien und eine Sitzgelegenheit sind mitzubringen. Mit einem Bunkerstuhl unter dem Arm, einem Anglerklappstuhl ohne Lehne vergleichbar, und der meist noch vorhandenen Schulmappe machten wir uns auf den Weg. Wir freuten uns, uns wiederzusehen, und machten uns mit neu hinzugekommenen Schülern bekannt, die als Flüchtlinge aus den östlichen Gebieten des nicht mehr existierenden Deutschen Reiches kamen und nun irgendwo hier in Biesdorf untergebracht waren. Viele von den Kindern aus unserer Anfangsschulzeit waren aber noch nicht dabei, denn so manche Familie war noch auseinandergerissen. Die Mütter mit den Kindern auf dem Lande, vielleicht bei Verwandten, und die Väter in Kriegsgefangenschaft bis nach Sibirien oder Amerika, zum Teil verschollen oder gefallen.

„Gefallen“ – welches ein banaler Begriff für die Tatsache des Todes. Wenn jemand fällt, dann steht er meist wieder auf, beschaut sich seine Verletzung, klebt ein Pflaster darauf oder humpelt vorerst einige Schritte. Aber in Kriegzeiten wird diese harmlose Bezeichnung für den Tod in einer menschenverachtenden Auseinandersetzung zwischen Andersdenkenden benutzt, die aus Machtinteressen in Verbindung mit Raub und Vernichtung geführt wird. Überwiegend trifft es die jungen Männer, die meist ohne es zu wollen veranlasst wurden, den Befehlen der Heeresführung zu folgen. Auch für Frauen, Kinder und alte Leute, die in den Kellern den Tod fanden oder auf der Flucht zwischen die Fronten gerieten, gab es eine verharmlosende Benennung: „Sie kamen um“. Wenig Phantasie gehört aber dazu, sich ausdenken, unter welchen Bedingungen „gefallen“ wurde oder man „umkam“.

Klassenweise wurden wir Biesdorfer Kinder entsprechend unserem Alter

zusammengefasst und aufgelistet. In Gruppen saßen wir auf den Grünflächen des Wasserweges auf unseren recht unterschiedlichen Sitzgelegenheiten und waren gespannt und neugierig, was hier nun so passieren würde. Nur ein Teil der uns noch bekannten Lehrer war anwesend, denn es wurden neue politische Orientierungen herausgegeben, die auch nur mit fortschrittlich Denkenden durchzusetzen waren. Zum Teil waren es junge, unerfahrene Lehrer, meist aus anderen Berufen, die sich um unsere Bildung zu kümmern hatten. Sie erhielten nebenbei eine Neulehrerausbildung und vervollständigten erst zunehmend ihre Befähigung zum Lehrerberuf. Der Unterricht verlief recht zwanglos und ohne ernsthafte Leistungsanforderungen. Anderes war auch nicht zu erwarten, denn die Erlebnisse der Kriegsjahre hatten uns stark psychisch belastet, diese Folgen konnten nur langsam abgebaut werden.

Erst im Herbst war das Schulgebäude wieder bezugsfertig, was immer man auch damals darunter verstand. Die Schuleinrichtungen waren inzwischen für andere Zwecke genutzt und abtransportiert worden oder sie waren als Brennholz durch die Schornsteine gezogen. Man hatte uns einfach die Stühle und Tische aus Biergärten und Kneipen in die Klassenräume gestellt. Wenn die Schüleranzahl größer war als die Sitzgelegenheiten, wurde ein Brett zwischen die Stühle geschoben. So war vorerst die Voraussetzung für den Versuch geschaffen, uns Kinder zu unterrichten und aufzuholen, was in den letzten Jahren versäumt worden war. Die Disziplin war, wie im gesamten Umfeld unseres damaligen Lebens, sehr gering und es verlangte viel Geduld und Einfühlungsvermögen von den Lehrern, die Aufmerksamkeit der Schüler zu erringen.

Zunehmend wurden wir tollkühner und innerlich unbefangener, doch weiterhin vorsichtig im Umgang mit den Besatzern, die zwar nicht mehr uneingeschränkte Macht ausübten, aber allgegenwärtig waren. Da gab es ein Lied, das heimlich mit der Melodie eines bekannten Filmschlagers gesungen wurde. Der Text wurde verändert und spiegelt sarkastisch ein Zeitbild wieder:

Hörst du das heimliche Klopfen, Russki-Soldaten sind da.  
Schnell aus dem Bett und rein ins Versteck,  
sonst musst du dran glauben, für wahr.  
Russki-Soldaten sind stürmisch, sagen „Frau komm mit,  
Frau komm mit,  
kriegst Butter und Speck, Frau komm, Frau komm mit“.

Über Jahrzehnte habe ich an diesen Text nicht mehr gedacht und bin

überrascht, dass mir die Worte in Verbindung mit der Melodie noch geläufig sind. Zum heutigen Zeitpunkt kommt mir hierzu der Vergleich mit der vielgelesenen Kindergeschichte von den drei kleinen Schweinchen Niff-Niff, Nuff-Nuff, Naff-Naff. Auch sie sangen mutig ein Lied aus Angst vor dem Wolf und zitterten fürchterlich in Gefahrensituationen.

Siegfried Celmer

**„Am 8. Mai 1945 war dann alles zu Ende“**

*Siegfried Celmer erlebte das Kriegsende als Angehöriger der Kriegsmarine in Dänemark.*

Am 4. Mai 1945 war ich auf dem Räumboot R 147. Mit unserem Schwesterboot 146 lagen wir im Hafen Århus (Dänemark). Wir waren dem Hafenkaptän von Århus unterstellt. Der Frieden war schon ganz nah. Deutschland war schon von den Alliierten besetzt.

Plötzlich ein Hilferuf. Alarm – ein Geleitzug wurde vor Sletterhagen-Århus von englischen Flugzeugen angegriffen. K 1 wurde versenkt – aber nun die Tragik: Unser Hafenkaptän war bei uns an der Pier. Mit ihm MA-Angehörige, fast alle im Feldwebel-Rang. Ihre Uniformen waren ganz frisch aus der Kleiderkammer. Die Stiefel waren ganz neu und noch in rotbrauner Farbe. Kein Orden und keine Ehrenzeichen. Die goldenen Anker auf den Schulterklappen leuchteten wie aus der Kleiderkammer. Die fünf Feldwebel stritten mit unserem Hafenkaptän wegen des Auslaufens unserer Boote. Wir wunderten uns, wie frech diese Feldwebel waren. Unser Hafenkaptän war hilflos. Wir wollten schon einschreiten, da kam der Funkspruch von unserem Flottillenschiff: „Sofort auslaufen zur Rettung Schiffbrüchiger.“ Wir liefen mit Höchstfahrt vor Sletterhagen-Århus. Kostbare Zeit war vergangen. Friedrich Holzinger, damals Oberbootsmann, schrieb dazu später: „Erst nach langer Zeit kamen aus dem Hafen ein paar Räumboote, die die Schiffbrüchigen aus dem kalten Wasser fischten.“

Es waren schon zwei bis drei Kutter da und fischten mehrere Matrosen aus dem Wasser. Auch zwei dänische Schlepper halfen mit. Nun halfen wir, wo wir konnten. Erst sechs Kameraden, dann weiter elf Seeleute. Nun konnte ich zur Rettung beitragen und meinen Dank an die Kameraden geben. Wurde ich doch vierzehn Monate vorher bei dem Untergang des Sperrbrechers 163 ebenfalls aus dem Meer gefischt. Die aufgefisheten Kameraden wurden versorgt. Ich nahm drei Flaschen vom edelsten Rum und jeder bekam einen Schluck. Warum hat der Engländer überhaupt angegriffen? Der Krieg war doch schon zu Ende!

Von den KFK-Booten bekamen wir noch Schwerverletzte. Wir haben mit

unserem Schwesterboot über achtzig Kameraden gerettet. Mit voller Fahrt ging es nach Århus. Für acht Seeleute war es zu spät. Sie starben noch an Bord an den Verletzungen und der Unterkühlung. Unser Hafenskapitän leitete die Weiterfahrt zum Lazarett. Von den MA-Feldwebeln keine Spur.

Ein Tag später war es soweit. An der Pier kamen zwei LKW mit 20–30 Männern in MA-Uniform an. Außerdem vier Frauen in Zivil. Alle frisch aus der Kleiderkammer neu eingekleidet. Kisten, Kästen, Schreibmaschinen, Taschen, Säcke, Maschinenpistolen und sonstige Sachen, alles wurde an Bord gebracht und unter Deck verstaut. Wir mussten volle Kriegswache gehen und durften nicht helfen, die Sachen unter Deck zu verstauen. Unser Kommandant, Leutnant zur See Dewitz, war sehr böse. Der Hafenskapitän – Korvettenkapitän und Ritterkreuzträger – stand mit versteinertem Gesicht da und verfolgte die Aktion. Unser U-Boot-Paule fragte immer wieder: Wer sind bloß diese Leute?

Nun ging die Fahrt mit unserem Schwesterschiff von Århus, Endeavour rein nach Fredericia, Middelfaart. Wohin wollten diese Leute? Kein Wort – keine Geste. Auch U-Boot-Paule bekam nichts raus. Wir waren als Besatzung alles Seeleute von untergegangenen Sperrbrechern, U-Booten oder M-Böcken. Unser Funker kam mit einer Nachricht zum Kommandanten, der ging zu den Feldwebeln. Sie waren sehr erregt. Sie schmissen alle Kisten, Kästen, Schreibmaschinen, Taschen, Säcke, Maschinenpistolen und sonstige Sachen über Bord. Es war die vor Åro gelagerte Insel. Wer waren bloß diese Leute und wo wollten sie hin?

Wir wollten nach Flensburg. Da waren schon die Engländer. Aber plötzlich Stopp in einer Bucht vor Flensburg. Auf einem kleinen Holzsteg stiegen alle aus und verschwanden lautlos in die Nacht, nur mit ihren Uniformen, ohne Gepäck, sie hatten ja alles über Bord geschmissen. Wir aber schnell zurück nach Århus, denn es war neun Stunden vorher Auslaufverbot für alle deutschen Schiffe angeordnet worden. Als wir in Århus ankamen, hatten schon englische Seeoffiziere unsere beiden Kommandanten ganz schön runtergeputzt. Am 8. Mai 1945 war dann alles zu Ende.

Am 14. Mai 1945 räumten wir schon wieder Mienen. Auslaufbefehl für 8 Räumbootflottillen „Raum – Århus – Aalborg“. So räumten wir zweieinhalb Jahre in der Ostsee englische Flugzeugminen. Es war der 1. Mai 1946 – wir lagen mit unserem Boot in Bremen-Vegesack in der Abeking-Rasmussen

Werft. Zwölf Monate Minenräumeinsatz hatten ihre Spuren an dem Boot hinterlassen. Wir freuten uns, es war die erste Maifeier nach dem Krieg. Im Dorfgasthaus war schon alles feierlich hergerichtet. Auf der Bühne ein Podium mit dem Bürgermeister, Stadtkommandanten, Pfarrer und sonstigen Größen. Da war er auch – unser ehemaliger Hafenkommendant. Ein herzliches Grüßen und viele Reden. Endlich Tanz und gemütliches Beisammensein. Wir – von dem Räumboot – wurden besonders geehrt. Ich und U-Boot-Paule drängte es zu erfahren, wer diese Leute waren, die wir von Århus nach Flensburg gebracht hatten. Da wurde er sehr ernst und sagte, es war die Gestapo-Leitstelle Århus und Aalborg, die wir mit gefälschten Papieren und geklauten Uniformen nach Deutschland rausgebracht haben.

Wir waren entsetzt. Hörten wir doch nach dem Krieg, was die Menschen für Unglück über viele Menschen gebracht hatten. Aber diese Gestapo-Leute hatte in Flensburg kein Glück. Als sie bei der Regierung Dönitz nach ihrer Verwendung fragten, wurden sie von der Wachmannschaft des Oberbefehlshabers Karl Dönitz festgenommen und den Engländern übergeben. Aber nicht, weil sie von der Geheimen Staatspolizei waren, sondern weil sie falsche Papiere hatten, die Kleiderkammer von Århus geplündert und den Hafenkaptän als Geisel genommen hatten, um ihre Flucht aus Dänemark zu erzwingen. Aber das Schlimmste war, dass sie am 4. Mai 1945 unser Auslaufen zur Rettung Schiffbrüchiger verhindern wollten. Wir hätten 30 Minuten früher da sein können, so würden noch viele Seeleute heute leben.

Aber nun ist schon alles wieder Geschichte. Musste der Engländer 100 Stunden vor Kriegsende denn die Schiffe angreifen?

Günter Dautz

## **„Wir waren erschüttert von dem Elend“**

*Günter Dautz erlebte das Kriegsende als Zehnjähriger auf Rügen.*

### 1.

Das Kriegsende und damit den 8. Mai 1945 erlebte ich als Zehnjähriger im Ostseebad Göhren auf Rügen, Deutschlands größter und schönster Insel. Von Mai 1939 bis zum Jahr 1951 lebte ich dort. Mein Vater war Zollbeamter, deshalb wohnten wir bis 1950 auch im so genannten Zollhaus. Im Erdgeschoss waren zwei Zöllnerwohnungen, darüber kleinere Räume und ein großer Dienstsaal. Vater war zu unserem Glück von der damaligen deutsch-polnischen Grenze im Netzekreis, das lag im damaligen Großraum Schneidemühl (heute polnisch Pila), zum Hauptzollamtsbereich Stralsund versetzt worden.

Lange konnte er seinen Dienst aber nicht versehen. Es kam seine Einberufung zum Kriegsdienst, die ursprünglich als sechswöchige Reserveübung deklariert wurde. Er überlebte glücklicherweise den sinnlosen Krieg gesund und kam noch im Spätsommer 1945 nach Hause zurück. Von den Schrecken des Krieges selbst haben wir in dem damals „stillen Weltwinkel“ Göhren nicht allzu viel mitbekommen, mehr oder weniger nur indirekt. Der Vater fehlte sehr und die Sorgen der Mutter um sein Schicksal griffen natürlich manchmal auch auf die Kinder über. Wenn sie sich auch mühte, es nicht spüren zu lassen.

Als Schuljungen waren wir selbstverständlich „stramme Deutsche“ und wir waren stolz auf „unser Deutschland“ und „unsere Wehrmacht“ und „unsere Siege“. Wir wollten lieber früher als später ebenfalls Soldaten werden, kämpfen, siegen und Auszeichnungen erhalten. Das brachten der Schulunterricht und auch die politische Propaganda eben einfach so mit sich. Zu Hause gab es in dieser Richtung zwar „kein Wasser auf die Mühlen“, aber auch keine Gegenargumentationen. Die Erwachsenen mussten ja diesbezüglich sehr vorsichtig sein. Wie schnell konnten doch Kinder etwas verlauten lassen und damit unbedacht ihre Angehörigen um Kopf und Kragen bringen. Spitzel gab es damals überall. Meine Mutter war sicherlich sehr froh, dass es bei ihren Söhnen mit dem Erwachsensein noch einige Jahre Zeit hatte.



Die Lebensmittel und Brennstoffe waren rationiert, Süßigkeiten, Südfrüchte und auch Spielsachen gab es für uns Kinder so gut wie gar nicht. Spielzeug, wenn es solches gab, war militärisch ausgerichtet, was natürlich unseren Geschmack traf, so dass wir andere Sachen nicht so sehr vermissten. Mit Geschenken zu den Feiertagen sah es auch sehr mau aus. Das musste man eben ganz einfach akzeptieren, wenn es manchmal auch schwer fiel, aber man kannte es bewusst ja schon nicht anders. Hunger hatten wir immer, obwohl sich die Erwachsenen zu unserem Gunsten einschränkten.

Mit Kriegsbeginn jagte eine Sondermeldung über Siege die andere und große Reden wurden durch die Oberen „Großdeutschlands“ und des „1000-jährigen Reichs“ geschwungen. Der fette Reichsluftfahrtminister Göring z. B. wollte Meier heißen, wenn je ein feindliches Flugzeug die deutschen Grenzen überfliegt. Die Siegessondermeldungen blieben jedoch bald aus! Verlorene Schlachten wurden mit viel Brimborium in Siege umgemünzt, Gebietsverluste wurden als taktisch notwendige Frontbegradigungen deklariert und die „Feinde“ wurden allgemein als dümmliche Trottel hingestellt. Das galt insbesondere für die Russen. Das waren die „Untermenschen“, „Bolschewisten“, auf Abbildungen mit Fratzen dargestellt, Handgranaten im Gürtel und ein blutriefendes Messer zwischen den Zähnen. Das alles sah ich damals längst nicht so kritisch, sondern schenkte der verlogenen Propaganda vollen Glauben. So war ich denn auch nach dem missglückten Attentat auf den „geliebten Führer“ zutiefst empört über diesen „Verrat“. Alle militärischen Misserfolge führte ich danach nur auf Verrat und Schlendrian zurück.

In Göhren hatten wir etliche Überflüge der alliierten Bomberverbände. Das war ja aber im Vergleich zu den Bombardierungen deutscher Städte gar nichts. Den Fliegerangriff auf Stralsund in der schönsten Mittagszeit, ohne dass bei uns die Sirene ging, konnten wir am Himmel sehen. Aufmerksam wurden wir am Mittagstisch durch das tiefe Brummen der Verbände, die in der Sonne glitzernd als kleine Punkte hoch droben über unsere Köpfe dahinfliegen. Dass das Ziel Stralsund war, erfuhren wir erst am nächsten Tag. Einen Tag zuvor war meine Mutter mit meinem jüngeren Bruder und mir noch in dieser Stadt. Es hätte uns durch Zufall auch treffen können, wie so viele Stralsunder Bürger, die den Angriff mit ihrem Leben bezahlen mussten. Auch unersetzliches Kulturgut war sinnlos zerstört worden.

In Peenemünde wurden die V-Waffen („Vergeltungswaffen“) hergestellt und getestet, Starts und den Aufstieg in höhere Gefilde konnten wir immer wieder

beobachten. Den Nachtangriff auf Peenemünde haben wir im Luftschutzkeller erlebt. Die Produktionsanlagen wurden damals verfehlt, nur die Wohnsiedlungen der so genannten Fremdarbeiter wurden getroffen und einige Hundert kamen dabei um.

Zu guter Letzt ist dann in Göhren doch noch eine Bombe abgeworfen worden, und zwar auf eine Gärtnerei. Es war eine helle Mondnacht und die Glasscheiben der Gewächshäuser glitzerten sicherlich nach oben. Da meinte der Pilot vielleicht, es sei eine Fabrikanlage. Die Bombe war zum Glück ein Blindgänger, fiel in die weiche Gartenerde und wühlte ein riesiges Loch. Die Gewächshäuser und auch die Fensterscheiben in der Umgebung gingen trotzdem zu Bruch. Das Glück dabei war nur, dass die Bombe nicht auf die danebenliegende Straße fiel oder das Haus traf, welches voll mit KLV-Kindern („Kinderlandverschickung“ aus bombengefährdeten Gebieten) belegt war. Auch das Feuer aus Bordkanonen richtete nur Einschussschäden an Häuserwänden an. Personen kamen glücklicherweise nicht zu Schaden.

Meine Großmutter, die in Dresden beheimatet war, befand sich zur Zeit der beiden Großangriffe auf Dresden am 13. und 14. Februar 1945 bei uns in Göhren. Ihre Straße in der Neustadt war nicht betroffen. Ihre Wohnung und ihr gesamter Hausrat blieben erhalten, nur hat sie durch ihre Abwesenheit trotzdem alles ersatzlos verloren. Es wurden ausgebombte Leute in die Wohnung gesetzt, die alles übernehmen konnten und denen es zugesprochen wurde. Erst Ende 1945 durfte meine Großmutter mit einer Sonder-genehmigung nach Dresden fahren und mit viel Lauferei und Behörden-gängen erhielt sie dann persönliche Papiere und einige persönliche Sachen ausgehändigt. Wohnrecht hatte sie nicht mehr in ihrer Heimatstadt, sie blieb bei uns in Göhren und hier ist sie dann auch später verstorben.

Als Einheimische waren wir natürlich viel in den Pensionen, die von Ende 1943 bis Ende 1944 alle mit der KLV belegt waren. Die Jungen dort waren alle älter als wir, waren in der „HJ“ (Hitlerjugend) und hatten – wie wir fanden – schmucke Uniformen. Sie hatten Schulunterricht bei ihren Lehrern. Mit ihren „HJ-Führern“ wurden Geländespiele durchgeführt. Die waren alle auf eine spätere Verwendung der Jugend als Soldaten und damit als „Kanonenfutter“ ausgerichtet. Deren ganzes Leben lief ja sowieso schon kasernenmäßig ab. Aber uns gefiel das, und wir waren bei den Geländespelen und Übungen, z. B. wie man mit brennendem Phosphor umgeht, mit dabei.

## 2.

Nachdem die KLV-Belegung beendet worden war, kamen die Flüchtlings-trecks aus dem damaligen Osten Deutschlands, aus Ostpreußen, dem Memelland und aus Pommern. Hauptsächlich kann ich mich an Danziger und Stettiner (meine Geburtsstadt) erinnern. Die Pensionen, die Schule und alle öffentlichen Gebäude wurden mit den Flüchtlingen belegt.

Die meisten kamen mit Pferdegespannen. Diese waren beladen mit allem möglichen Hausrat und Rentnern, Frauen und Kindern. Wer kein Bett zugewiesen bekam, insbesondere die Leute in den Klassenräumen und Tanzsälen, mussten auf Strohsäcken und sogar auf einfachen Strohschütten kampieren.

Wir waren erschüttert von dem Elend, das wir nun da zu sehen bekamen und noch mehr von dem, was uns unsere Altersgenossen aus den Flüchtlingskreisen zu erzählen wussten. Sie hatten den Krieg real erlebt, waren in dem kalten Winter Wochen unterwegs und hatten Tod und Verderben hautnah mitbekommen. Viele kleinere Kinder und ältere Menschen sind während der Flucht gestorben, mussten zurückgelassen werden und alle kamen völlig entkräftet in Göhren an. Aufgrund der katastrophalen hygienischen Zustände und der Geschwächtheit der Menschen brachen dann auch Ruhr, Typhus und andere schlimme Krankheiten aus und viele raffte der Tod an der vorläufigen Endstation der Flucht noch dahin.

Als der Krieg seinem Ende zuzuging und das letzte Aufgebot durch Hitler mobilisiert wurde, der so genannte Volkssturm, mussten auch die alten Männer in Göhren ihre Ausbildung machen. Als „Verteidigungsmaßnahme“ wurde noch eine Panzersperre auf der Ortszugangsstraße errichtet. Zwei Reihen Baumstämme mit einem Zwischenraum wurden quer zur Fahrbahn in die Erde eingegraben. Der Zwischenraum wurde mit Schutt und Lehm gefüllt. In der Mitte blieb ein kleiner, versetzter Durchgang für Fußgänger offen. Gekämpft wurde aber nicht mehr.

In Erwartung der Russen verbrannte meine Mutter, durch die offizielle Propaganda und auch durch Berichte von Flüchtlingen stark verunsichert, Anfang Mai zwei Tage lang fast alle schriftlichen Unterlagen, Bücher und Fotos meines Vaters in Uniform im Stubenofen. Davon war das Zimmer so warm, dass zwischenzeitlich Tür und Fenster geöffnet werden mussten. Weit

gefährlicher erschienen ihr seine Waffen. Das waren ein langer Zollsäbel und drei Teschings mit dazugehöriger Munition. Das alles packte sie in ölgetränktes Papier und in einen starken Pappkarton und vergrub es in der Nacht in unserem Garten am Haus.

Die Russen kamen über Nacht und hatten Göhren und die Halbinsel Mönchgut am Morgen besetzt. Es waren Kosaken mit vielen Pferden, Ponys und Panjewagen. An welchem Tag das genau war, daran kann ich mich nicht erinnern, es war jedoch Anfang Mai 1945. Das erstaunliche für uns Jungen war, dass die fremden Soldaten in ihren einfachen, irgendwie lässigen Uniformen - besonders chic fanden wir die Mützen mit den bunten Einlagen - wie ganz normale Menschen aussahen und sich auch so gaben. Sie sprachen natürlich nicht deutsch, waren aber äußerst kinderfreundlich und wir Jungen hatten uns, nachdem wir unsere anfängliche Scheu abgelegt hatten, sehr schnell mit ihnen angefreundet. Betont musste immer wieder werden: „Hitler kaputt!“

Sie gaben uns von ihrem Speck, der in ein Tuch eingewickelt war, und ihrem Brot zu essen und ließen uns auch mal ein „Ziegenbein“ rauchen. (Aus dem herausgerissenen Rechteck einer zerlesenen Zeitung wurde ein Tütchen gedreht, die Spitze wie zu einer kurzen Zigarettenspitze abgeknickt und das nach oben stehende Tütchen dann mit losem Machorka, meist aus der Hosentasche, gefüllt.) Sie hatten ihre helle Freude daran, wenn wir prusteten und uns die Tränen in die Augen traten. Das Rauchen durfte natürlich zu Hause nicht ruchbar werden, hatten die Elternhäuser doch sowieso zunächst Angst um ihre Kinder und sahen den Umgang mit den Soldaten, zumindest anfangs, nicht so gern.

Wir durften auf den Pferden „reiten“, und wenn sie zur Schwemme an den Strand geführt wurde, waren wir auch mit dabei. Der Aufenthalt dauerte jedoch nicht sehr lange. Die Kampftruppe wurde durch starke rückwärtige Dienste abgelöst und das waren Infanteristen.

### 3.

Am Verhältnis zwischen den Soldaten und uns Jungen änderte das nichts. Wir hatten inzwischen auch einige Vokabeln, natürlich zumeist Schimpfworte und Flüche, gelernt, ohne den Inhalt genau zu verstehen. Wendeten wir sie an, waren unsere „Partner“ immer sehr erheitert. In dem großen Dienstraum im

Zollhaus wurde durch die Kommandantur eine Schneiderstube eingerichtet und dort ließen sich dann alle Dienstgrade neue Uniformen schneiden.

Dort wurde auch die Sammelstelle für entschädigungslos einzuziehende Sachen und Gegenstände eingerichtet. Bis zu einem bestimmten Termin mussten alle Waffen, Fotoapparate, Rundfunkgeräte und was weiß ich nicht noch alles abgeliefert werden. Ab 18.00 Uhr bis 08.00 Uhr herrschte für die Bevölkerung striktes Ausgehverbot, d.h., es musste jeder in seinem Haus bleiben. Die Uhren waren auf Moskauer Zeit, also zwei Stunden vorzustellen.

Nun hatte meine Mutter ja den Karton mit den Waffen im Garten vergraben. Also musste sie wohl oder übel mitten in der Nacht diesen wieder ausgraben, um das Zeug abzuliefern. Das hat sie dann auch unbeschadet geschafft und war froh, als sie alles in dem Raum über unserer Wohnung abgeliefert hatte.

Mit dem großen Zollsäbel zog dann ein „Kindersoldat“ davon. (Das waren russische Kriegswaisen, die den Einheiten zugelaufen waren, nach Bedarf Kurier- und auch Spionagedienste leisteten und, wenn nicht bei den Deutschen im Einsatz, Uniform ohne Dienstrang trugen. Sie waren Kinder der jeweiligen Einheit.) Der Junge war vielleicht 14 bis 16 Jahre alt und der Säbel für ihn viel zu lang. Der schepperte denn auch auf dem Straßenpflaster und es sprühten die Funken.

War der Krieg auch endlich zu Ende, der Vater auch endlich wieder zu Hause – da er von Beruf Tischler war, war er dienstverpflichtet und musste in der sowjetischen Kommandantur in Göhren die Kisten zum Versenden der abgelieferten Sachen und Gegenstände in die Sowjetunion zusammenzimmern – war die Not sehr viel größer als im Krieg. Das Hungern ging erst richtig los! Alles war weiterhin abgestuft rationiert und Waren gab es nur nach Aufruf bestimmter Abschnitte. Strom war nur stundenweise vorhanden und zusätzlich wurde er auch noch außerhalb der Sperrstunden unvermittelt abgeschaltet. Brennmaterial gab es gar nicht. Man musste also zwangsläufig in den Wald gehen und Holz sammeln, also stehlen. Da wurden Bäume umgelegt, denn die Wälder waren wie leergefegt und man fand kein Stückchen Holz am Boden. Man durfte sich natürlich nicht erwischen lassen. Wenn die deutschen Hilfspolizisten, die damals aufgestellt wurden, nicht großzügig weggeschaut hätten, hätten so manche Leute, auch wir, mit empfindlichen Strafen zu rechnen gehabt. Aber sie mussten ja auch in den Wald gehen, um Holz zu „sammeln“.

Das wichtigste war, dass der Krieg beendet war, das sinnlose Morden und Brennen ein Ende hatte und man seine Gedanken auf eine hoffentlich friedliche Zukunft ausrichten konnte. Es grummelte aber schon wieder in der Ferne und die Jahre des Kalten Krieges zogen herauf. Davon wusste man zu dieser Zeit aber noch nichts Genaues, man wuchs unversehens hinein.

Der Kindertraum von Heldentum und großen Siegen mit Auszeichnungen war ausgeträumt. Man musste sich, ob man wollte oder nicht, der Realität stellen. Zunächst lief die Schule wieder an und es galt, für das Leben neu zu lernen. In seinen Gedanken war man jedoch mehr oder weniger auch in dieser Zeit des Umdenkens und der Neuorientierung noch dem alten System verhaftet. Doch man legte sich schon mehr als einmal die schmerzliche Frage vor, wie das alles nur so hatte kommen können. Fakten kannte man nicht und befriedigende Antworten auf Fragen erhielt man auch nicht. Fernsehen gab es ja noch lange nicht und vom Rundfunkhören war man ausgeschlossen, da ja alle Geräte abgeliefert werden mussten.

#### 4.

Einen besonderen Anstoß zum Umdenken brachten bei mir dann schließlich der Kriegsverbrecherprozess und die Urteile von Nürnberg vor dem Internationalen Gerichtshof. Dieses Geschehen faszinierte mich damals sehr und ich habe möglichst alles in der Presse verfolgt. Ich beschloss für mich, mein Denken und Handeln und meine Kraft einer neuen Gesellschaft und dem friedlichen Aufbau Deutschlands zur Verfügung zu stellen.

Zuerst von der faschistischen Diktatur vereinnahmt und beeinflusst, folgte darauf dann, nachdem alles schändliche Gedankengut schließlich über Bord geworfen war, die Beeinflussung und Vereinnahmung durch die sozialistische Ideologie. Wohin die Reise des Zuges Sozialismus ging, ist ja allgemein bekannt; einmal aufgesprungen, war es sehr schwer, ohne persönliche und familiäre Konsequenzen wieder abzuspringen,.

Und nun ist man in der dritten Staatsform angelangt, und die bringt für die gesamte Gesellschaft leider auch nicht optimale Voraussetzungen: über 5 Millionen Arbeitslose, in Berlin jeder Fünfte ohne einen Job, die rapid ansteigende Verarmung der Kinder in Deutschland und, und, und!

Es kann nur jeder selbst sehen, wie er sich in die Gesellschaft einbringt, seinen

Weg findet und durch das Leben geht. Dabei kommt es drauf an, alle noch gebotenen Möglichkeiten der Bildung wirklich voll auszuschöpfen, denn keiner lernt für irgendwen und irgendwas, sondern nur für sich selbst und für sein Leben. Ich weiß das aus meiner eigenen Erfahrung und kann da nur jedem recht viel Fleiß, Glück und Erfolg wünschen!

Was aber ein jeder grundsätzlich bedenken und für sich beanspruchen sollte, das ist, sein Leben ganz unabhängig von Beruf oder gesellschaftlicher Stellung so einzurichten, dass er sich mit der deutschen Geschichte eingehend befasst, vor den schmerzlichen Tatsachen nicht die Augen verschließt und sie eventuell auch noch verleugnet! Dazu gehört, dass bei jedem Menschen in unserer Gesellschaft die Achtung vor anderen Menschen, deren Rasse, Religion, Leben, Gesundheit und Eigentum oberste Priorität besitzen muss. Nur dann, wenn das jeder in einer Gesellschaft verwirklicht, ist ein friedliches und gewaltfreies Nebeneinander der verschiedenen Nationalitäten möglich! Das lässt sich natürlich auch auf die Völker der Welt ausdehnen! Wie viel Kriege gab und gibt es denn bereits wieder nach dem Zweiten Weltkrieg! Auch Völker, die vom Zweiten Weltkrieg betroffen waren, haben anscheinend noch nicht die richtigen Lehren gezogen.

Das ist leider auch in Deutschland zu verzeichnen, wo etliche jüngere Leute meinen, alles besser zu wissen und besser machen zu können als der braune Führer damals. Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, da werden Sitte und Moral, Achtung und Anstand außer Kraft gesetzt. Wenn eine Kriegsmaschinerie in Bewegung gesetzt wird, gibt es diesbezüglich kein Pardon. So sind zweifellos ganz natürlich auch Übergriffe durch die Alliierten erfolgt.

Vergessen darf man dabei jedoch nie das Eine: Deutschland war der Kriegsverbrecher Nummer 1, das Volk der Deutschen hat

- seinem braunen Führer, dessen Paladinen und den menschenverachtenden Plänen und Taten zugejubelt, ohne im einzelnen alles im großen Umfang zu kennen;
- durch seine Vertreter in der SS den Holocaust an den Juden und den Sinti und Roma inszeniert und durchgesetzt;
- mit seiner Wehrmacht den Zweiten Weltkrieg angezettelt und unermessliches Leid, Zerstörung und Verwüstung über die Völker gebracht.

Wer Unrecht an anderen bejubelt, muss sich dann nicht wundern oder aufregen, und auch nicht die Nachfahren, wenn das Unrecht auf einen selbst zurückschlägt!

5.

Der Zweite Weltkrieg begann am Freitag, dem 01.09.1939, gegen 5.45 Uhr und endete am Sonntag, dem 02.09.1945, gegen 9.25 Uhr mit der bedingungslosen Kapitulation Japans. Das sind exakt 6 Jahre und 1 Tag, oder insgesamt 2.194 Tage oder insgesamt 52.641 Stunden Krieg! In dieser Zeit verloren weltweit pro Stunde 1.045 Menschen, pro Minute 17 Menschen, völlig sinnlos ihr Leben! Insgesamt sind es 55 Millionen Menschen, die in diesem Krieg als Soldaten, Bewohner von Städten und Dörfern, Flüchtlinge und Vertriebene, Opfer von Gewaltherrschaft und des Luftkrieges und Luftterrors sinnlos umgekommen sind! Dabei sollte man nicht vergessen, dass allein ca. 3 Millionen sowjetische Kriegsgefangene in deutscher Gefangenschaft durch die schlechten Bedingungen starben! Realer ausgedrückt krepitierten sie elendiglich und wurden zigfach auch ganz einfach vorsätzlich umgebracht, unabhängig vom völkerrechtswidrigen „Kommissarbefehl“ Hitlers! (Dieser beinhaltete die sofortige Erschießung von Politikommissaren der sowjetischen Einheiten bei ihrer Gefangennahme.) Vielfach wurden auch erst gar keine Gefangenen gemacht, sie wurden, hatten sie sich erst einmal ergeben, sofort exekutiert.

Das Fazit aus diesen Tatsachen kann nur heißen: „Nie wieder Krieg und Gewalt!“ Ich bin froh, dass ich keinen Krieg hautnah erlebt habe, dass meine Kinder und Enkel in Frieden aufwachsen und leben. Ich denke, dass mit der Vereinigung der Völker in der Europäischen Union ein großer Schritt vorwärts in Richtung eines dauerhaften Friedens und der Völkerverständigung getan wurde. Gewiss gibt es da noch allerorts viel ideologischen Gedankenmüll zu beseitigen und es heißt umzudenken, aber in ein oder zwei Generationen könnte das erreicht sein. Vielleicht geht die Europäische Union dann einmal in die „Vereinigten Europäischen Staaten“ über, mit einer einheitlichen Amtssprache, einheitlichem Recht und Gesetz – die einheitliche Währung ist ja in fast allen Staaten schon erreicht. Davon kann man träumen, man kann es sich wünschen, man muss daran tagtäglich arbeiten, jeder für sich und an sich, in allen Völkern, dann kann man es und wird es auch erreichen!



Konrad Eggert

### **„Ich habe diese Angriffe wie ein Wunder überlebt“**

*Konrad Eggert erlebte das Kriegsende als Angehöriger der Wehrmacht in den Niederlanden.*

Der Ardennen-Offensive der deutschen Wehrmacht im Dezember 1944 war schnell die Luft ausgegangen. Im Zuge der Gegenoperationen richtete die britische Armee einen schweren Artillerie- und Panzerangriff gegen den Maasbrückenkopf, den die deutsche Wehrmacht nördlich des holländischen s-Hertogenbosch errichtet hatte. Es war das erste Wochenende im Januar 1945. Beide Unternehmen hatten nur weiteres Leid, Tote und Verwundete auf beiden Seiten gebracht.

Als vorgeschobener Beobachter einer Granatwerfer-Einheit der 6. Fallschirm-Jäger-Division habe ich diese Angriffe wie ein Wunder überlebt. Aber es gab ein weiteres Wunder, das Menschen gestaltet haben: Der britische Angriff konnte zum Stehen gebracht werden. Die Verwundeten und Toten beider Seiten lagen zwischen den Fronten im Wirkungsbereich der beiderseitigen Handfeuerwaffen. Keine Seite nahm Rücksicht auf die andere. Gegen Mittag des Tages nach dem Angriff – es war der erste Sonntag im Januar 1945 – kündigte ein Lautsprecher von der britischen Seite die Ankunft eines Parlamentärs an. Er bat den Divisions-Kommandeur, General Plocher, den Parlamentär zu empfangen und zugleich die Einheiten beider Seiten, jegliche Kampfhandlungen zu unterlassen, damit die Verwundeten und Toten geborgen werden könnten. Beide Seiten hielten sich daran.

General Plocher empfing den Parlamentär, der ihm eine Einladung des britischen Brigade-Generals in dessen Quartier überbrachte. Gemeinsam mit einem Parlamentär seiner Seite folgte er der Einladung, und am Abend erfuhren wir bereits das Ergebnis des Treffens. Beide Generäle hatten die Widersinnigkeit des gegenseitigen Mordens eingesehen und beschlossen: Jede Einheit bleibt in der gegenwärtigen Stellung. Jegliche Kampfhandlungen unterbleiben. Daran hielten sich auch die nachgeordneten Kommandeure. Es war schon ein erhebendes Erlebnis, als kein Geschützdonner mehr die nächtliche Ruhe störte, kein Maschinengewehr mehr hämmerte und auch keine Leuchtkugel den nächtlichen Himmel erleuchtete.

Auch damals gab es schon Fußball-Fans. Es dauerte nur wenige Tage, und der Chef einer Nachbarbatterie hatte den Kontakt zu einer Batterie der kanadischen Ahorn-Division aufgenommen und gemeinsame Fußballspiele zwischen beiden Einheiten vereinbart. Andere Einheiten folgten ihrem Beispiel. Menschlichkeit hatte gesiegt. Und dieses Miteinander hielt über Monate an. Bis zum 8. Mai 1945. Am Nachmittag des 8. Mai erfuhren wir von Holländern, bei denen wir Quartier hatten, dass die Kapitulations-Urkunde in Berlin-Karlshorst durch die Beauftragten der deutschen Wehrmacht unterzeichnet worden war. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile, denn sie bedeutete erst einmal das Ende des Mordens.

Am Abend, als die Nachricht durch die Division bestätigt worden war, saßen überall kleine Gruppen zusammen. Es wurde beraten, was das Kriegsende für uns bringen könnte. Müssen wir noch in Gefangenschaft? Wann können wir nach Hause? Gibt es das Zuhause überhaupt noch? Wer lebt von den Angehörigen noch? Für mich stand eine Frage im Vordergrund: Wie werden die Eltern damit fertig, dass ich als Einziger von vier Jungen überlebt habe? Wie kann ich ihnen helfen, den Verlust der drei Brüder zu überwinden?

Mit dem 8. Mai setzte schlagartig eine Änderung im Verhältnis zwischen den Engländern und uns ein. Wir waren nicht mehr Gleiche. Fußballspiele fanden nicht mehr statt. Auch weil sich neue Ereignisse anbahnten. Am 10. Mai mussten wir unsere Waffen abgeben. Doch dabei blieb es nicht. Mir wurde vor der Abgabe meiner Pistole erst einmal mein Pilotenschein und meine Pilotenuhr abgenommen.

Was aus uns danach werden sollte, erfuhren wir bald. Keine Gefangenschaft, sondern Abmarsch nach Deutschland und Internierung in Ostfriesland, im Raum Norden – Wilhelmshaven – Aurich. Von dort erfolgten dann die ersten Entlassungen in der Reihenfolge: britische, amerikanische und französische Besatzungszone. Diejenigen, die in der sowjetischen Besatzungszone beheimatet waren, wurden nicht entlassen. Sie konnten als Arbeiter ins Moor gehen oder bei der schwarzen Polizei (Werkschutz) anheuern. Doch die Entscheidung für die Polizei in Wilhelmshaven setzte die offizielle Entlassung aus der Wehrmacht voraus. Und den Weg wählte ich, denn auf Grund einer Schussverletzung hoffte ich auf Untauglichkeit für den Polizeidienst. Meine Hoffnung bestätigte sich.

Am Morgen des 8. Januar 1946 erhielt ich den Entlassungsschein und trat im

offenen Güterwagen die Heimfahrt an. Am 10. Januar abends stand ich dann vor der Ruine des Hauses in Angermünde, in dem meine Eltern gewohnt hatten. Den Bombenangriff hatten sie überstanden und Quartier im Hinterhaus gefunden. Mit meiner Ankunft brachen für die Eltern die Wunden über den Verlust der drei Söhne erneut auf. Andererseits war die Freude über meine Heimkehr groß. Sie hatten erfahren, dass ich von der eigenen Flak abgeschossen worden war, und danach keine Post mehr von mir erhalten. Mein Vater hat sich von dem Verlust der Söhne nicht wieder erholt. Er verstarb am 30. Juni 1948.

Für mich gab es auch eine schwere Enttäuschung. Ich hatte mich 1943 mit einem Mädchen verlobt, das aus Belgien dienstverpflichtet worden war und in Berlin-Kladow als Apothekerin arbeitete. Als die Engländer im August 1945 auch diesen Teil Westberlins übernahmen, musste sie gegen ihren Willen nach Antwerpen zurück. Und es fand sich kein Weg, der uns wieder vereint hätte. Keiner erhielt die Genehmigung, den anderen aufzusuchen.

Für mich stellte sich die Frage nach einer Arbeit. Der Betrieb, in dem ich gelernt hatte, war von der Sowjetarmee konfisziert worden. Ein ehemaliger Lehrer erinnerte sich meiner. Er empfahl meiner Mutter, ich solle mich für einen Neulehrerkurs bewerben. Der Empfehlung kam ich nach. Im Februar 1946 wurde ich Kursant in Frankfurt/Oder und stellte damit die Weichen für mein künftiges Berufsleben. Dem Kursus folgte ein Studium an der Humboldt-Universität, Assistenz, Oberassistentz, Dozentur und letztlich eine verantwortliche Leitungsfunktion in der Forschungs-Organisation.

Auch meine politische Entwicklung wurde in Frankfurt/Oder maßgeblich bestimmt. Als Kind war ich bereits aktiv in den Roten Falken. Damals hatte ich mehrmals erleben müssen, wie sich Sozialdemokraten und Kommunisten gegenseitig die Köpfe eingeschlagen haben. Als Kommunisten und Sozialdemokraten im Osten des zerrissenen Landes im April 1946 die Vereinigung beschlossen, war ich dabei.

Wenn heute wieder jeder seinen eigenen Weg geht, ist mir das nicht gleichgültig. Aber ich unterschätze auch nicht die Macht der Kräfte, die einen gemeinsamen Weg zu verhindern wissen.

Trotz vieler Fehler war die gesellschaftliche Entwicklung auf dem richtigen Weg.

Marianne Fox

### **„Ich hatte keine Schuhe mehr“**

*Marianne Fox erlebte als Vierjährige das Kriegsende in Wolgast.*

Ich bin am 31. Januar 1941 geboren. Nachdem die Bombardements auf Stettin/Pölitz immer unerträglicher geworden waren, wurden wir zu meiner Großmutter nach Wolgast, nahe der Insel Usedom, evakuiert.

Der Großangriff auf Peenemünde übertraf alles. Da die Nazis bei ihrer Flucht die Peenebrücke von Wolgast zur Insel Usedom gesprengt hatten, lag Wolgast tagelang unter Beschuss von beiden Seiten: die Rote Armee vom Ziesaberg aus, die Nazis von der Insel Usedom.

Wir hatten in einem Garten von Freunden Zuflucht gefunden. Es wurde eine Grube ausgehoben, wir hineingesteckt und Erde mit Sträuchern über uns gedeckt gegen Geschosse und Splitter. Als wir endlich wieder in unsere Wohnung durften, war alles geplündert. Ich hatte keine Schuhe mehr zum Anziehen. Zu essen gab es nichts. Besen, Handfeger und Müllschaufel waren auch weg. Diese lagerten zu Hunderten in der gegenüberliegenden Post, die jetzt sowjetische Kommandantur war.

Da meine Großmutter eine reinliche Frau war, beschloss sie, die Reinigungsgeräte zurückzuholen. Ich bekam eine große Puppe in den Arm. Dann wanderte ich an der Hand meiner Großmutter zur Kommandantur. Der Posten, der in diesem Krieg zwei kleine Kinder in meinem Alter verloren hatte, zerfloss bei meinem Anblick (Hunger in großen Kinderaugen) in Tränen und – ließ uns passieren. Wir wurden in das Zimmer mit den vielen Besen und Hausgeräten gebracht. Ordentlich, wie meine Großmutter war, suchten wir, bis wir UNSEREN Besen sowie Handfeger und Müllschaufel fanden. Stolz zogen wir damit nach Hause, wo meine Mutter inzwischen vor Angst fast gestorben war.

Ein anderes Erlebnis: Radios, Schreibmaschinen, Fahrräder – alles wurde beschlagnahmt. Vor unserem Haus auf dem Postmarkt stand ein großer mehrarmiger Kandelaber. Hier übten sowjetische Soldaten Rad fahren. Mich belustigte es, wenn ich vom Fenster aus zusah, wie sie Runde um Runde führen und oft dabei umkippten.

Etwas später schneiderte meine Großmutter für die Frauen der Offiziere gegen Naturalien. Ich lernte rasch Russisch und war aller Liebling, da Russen alles für Kinder tun.

1963 begann ich als Russischlehrerin zu arbeiten. Jetzt unterrichte ich seit 2003 Russlanddeutsche in ihrer Muttersprache Deutsch. So schließt sich der Kreis.

Max Gohla

## **„Ich wollte nicht glauben, dass ich das bin“**

*Max Gohla erlebte das Kriegsende als verwundeter Soldat mit 21 Jahren in einem Lazarett in Prag.*

### 1.

Den 8. Mai 1945 erlebte ich im Kriegslazarett in Prag: seit dem 24. April beinamputiert, bettlägerig und mit weiteren Verwundeten in einem 4-Bettzimmer. Mit MPi bewaffnete Partisanen kamen in unser Zimmer, nach Waffen und eventuellem Widerstand suchend. Von Befreiungsgedanken konnte da keine Rede bei uns sein. Nur der Gedanke: trotz alledem überleben und gesund werden und die Sorge um die Angehörigen, die nicht mehr in Schlesien, sondern 'irgendwo' warten und hoffentlich ebenfalls überlebten.

Schlimm waren die Nächte, wenn man Schmerzen hatte, nicht schlafen konnte, im Traum nach Erkenntnissen suchte, infolge von Phantomschmerzen glaubte, das Bein sei noch da und man - wach geworden - versuchte, unter die Bettdecke zu schauen und mit der Hand zu fühlen und dann ertäuscht und widerstrebend die Wahrheit begriff. Kaum war das Schlimmste überwunden und der Heilungsprozess begann, hätte gute Verpflegung sehr geholfen, aber die Verpflegung wurde knapp und dünn.

Die Rote Armee half, wo sie konnte, und im Juni 1945 wurden die Verwundeten samt Ärzten und Schwestern in mit Stroh gepolsterten Viehwagen zum Abtransport nach Deutschland verladen. Die Reise dauerte 4 Wochen. Wer nicht durchkam, wurde unterwegs ausgeladen. 3 Wochen Stillstand gab es in Tetschen-Bodenbach infolge einer gesprengten Brücke. Die Verpflegung sank auf einen Tiefstand. Vor dem Verhungern bewahrte uns die noch nicht vertriebene sudetendeutsche Bevölkerung, indem sie uns jeden Tag ein bis zwei mal Essen brachte. Auf dem Bahnhof sorgten die Sowjetsoldaten für unsere und die Sicherheit der Bevölkerung. Aber bis dahin wurde manchem mit Prügel das Essen ausgeschüttet, und wer damit nicht einverstanden war, hatte kaum Überlebenschancen.

Es fehlte auch an Sanitätsmaterial und Medikamenten. Die deutschen und sowjetischen Ärzte und Schwestern mussten oft sehr 'erfinderisch' sein.

Schließlich kamen wir nach Sagan in Niederschlesien in die mit Strohmatten gepolsterten Panzerhallen und lagen dort wie Heringe nebeneinander. Schon 'lauffähige' Verwundete sorgten mit der sowjetischen Bewachung für Verpflegung aus den umliegenden verlassenen Dörfern: Kartoffeln, Futterrüben und 'Grünes' aus der Natur ebenso wie „Kapusta“ (Rot- und Weißkraut), manchmal mit etwas Fleisch und Knochen, sowie Schwarzbrot. Alles Delikatessen für uns wie für die Bewacher und das Personal. Jeden Morgen kam ein Pferdewagen und sammelte die nicht mehr lebenden, im Tod steif gewordenen Soldaten ein. Dass ich überlebte, verdanke ich einem sowjetischen Stabsarzt, der meine bereits vorbereitete Nachamputation ablehnte. Es gab halt auch damals unter diesen Bedingungen 'übereifrige operationsgeile Sanis', die durch nicht notwendige Operationen die Sterberate erhöhten.

Als ich Anfang August endlich aufstehen konnte, waren bis unter die Schulter reichende Holzkrücken zum Laufen lernen sehr günstig. Schließlich schaffte ich es bis in die Nachbarhalle, wo ein so genannter Kulturraum mit einer Waage und einem Spiegel eingerichtet worden war. Da sah ich ein dürres „Klappergestell“ mit gelber Haut, Stoppelhaaren, Zahnlücken und trüben Augen, in Krücken hängend und 42 kg wiegend, vor mir und wollte nicht glauben, dass ich das bin. Es war aber nicht zu leugnen, zumal ich die gegen gesparte Tabakrationen eingetauschte alte Wehrmachtshose und den durch Tabaktausch erworbenen viel zu großen dunkelgrauen Pullover erkannte. So also sah ein 21-jähriger Kriegsinvalid und Kriegsgefangener aus. Der Schock war heilsam.

Ab sofort richteten sich meine Gedanken nur noch auf die Zukunft. Ich lernte auf Krücken ausdauernd und sicher zu laufen. Die Tabakrationen wurden bei den Arbeitskommandos gegen zusätzliches Mittagessen, Brot und Wurst eingetauscht. Ich kam zu Kräften, verschwendete keine Gedanken mehr an meine Verwundungen und richtete alle Gedanken auf das Leben nach der Gefangenschaft. Am 9. November 1945 war es dann soweit: Wir wurden auf russische LKW verladen, bekamen als Verpflegung eine Rinderkeule dazu, und ab ging es in Richtung Deutschland bis nach Luckau in ein Aufanglager. Wir wurden in einem verlassenen Dorf untergebracht. Es waren auch zivile Flüchtlinge dort. Nach einigen Tagen wurde ein so genannter Treck zusammengestellt, in Güterwagen verladen, und ab ging es nach Norden – Endziel unbekannt. In Berlin war erst mal auf einem Güterbahnhof Schluss der Reise.

## 2.

Nach drei Tagen hatte ich es satt und versuchte, meine Verwandten in Berlin aufzufinden. Nachmittags hatte ich Glück und bekam bei der Einwanderbehörde die neue Adresse der ausgebombten Tanten – Vaters Schwestern. Die Freude war groß, und es gab einige kleine Pellkartoffeln mit Viehsalz zum Abendbrot.

Die Rückkehr zum „Treck“ war erst am nächsten Tage möglich. Der Zug war natürlich weg. Nach ungenauer Auskunft sollte sein Ziel Neustrelitz sein. Also nichts wie hinterher. Dort war natürlich nichts bekannt. Ich stand am Bahnhof und durfte entscheiden: „Was nun Kamerad?“ Entschlossen und unternehmungslustig besann ich mich auf eine Freundin im Allgäu. Also ab, quer durch Deutschland!

Der Entlassungsschein aus russischer Gefangenschaft in russischer Sprache war der Fahrschein, Verpflegungsempfangs-Berechtigungsschein, Unterkunfts- und Reiseausweis, eine Betreuungsverpflichtung jeder Art – also ein Wunderding. Bis Eisenach ging alles gut, aber dort war die sowjetische Besatzungszone zu Ende. Vor der Ausreise in die amerikanische Besatzungszone war eine „Quarantäne“ mit Entlassungsuntersuchung, Entlausung usw. Pflicht, die etwa zehn Tage gedauert hätte. Dazu wäre ein "wichtiger" Stempel auf den Entlassungsschein gekommen: "Der Inhaber dieses Dokumentes reist in die amerikanische Besatzungszone aus – Wiedereinreise in die sowjetische Besatzungszone verboten." Aber, o Wunder, auch dort drüben war mein Entlassungsschein in Russisch Freifahrtschein und gültiger Hilfsausweis im wahrsten Sinne des Wortes.

Am 3. Dezember 1945 war ich am Ziel: Memmingen im Allgäu. Auf der Straße vom Bahnhof zum Dorf meiner Freundin begegnete sie einem einbeinigen, an Krücken laufenden Mann mit Soldatenmütze und langem Russenmantel. Sie erkannte mich trotzdem. Freude, Erschrecken und Überraschung waren eine Einheit. Ich wurde in der Familie aufgenommen und anerkannt. Eine abenteuerliche vierwöchige Reise war überstanden, und die Friedensweihnacht 1945 für mich Wirklichkeit, aber mit dem Wermutstropfen: Wo waren die Eltern und Geschwister?

Da ich im Allgäu noch nicht endgültig Fuß gefasst hatte, im landwirtschaftlichen Beruf keine Möglichkeit sah und eine Familiengründung



infolge Fehlens jeder materiellen Grundlage in weite Ferne gerückt schien, entschloss ich mich in Übereinstimmung mit meiner Freundin und ihren Eltern zur Umsiedlung zu meinen Eltern.

### 3.

Die Jahre 1946 und 1947 waren für mich trotz zweimaligen Krankenhausaufenthaltes wegen Blinddarm- und Beinstumpfnachoperation eine besinnliche Zeit. Ich wusste von früher noch die ungefähre Adresse von Vaters Verwandten in Delitzsch, und dort waren meine Eltern und die Schwester nach abenteuerlicher Flucht gelandet. Sie wurden unterwegs von den zwei Pferden mit dem Wagen und von aller Habe „befreit“. Etwas Handgepäck blieb übrig. Ein kleines Zimmer bei den Verwandten wurde zunächst ihr Quartier. Schließlich gab es Arbeit auf dem Rittergut Storkwitz und danach erhielten sie dort durch die demokratische Bodenreform eine Neubauernstelle von 7 ha Land und einem Stallgebäude mit Wohnmöglichkeit sowie eine Kuh, eine Färse, ein Pferd, zwei Schweine und einige landwirtschaftliche Kleingeräte. Mein Bruder kam im Herbst 1946 aus Schlesien. So war ein Neubeginn möglich. Der Begriff „Befreiung“ schmeckte zwar immer noch bitter, aber doch gemildert und nicht gar so hoffnungslos und verächtlich.

Es war im Oktober 1947. Das Abenteuer „Zonengrenze – Einreise in den sowjetischen Sektor verboten“ wurde listig und gewagt überwunden, die unvermeidliche 3-wöchige Quarantäne überstanden, und so wurde ich 'mithelfender Angehöriger' auf der Neubauernstelle meiner Eltern. Vater und Mutter waren mit Leib und Seele Landwirte mit guten Erfahrungen und ausgezeichnetem Wissen und Können in Ackerbau und Viehzucht.

Mein Bruder und ich strebten die Technisierung der Landwirtschaft an. Gemeinsam mit dem Dorfschmied Georg Jarmusek, bei dem ich schon mit 15 Jahren in Schlesien (Rodenau und Wildenhain) den ersten Traktor im Eigenbau hergestellt hatte, bastelten wir aus einem Schrott-PKW und einem 12PS-Dieselmotor einen zwar nicht ganz polizeigerechten, aber sehr zweckmäßigen und kostengünstigen Traktor zusammen. Mit diesem pflügten mein Bruder und ich die Felder der Neubauern, besonders auch nachts bei Mondenschein mit einer Petroleum-Sturmlaterne am Traktor. Der Neubauer selbst schritt hinter dem angehängten Pferdepflug. So war auch den Neubauern geholfen, die noch keine Zugtiere hatten. Tagsüber wurden mit dem Traktor und einem angehängten Pferdekastenwagen Zuckerrüben zur Fabrik

gebracht und Baumaterial für den Bau der Neubauernwirtschaften herangeholt sowie auch die Ernte von den Feldern geborgen. Eine gegen eine Färse und weitere landwirtschaftliche Produkte eingetauschte Dreschmaschine half mit Traktorbetrieb, das Getreide der Neubauern zu dreschen und der Versorgung von Mensch und Tier zuzuführen.

Neben diesem privaten Einsatz übernahm ich im Ortsvorstand der VdgB (Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe) die Geschäftsführung des Maschinenhofes und die Organisation der alten übrig gebliebenen Technik. Organisiert wurden zuerst der Einsatz auf den Feldern von 19 Neubauern und der Transport von landwirtschaftlichen Produkten sowie Baumaterial zum Bau der Neubauernwirtschaften. Jeder wollte als erster bedient werden und am schnellsten alles haben und fertig sein. Da war Tag- und Nachteinsatz notwendig. Reparaturen sichern und Ersatzteile heranschaffen – woher nehmen und nicht stehlen? –, Lösungen ausdenken und finden und Beziehungen organisieren – alles war gefragt.

Während 1945/46 die Neubauern und besonders die Umsiedler in ihrer Tätigkeit und im Denken vornehmlich ums Überleben kämpften, nahm 1947 bis 1949 der Gedanke einer lebenswerten Zukunft erste Formen an. Mit der Gründung der DDR kamen auch 1000 Traktoren aus der Sowjetunion zu Hilfe und wurden MAS (Maschinen-Ausleih-Stationen) gebildet. Diese erhielten neue Technik, und die organisierte Mechanisierung beendete die Phase der 'Notlösungen'. Meine bisherige Tätigkeit war damit nicht mehr vordringlich notwendig. So gewann ich Zeit und Muße für einen Schreibmaschinen-Lehrgang und für den Erwerb finanzbuchhalterischer Kenntnisse, um schließlich in der VdgB und ab 1951 in der DBD aus praktischer und gesellschaftlicher Sicht auf die Entwicklung in der Landwirtschaft und auf das Leben in den Dörfern des Kreises Delitzsch Einfluss zu nehmen.

Schließlich bekam der 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung ab 1952 mit dem Beginn der LPG-Gründungen und der Sozialisierung der Landwirtschaft eine weitere politische Bedeutung. Von vielen Landwirten wurde dies zunächst negativ empfunden und es wurde mit Hohn und Spott darüber gesprochen. Diejenigen jedoch, die als Neubauern oder auch als Altbauern dem Neuen aufgeschlossen gegenüberstanden, empfanden es als einen Fortschritt. Wer darin eine Enteignung oder eine unzumutbare, ausweglose Situation sah, der verließ Hab und Gut und wurde „republikflüchtig“. Manchmal auch nicht ganz freiwillig.

Ähnliche Umwälzungen vollzogen sich auch in Industrie, Handwerk, Gewerbe und in allen Lebensbereichen. Dieser zunächst von vielen Bürgern oft schmerzlich empfundene so genannte "Weg vom Ich zum Wir" brachte neue Sicht- und Lebensweisen hervor, die aber auch zeigten, dass das angestrebte Ziel der sozialistischen Menschengemeinschaft gar nicht so einfach zu erreichen war und objektiv wie auch subjektiv hemmende Faktoren viele Bemühungen zunichte machten. Und zahlreiche Widersprüche und Mangelerscheinungen verschleierten die Richtigkeit der Grundideen für versprochenes Glück und Wohlstand.

So nahte schließlich mit dem Zusammenbruch des sozialistischen Weltsystems am 9. November 1989 wieder ein so genannter Tag der Befreiung in der Form der Wiedervereinigung Deutschlands. Leider war es, wie man heute nach 15 Jahren der Einheit sehen kann, keine echte Wiedervereinigung, sondern eine Einverleibung der DDR in die BRD zum Nutzen der Mächtigen und Wohlhabenden. Alle positiven Erscheinungen der DDR wurden totgemacht, und die kleinen Osis und Wessis als Einheitsgeschädigte blieben übrig.

5 Millionen zugegebene Arbeitslose, 10-Tausende Obdachlose, neuerdings auch noch durch den Köder "1-Euro-Job" verhöhte Bürger und für ganze Familien eine perspektivlose Zukunft - eine negative "Befreiung" durch die deutsche Einheit. In jedem Fall wird von den Leuten, die sich jetzt zum Regieren berufen fühlen, der 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung falsch verstanden.

#### 4.

Aus den Erfahrungen meines 60-jährigen bewussten Lebens auf der positiven Seite des 8. Mai 1945 möchte ich folgende Überlegungen aussprechen:

Misstrauere jedem Regierenden und seinen Lakaien, wenn sie erklären, sie seien von der Vorsehung zu ihrem Tun zum Segen und Schutz ihres Volkes berufen, wie es der "1000-jährige Adolf" tat und wie es heute Mr. Bush unter Berufung auf "Gottes Erleuchtung" zum Krieg und zur Bekämpfung der "bösen Staaten" in der Welt tut. Solche Erklärungen dienen der Kriegsvorbereitung und -führung. Verhöhnung anderer Länder, Menschen, Sitten und Gebräuche sind oft der erste Schritt zu Völker- und Rassenhass. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es überall von Familie zu Familie, von Ort zu Ort,

bei gläubigen und anders denkenden, einfach überall anständige und auch weniger gute Menschen gibt. Mir haben Menschen aus vielen Ländern und Bevölkerungskreisen sowohl geholfen als auch mich enttäuscht. Mit dem 8. Mai 1945 wurde die menschenfeindliche Ideologie von Herrenmenschen-tum und Sklavenvölkern, Rassenwahn und Weltherrschaftsstreben samt ihren Vertretern zerschlagen.

60 Jahre nach dem Kriegsende ist durchaus die Warnung: "Menschen seid wachsam!" angebracht und aktuell. Immer ist im Zusammenhang mit dem 8. Mai 1945 die Frage zu beantworten: "Befreiung wovon und wofür?" Je nach dem Stand und der Einstellung des einzelnen in und zur Gesellschaft wird die Beantwortung unterschiedlich ausfallen. Ich habe diesen Tag kennen und schätzen gelernt.

Wenn ich heute als 80-Jähriger auf die durchlebten Regierungsformen von der "braunen" über die "rote" bis zur heutigen "rosagrünen" und "schwarzgelben" Farbe zurückblicke, muss ich erklären, dass die 40-jährige DDR in Wirklichkeit den Menschen eine glückliche und friedliche Lebensweise bescherte. Lebensmaxime war das Motto: "Geh voran und hilf dem anderen. Der Mensch sei des Menschen Freund." Ich sah glückliche Familien, Frauen mit Kindern, alte Menschen sorgenfrei und unbeschwert ihr Dasein, viele sonnige Tage ohne Sorge um den kommenden Tag genießen. Es war eine entsprechend den damaligen Bedingungen einfach und bescheiden, aber sinnvoll auf eine bessere Zukunft ausgerichtete Lebensart. Gegenwärtig dagegen gilt: Der morgige Tag ist ungewiss.

Der Inhalt und die tiefe Bedeutung der Begriffe „Befreiung“ und „Freiheit“ werden immer noch sehr unterschiedlich verstanden, interpretiert und erfasst. Viele Regierende, Regierungen und Parlamente missbrauchen diese Begriffe und haben selbst noch nicht verstanden, dass bei geforderter Freiheit für sich selbst doch auch die Freiheit des Anderen geachtet und berücksichtigt werden muss. Es sollte auch klar sein, dass freiheitliches Denken und Handeln keinem anderen Menschen Schaden zufügen darf. Zur Zeit sind solche Haltungen nicht einmal bei manchen Vertretern in der UNO selbstverständlich. Es wird sicher noch viele Jahrzehnte dauern, bis echte Freiheit überall Wirklichkeit wird.

Herbert Hamisch

## **„Die nächsten zwei Friedensjahre wurden zum harten Überlebenskampf“**

*Herbert Hamisch erlebte als Fünfzehnjähriger das Kriegsende in Biesdorf.*

Zwischen März und April 1945 gruben und schippten Tausende von Menschen in den Riesefeldern, die südlich der Linie Marzahn / Hellersdorf liegen, und legten Schützen- und Panzergräben an. Auffallend waren die vielen internierten ungarischen und italienischen Soldaten, die zum Stellungsbau gezwungen wurden.

Der Volkssturm und einige Soldaten bezogen ihre Stellungen vorwiegend in den Riesefeldern, in den Marzahner Kiesgruben am Munitionslager, in der Obstplantage Hänel, um die Marzahner Flakstellung und rings um das Wuhlgarten-Gelände.

Vom Munitionslager Marzahner Wäldchen (heute nördlich der Eisenacher Straße) wurde Tag und Nacht Munition abgefahren. Das Verladekommando bestand vorwiegend aus sowjetischen Kriegsgefangenen. Ständig waren Explosionen von Übungspanzerfäusten zu hören.

Wir verbuddelten zu Hause noch rasch eine Zinkwanne, vollgepackt mit Kleidungsstücken und Geschirrtteilen, unter dem Haus. Im Garten wurden noch fünf weitere Verstecke angelegt. Alle Gegenstände, darunter auch eine Pistole, wurden von den Sowjets mittels Eisenstangen aufgestöbert, die Wanne mit der Kleidung wurde aber nicht gefunden und blieb uns erhalten.

Die Wuhle wurde von der Hellersdorfer Brücke bis zum S-Bahndamm auf 200 bis 300 m Breite angestaut.

Nach einem der letzten Luftangriffe Ende März fand ich in den Riesefeldern größere Mengen von Lebensmittel-Reisemarken für Nährmittel, die von den Flugzeugen abgeworfen worden waren. Meine Mutter löste diese beim Kaufmann Busse im Burghardweg ein und bezog 1 kg Nährmittel. Der Kaufmann wusste bestimmt, dass diese Marken nicht echt waren, er hielt aber dicht. Die Amis warfen wöchentlich das Flugblatt "Sternenbanner" ab. Es enthielt die neuesten Nachrichten und auch schöne Bilder einer "heilen Welt".

15.4.: Ein Leutnant sprengt sich samt Munitionsdepot in einem Haus (Rottraudstraße) in die Luft. Ob mutwillig oder fahrlässig, konnte nicht mehr ermittelt werden.

16.4.: Die Offensive der sowjetischen Truppen hat mit voller Wucht begonnen, der Gefechtslärm ist deutlich in Berlin zu hören. Die Nacht ist nach Osten hell erleuchtet.

20.4.: Etwa 50 schwere sowjetische Bomber greifen 11 Uhr die Flakstellung Hellersdorfer Strasse an und zerstören sie vollständig. Es gab viele Tote. (Die Stellung lag etwa da, wo heute das Spree-Center ist).

Die deutschen Panzer sammeln sich in Wuhlgarten, ich sah zwei Tiger-Panzer und ein Sturmgeschütz. Abends schlugen die ersten Feind-Granaten im Grenzgebiet Marzahn-Biesdorf ein. Sowjetische Schlachtflyer fliegen pausenlos ungehindert Angriffe auf Berlin.

21.4.: Herrliches Frühlingswetter liegt über unserer Siedlung. Die Bäume in den Gärten und Plantagen stehen in voller Blüte. Die Luft ist erfüllt vom Getöse, Gedonner und Pulvergestank der Kriegsmaschinerie. Trotzdem ist es gespenstig ruhig, und eine einsame Stimmung macht sich breit.

Ich verbrenne noch vorsichtshalber schnell meine Jungvolk-Uniform und werfe das Hermann-Göring-Bild und ebenso eine Jagdflinte in die Jauchegrube.

Die ausschließlich weibliche Besatzung der Scheinwerfer- und Horchgeräte-Stellung (heute Westeingang zur Gartenschau) verlässt fluchtartig querfeldein ihre Stellungen.

Die Sowjets beschießen die Stellungen und alles, was sich bewegt, mit Schrapnell-Zeitzündergrenaten, die in 5 bis 20 m Höhe krepieren und so eine ganze Fläche mit Splittern abstreuen.

Die am Nordrand der Stadtrandsiedlung in Stellung gebrachten 8,8 cm Pak-Geschütze und Vierlings-MG modernster Bauart wurden am 21.4. nachmittags von ihren Besatzungen verlassen. Sie verabschiedeten sich noch im Luftschutzbunker und meinten: Wir hauen jetzt ab, der Iwan ist schon auf der Landsberger Chaussee, aber einen T 34 haben wir noch abgeschossen.

Später war anhand der leeren Kartuschen zu sehen, dass das eine Geschütz sechs Schüsse und das zweite Geschütz gar keinen Schuss abgegeben hatte. Dagegen feuerte das Geschütz am Nordrand des Wuhlgartens etwa 50 bis 60 Schüsse ab.

Der Volkssturm, gemischt mit einigen regulären Soldaten, ziehen sich nach kurzer Feindberührung zurück. Gegen Abend wird das Dorf Marzahn von den Sowjets eingenommen. Am Kirchturm weht wochenlang die weiße Fahne.

22.4.: Um die Stadtrandsiedlung selbst wurde zum Glück nicht gekämpft, rückflutende deutsche Truppen waren bei uns auch nicht erkennbar.

Gegen 13.00 Uhr erschien ein sowjetischer Offizier mit Spähtrupp am Bunkereingang Burghardweg. Alle Männer wurden aufgefordert, herauszutreten und den Bunker zu verlassen. Die Sowjets betraten den Bunker nicht. Alle Bunkerinsassen konnten dann in ihre Häuser zurückkehren. Wehrmachtssoldaten befanden sich nicht im Bunker.

Die Biesdorfer Flakbatterie, die südlich der Frankfurter Allee zwischen Biesdorf und Kaulsdorf stand, feuerte unterdessen noch ununterbrochen auf Erdziele bis in den Abend hinein, dann war auch hier dieser nutzlose Widerstand gebrochen.

Obwohl alle das Kriegsende herbeigesehnt hatten, herrschte doch Angst, Schrecken, Panik und Ungewissheit, und selbst einige alte Kommunisten, die es in der Siedlung zweifellos noch gab, waren über das Ausmaß der folgenden Gewalt und der Exzesse schockiert.

Die sowjetischen Kampftruppen drangen eilig weiter vor und hielten sich nicht lange auf. Aber danach wälzte sich eine unvorstellbare Flut von LKWs (amerikanischer Produktion) mit Mannschaften und Kriegsgerät durch jede Straße und jeden befahrbaren Weg, ebenso auch auf den recht engen Siedlungswegen. Kurioserweise wurden in der Stadtrandsiedlung nur wenige Häuser als Quartier von den Sowjets beschlagnahmt. Der überwiegende Teil der Soldaten buddelte sich in Erdlöchern ein. Aus der Obstplantage Hänel (Globsover Straße) entstand ein Truppenlager mit riesigen Brennstoffvorräten.

Inzwischen ging die schwere sowjetische Artillerie im Schutz des

Waldstreifens am Wuhlgarten in Stellung. Von den S-Bahngleisen bis zum Friedhof Wuhlgarten richteten sich die Rohre in Richtung Berlin. In der Cecilienstrasse (Biesdorf) stieg ständig ein Beobachtungsballon auf, von dem aus das Artilleriefeuer geleitet wurde.

24.4.: Aber ganz zu Ende war der Krieg noch nicht. Die Feuersbrunst über Berlin war am Tage wie in der Nacht zu sehen. Die jaulenden Abschüsse der „Stalinorgeln“ waren nervenzehrend. An drei bis vier Abenden kreisten noch einige deutsche Jäger am Himmel und sorgten für etwas Unruhe. Am Nachmittag tauchen plötzlich fünf deutsche Mistelgespanne in etwa 1000 m Höhe auf und fliegen ostwärts Richtung Oder. Es waren Huckepackflieger, unten eine Ju 88, oben eine Me 109. Von diesen Einsätzen habe ich nachher nie wieder etwas gehört. Wo mögen die noch hingeflogen sein?

Bei unseren Streifzügen durch die Rieselfelder fanden wir noch nach vier Tagen einige tote Volkssturmmänner und einige tote Sowjet-Soldaten. Die meisten Toten wurden an Ort und Stelle begraben, wurden dann später aber umgebettet.

Jeder Sowjet-Soldat hatte in seinem deutschsprachigen Wortschatz „Uri ist?“, „Du Faschist?“, „Frau komm!“ und „Hitler kaputt!“

Es gibt aber auch Erfreuliches zu berichten: Nach drei Tagen Besatzung ging ich mit einem älteren Sowjet-Soldaten mehrere Tage auf Suche nach Sauerampferblättern. Sie haben gerne Sauerampfersuppe mit gekochten Innereien gegessen, und mir hat das auch gut geschmeckt. Als Jungs hatten wir schon die Möglichkeit, uns bei den Sowjets irgendwie nützlich zu machen. Wir halfen in einem Stationshaus in Wuhlgarten aufzuräumen und die Umgebung zu reinigen. Der Lohn war: Man hatte für uns eine weiße Tafel mit Brot, Kascha (Grütze) und Fleisch gedeckt. Wohl gemerkt: 4 bis 5 Tage nach dem Einmarsch. Ich habe auch gesehen, dass vereinzelt dieses herrliche Kommissbrot verteilt wurde, die Regel war das nicht.

In Wuhlgarten hatte ich auch die Möglichkeit, einen Blick in ein Gefangenenzentrum für verwundete deutsche Soldaten zu werfen. Im ersten Gebäude am Haupteingang, in der damaligen Turnhalle der 17. Volksschule (bis 1939), lagen ca. 100 bis 200 verwundete Soldaten. Der Anblick war erschütternd, hoffnungslos, deprimierend. Heute befindet sich in diesem Raum die Anmeldung für die Augenklinik. Erwähnenswert wäre noch ein auf dem Friedhof



vom Wuhlgarten angelegtes Massengrab. Das Grab zog sich seitlich des Hauptweges vom Eingang bis zur Kapelle hin, schätzungsweise waren dort 100 bis 300 Tote begraben worden.

Am 8. Mai 1945, dem Tag der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation, feuerten noch mal alle Geschütze ein Freudenfeuer und man suchte unwillkürlich nach Deckung vor Splittern. Angetrunkenen sowjetischen Soldaten ging man nach Möglichkeit aus dem Weg.

Die Solidarität der Siedler untereinander, wie jeder, wenn es nötig war, für den anderen da war, ist mir stets in guter Erinnerung geblieben, und ich habe desgleichen auch nie mehr erlebt. Aber die nächsten zwei Friedensjahre sollten noch einmal für viele zum harten Überlebenskampf werden.

Ich selbst war zu dieser Zeit 15 Jahre alt, wohnte in Biesdorf, Burghardweg. Ich hatte mich noch zwangsläufig freiwillig als Offiziersbewerber zur Heeresflak gemeldet, das bewahrte mich gerade noch vor dem Stellungsbefehl zum Arbeitsdienst. Seit April 1943 war ich als kaufmännischer Lehrling in der Zimmerstraße (nahe der Friedrichstraße) beschäftigt. Ich bin diese Strecke ca. 30 mal zu Fuß gelaufen, mal früh nach Nachtangriffen, mal abends nach Tagangriffen.

Mitte März war ich nach 10 Tagen Ausbildung aus einem Wehrrertüchtigungslager innerhalb der ehemaligen Hermann-Göring-Kaserne in Reinnickendorf (heute Julius-Leber-Kaserne) plötzlich und für uns alle überraschend nach Hause entlassen worden.

Mein Vater war beim Luftwaffenpersonal in Ungarn, mein Bruder bei den Gebirgsjägern in Südfrankreich. Beide kamen nach der Gefangenschaft nach Hause zurück. Zu Hause lebte ich mit meiner Mutter und einer jüngeren Schwester.

E. K.

### **„Allmählich machte das Lernen wieder Spaß“**

*E. K. erlebte das Kriegsende als Achtjährige in einem Dorf am Rande Berlins.*

#### 1.

Im Frühjahr 1945 war unser Schulunterricht unregelmäßig. Häufig passierte es, dass mitten im Unterricht die Sirenen heulten und herannahende feindliche Flugzeuge signalisierten. Fluchtartig verließen wir den Klassenraum. Alles lief automatisch ab, oft genug hatten wir es ja trainiert. Im Laufschrift ging es in die etwa 200 m entfernte massive Scheune, wo wir uns sicher glaubten. Und was für ein Glück – tatsächlich schlugen hier niemals Bomben ein.

Verängstigt und voller Bangen brachten wir hier eine viertel, eine halbe oder eine Stunde zu, bis die Sirene uns das Entfernen der Bomber anzeigte. In der dunklen Scheune war es mäuschenstill. Wir saßen eng aneinander auf Strohhallen. Meine Freundin und ich hielten uns an den Händen. In dieser Zeit habe ich beten gelernt.

Ich erinnere mich noch an leises Weinen der Erstklässler. Jeder von uns hatte ein Pappschild um den Hals hängen, wo unser Name, Geburtstag und Anschrift eines Verwandten vermerkt waren. Schon damals wussten wir „Kriegskinder“, was Angst bedeutet, und nie vergesse ich den Gesichtsausdruck meiner Lieblingslehrerin, wie sie versuchte, ihre Angst zu verbergen und ihr zaghaftes Lächeln uns sagen wollte: „Wir schaffen es!“

#### 2.

1945 – im Mai: Donnerndes Getöse, lautes Zischen, ein hell erleuchteter Himmel – und die angstvollen Blicke meiner Mutter und meiner Brüder werde ich nie vergessen. Getroffen wurde eine Häuserreihe in etwa 800 m Entfernung. Alles brannte lichterloh. Ich hatte solche Angst, dass ich dachte, jetzt muss ich sterben.

Wir wohnten in einem Ort am Rande Berlins. Im Mai 1945 wurden die Bombenangriffe feindlicher Flieger immer häufiger und intensiver. In diesen letzten Kriegstagen gingen wir Kinder völlig angezogen – bis auf die Schuhe –

ins Bett, um nachts bei Fliegeralarm schneller fertig zu sein. Wie ich dieses auf- und abschwellende Heulen der Sirenen hasste!

Einmal hatten wir den Alarm verschlafen und erst lautes Schreien der Nachbarn „Alarm – schnell!“ weckte uns. Wir schafften es nicht mehr in den Luftschutzkeller. „Hinlegen“ schrie meine Mutter, meinen 3-jährigen Bruder auf dem Arm. „Um Gottes willen legt euch hin“, schrie sie nochmals mit angsterfüllter Stimme. Mir schien es, als würden die Bomber direkt über uns ihre Bomben fallen lassen. Ich hatte unbeschreibliche Todesangst, wie nie wieder in meinem späteren Leben. Es waren nur 3 oder 4 oder 5 Minuten (?) oder Sekunden (?) vergangen, als mich jemand vom Boden hochriss. Tränenüberströmt und zitternd wollte ich nicht aufstehen, nur liegen bleiben und leben, nicht sterben.

Diesmal hatten wir es geschafft!

### 3.

Als abzusehen war, dass der Krieg nicht mehr lange dauern würde, begann in meinem Ort ein aufgeregtes, hektisches Treiben. Die Holper-Pflastersteine der Straße wurden aufgerissen, viele tiefe Löcher von einer zur anderen Straßenseite ausgeschippt, schwere, hohe Baumstämme herangeschafft und in dem Graben tief eingegraben, dicht an dicht – quer über die Straße. An verschiedenen Stellen des Dorfes wurden diese Panzer-Straßen-Sperren errichtet. Das waren die so genannten Panzersperren, damit sollten die heranrollenden Panzer an der Weiterfahrt gehindert werden. (Als die feindlichen Panzer dann kamen, walzten sie mit einem Ruck diese Panzersperren nieder!)

Da die meisten Väter des Ortes eingezogen waren, wurden für diese Arbeiten auch Schüler herangezogen. Mein 10 Jahre alter Bruder sollte ebenfalls helfen. Ich erinnere mich noch gut an die Diskussion im Elternhaus. Unsere Mutter sagte: „Mach da nicht mit!“ Aber er hatte Angst (ich denke berechnete) und tatsächlich wurden die Namen der beauftragten Schüler in der langen Liste überprüft.

Eine weitere Panzersperre sah ich Ende April 1945 im nahe gelegenen Wald. Der Weg zu unserer Tante führte von uns aus durch diesen Wald. Plötzlich hörte der Weg auf und ein riesengroßer Krater war sichtbar. Er war sehr tief

und hatte einen gewaltigen Umfang. Noch während wir stutzten, schoss plötzlich ein Kommandant in deutscher Uniform auf uns zu: „Hier habt ihr nichts zu suchen! Haut ab!“, zischte er lautstark. Ich hatte große, große Angst, aber mein älterer Bruder tröstete mich. Wir mussten einen weiten Umweg machen, um doch noch zur Tante zu gelangen. Zurück nach Hause rannten wir beide, um dieser Angst einflößenden Bedrohung zu entkommen. Unsere Mutter war schon in Sorge, aber bevor sie schimpfen konnte, hörte sie zu und nahm uns in die Arme.

#### 4.

Es war im Mai 1945. Die Angriffe der feindlichen Flieger kamen immer häufiger. Tagelang saßen wir, Familien aus einer kleinen Straße in einem Berliner Randbezirk, in einem Keller. Nur nachts gingen wir zum Schlafen in die eigenen Häuser. Wir fühlten uns alle zusammen sicherer. Diese Einbildung tat gut und machte weniger Angst. Dieser Keller war klein, muffig, dunkel. Gesessen haben wir auf Kisten, Kästen und Brettern. Wir Kinder langweilten uns sehr. Die Gespräche der Erwachsenen drehten sich nur um Krieg – Kriegsende – wie weiter? Aber diese Unsicherheit „was kommt?“ färbte auch auf uns ab.

Als die Russen in den frühen Morgenstunden an die Kellertür klopfen und in einer Angst erregenden fremden Sprache „wer da?“ riefen, war uns das unheimlich. Nie zuvor hatten wir so etwas gehört. Der Großvater aus unserem Keller traute sich hinaus. Er versuchte, sich mit Händen und Füßen zu verständigen: „Wir nix Faschisten! Kinder!“

Neugierig kletterten wir hinaus. „Skolko let?“ (Wie alt bis Du?), fragte mich einer der Soldaten. Mit den Fingern zeigte ich „8“. Da huschte ein Lächeln über sein Gesicht und er kauderwelschte (also sprach russisch). So ungefähr verstand ich, dass sein kleines Mädchen auch 8 Jahre alt war – „daleko“ (weit weg), und sein Lächeln wurde trauriger.

Ein paar Tage später sahen wir eine Gulaschkanone der russischen Soldaten im Dorf stehen. Sie winkten uns heran und ließen uns herrliche dicke, gesüßte Zuckermilch kosten. Größte Aufregung also, als wir, jeder mit einem Töpfchen, nach Hause rannten so schnell wir konnten. Am meisten neben dieser Köstlichkeit überraschte mich, dass „die Russen“ auch freundlich waren. Das waren keine „Ungeheuer“, wie ich es in den ersten drei Schuljahren vor 1945

in der Schule gelehrt bekam.

5.

Ein Erlebnis unmittelbar nach Kriegsende ist mir lebhaft in Erinnerung geblieben. Eine so schlimme Erniedrigung erfuhr ich nie mehr in meinem Leben. Unsere Mutter wusste nicht, wie sie uns drei Mäuler satt kriegen sollte. Die Vorräte waren verbraucht, zu kaufen gab es fast nichts. So ging es zum „Tauschen“ in die nächstgelegenen Dörfer. Schon das gewohnte, sonst so leichte Fahrradfahren ging bei diesen Strecken über Kopfsteinpflaster mühselig. An dem ersten Hoftor (mit der Aufschrift: Tauschen und Betteln verboten!!!) klopfen wir. Lange kam keiner. Dann wurde das Hoftor einen winzigen Spalt geöffnet. Eine dicke Bäuerin, neben ihr ein gefährlich aussehender riesengroßer Hund, fuhr uns mürrisch an. Ich brachte keinen Ton heraus, während meine Mutter um ein paar Kartoffeln flehte. „Ham wa nicht zum Verschenken“, meckerte sie und schlug das Hoftor mit lautem Knall zu. So erging es uns auch beim 2., 3., 4., 5., 6., 7. Bauern. Ich schämte mich so sehr, konnte aber doch meine Mutter nicht alleine lassen.

Wie ein Wunder bekamen wir vom letzten Großbauern eine kleine Tüte Kartoffeln, nachdem er ein paar Zigarren (die unsere Mutter aufgehoben hatte) eingesteckt hatte. Tor zu! Strahlen konnte ich nicht vor Freude, denn lieber Hungern als Betteln gehen, dachte ich. Meine Mutter dachte da anders. Am gleichen Abend wurden die Kartoffeln gleich königlich gegessen.

Wenn heute unsere Enkelkinder fragen: „Oma, das Brot ist doch hart, die Kartoffeln sind fleckig, warum tust du es nicht weg?“, erkläre ich ihnen, was 1945/46 Hunger bedeutete für die Menschen. Ich erinnere sie auch daran, dass heute noch viele Menschen hungern. Dann sind sie meist ganz still und schauen mich ungläubig an.

6.

Im Spätfrühling 1945 begann in unserem Dorf am Rande Berlins wieder die Schule. Aber es war noch lausig kalt. Was also tun, wenn die Schule wegen Mangel an Feuerung nicht beheizt werden konnte? „Jeder bringt von zu Hause ein Stück Brikett mit“, hieß es dann. Obwohl auch in den Haushalten mit Kohle sparsam umgegangen werden musste, hatten alle Verständnis. Für unsere Mutter bedeutete das: Drei Kinder, die zur Schule gehen, brauchen

täglich drei Stück Briketts. Diese wurden notdürftig in altes Zeitungspapier gewickelt und los ging's auf den langen Schulweg.

Bei unserer Ankunft waren nicht nur die Hände schwarz, oft auch die Wangen und Haare. Unsere Lehrer aber waren nachsichtig. Keiner fand das schlimm! Schlimmer fand ich, dass wir von unseren alten Lehrern vorher bei nicht sauberen Fingern eins mit dem Rohrstock bekommen hatten! Obwohl wir Kriegskinder für die Schule nicht sehr motiviert waren, gingen wir gerne hin und allmählich machte auch das Lernen wieder Spaß.

## 7.

Viele unserer alten Lehrer waren im Herbst 1946 nicht mehr da. Statt des „Führergrußes“ sagten wir freundlich „guten Morgen“. Aber was für einen Nachgeschmack hat dieser „Führergruß“ für mich! Denn die einzige Ohrfeige eines Lehrers in meinem Leben erhielt ich – 7-jährig –, als ich statt dieser Pose einen Knicks beim Grüßen machte. Noch heute weiß ich – nach 62 Jahren – wo das war, wer das war und was ich fühlte.

Ja, und nun unsere neuen Lehrer. Sie waren jung und guter Laune, begeisterten uns mit ihrer frischen Art und ließen uns ein wenig vergessen, was wir erlebt hatten. In Schnellkursen wurden sie ausgebildet, wobei sie ganz bestimmt wenig pädagogische Kenntnisse hatten. Aber wir merkten das nicht, uns Dorfkindern wurde wieder Lachen beigebracht. Neu waren: zuhören und nachfragen, erforschen und probieren. Diesen „Junglehrern“, wie sie genannt wurden, sagte man nach, sie schrieben Blume mit „h“. Als ob uns das was ausmachte: Blume mit oder ohne h! Es machte wieder Spaß zu lernen.

Eine Turnhalle hatten wir nicht. Gelaufen sind wir hinter der Schule. In einem Klassenzimmer lagen eine oder zwei Matten. Alle 40 Kinder rollten darüber im Purzelbaum. In der alten Dorfgaststätte stand ein Bock (Sprunggerät), ohne Sprungbrett, wacklig. Wir ohne richtige Sportkleidung – was machte das! Nicht gern hatte ich das Völkerballspiel (Zweifelderball). Es wurde oft auf dem sandigen Schulhof gespielt mit einem alten Gummiball. Die Dorfmäuler hatten was zu quatschen, als „Fräulein Hauser“, jung, frisch, sportlich im kurzen Sportdress, mit uns 40 Kindern um die Schule lief. Aber uns machte es Spaß und unsere schlimmen Kriegserlebnisse gerieten in den Hintergrund. Vielleicht wurde hier die Grundlagen dafür gelegt, dass ich später begeisterte Sportlehrerin wurde.

8.

In der Zeit nach dem Krieg gab es wenig zu essen und oft hatten wir Hunger. Die Volkssolidarität organisierte für uns Kinder eine Unterstützung in Form eines ganzen Brotes pro Woche. Dieses Brot erhielten wir in der Schule, immer freitags. Das war immer ein Freudentag! Die Kinder standen in der langen Schlange. Mir schien es ewig zu dauern, bis ich an der Reihe war. Nie werde ich vergessen, was das für ein Gefühl war – ein ganzes (!) frisch gebackenes, duftendes Brot für uns!

Wir schämten uns nicht, wenn wir mit dem Brot nach Hause kamen und die Ecken des Brotes angeknabbert waren. Unsere Mutter statt uns zu tadeln, lächelte: „Na, ihr Mäuschen“, sagte sie nur. Glückliche, dass ihre drei Kinder etwas ganz Besonderes bekamen. Dann wurde das Brot in dünne Scheiben geschnitten und gerecht aufgeteilt. Seitdem liebe ich die Kanten – und nie fliegt auch nur das härteste Stück vom Brot in den Mülleiner, auch nach 60 Jahren nicht!

9.

Noch eine Begebenheit ist mir stark in Erinnerung geblieben. Es fällt mir schwer, diese Begebenheit so zu erzählen, dass andere sie nachvollziehen können. Das Chaos der Empfindungen lässt sich eigentlich nicht in Worte kleiden.

Meine Mutter hatte die Kriegsjahre mit uns drei Kindern allein verbracht. Der Vater war „im Krieg“. Ich war acht Jahre alt. Da steht eines Tages ein alt aussehender, bärtiger Mann am Hoftor, der mich umarmen wollte. Wieso wusste der meinen Namen?

Meine Mutter kam zuerst aufgeregt und etwas verängstigt aus dem Haus. Ihr Gesicht veränderte sich. Sie rannte auf diesen Bärtigen los, drückte den Fremden, Freudenschreie ausstoßend. Und die Tränen rollten über ihre Wangen. Sprachlos stand ich daneben. Die Situation war mir nicht geheuer. Als ich meine Mutter an der Hand zupfte, drehte sie sich endlich um und sagte: „Das ist doch unser Papi!“ Ungläubig starrte ich sie, dann ihn an und blieb einfach stehen. Als beide auf mich zukamen und mich umarmten, dann nach meinen Brüdern riefen: „Fred, Helmut, wo seid ihr?“ – erst da begriff ich, was los war. „Mein, unser lieber Papi – endlich bist du wieder da!“ schluchzte ich

und fühlte mich auf seinem Arm schon wohler.

Mein Vater war viele Jahre „im Krieg“ und wir hatten ihn nicht erkannt. Er hatte uns viel zu erzählen und ich glaube, seit dem hatte der Satz „nie wieder Krieg“ für mich eine ganz besondere Bedeutung.



Fritz Knöfel

## **„Alles war im Umbruch und in Bewegung“**

*Fritz Knöfel erlebte das Kriegsende als Vierzehnjähriger in Schkeuditz (Sachsen-Anhalt).*

Militärisch war der Krieg in und um die kleine Stadt Schkeuditz, zwischen Halle und Leipzig gelegen, schon am 18. April 1945 zu Ende. Mutige Bürger hatten mit den schon in die Nähe der Stadt vorgedrungenen US-Truppen die kampflose Übergabe der Stadt ausgehandelt und vollzogen. Der Volkssturm als letztes Aufgebot, auch mit 14- bis 16-jährigen Jungen, brauchte die vorbereiteten Stellungen am südlichen Gelände der Elster nicht zu beziehen.

Vorbei waren der Dauerfliegeralarm seit März und die Bombenangriffe. Den letzten auf Leipzig Anfang April hatte ich bei meiner Schwester in der Messestadt in einem verschütteten Luftschutzkeller selbst miterlebt. Vorbei waren auch die Einsätze in Merseburg, wo wir nach Bombenangriffen nach Verschütteten suchten und halfen, Tote zu bergen.

Vorbei waren auch die Lotsendienste, die wir älteren Schüler seit Februar 1945 für die aus Nordost kommenden Flüchtlingstrecks durch unsere Stadt über eine Strecke von ca. 10 Kilometern nach Südost zu leisten hatten. Der Schulunterricht war wegen Dauerfliegeralarms und fehlender Heizung schon seit Wochen ausgefallen.

Nach dem 18. April richteten sich die US-Truppen auf dem heutigen „Platz der Freiheit“ mit militärischem Gerät und Fahrzeugen ein. Eine Kommandantur nahm ihre Arbeit auf, und auch Wohnhäuser wurden als Quartiere freigemacht. Befehle ordneten die Abgabe aller militärischen Geräte und Waffen an, auch die Abgabe von Rundfunkgeräten, Fotoapparaten und Ferngläsern. Ausgangssperre war für die Nachtstunden festgelegt.

Bald nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 gab es Passierscheine mit Fingerabdruck für die Bewegung im Umkreis von 6 Kilometern. Militärgeldscheine tauchten auf, aber es gab bis Anfang Juli keine Lebensmittelkarten. Selbstversorgung war angesagt. Bei der spontanen Räumung der Malzfabrik in unserer Stadt hatten wir uns aus dem dort lagernden Marineproviant selbst unter Lebensgefahr manches holen können, so auch von dem

bombenzerstörten Güterbahnhof Leipzig-Wahren.

Die Nazi-Größen unserer Stadt wurden von den Militärbehörden verhaftet und Richtung Westen abtransportiert. Viele Hundert Fremd- und Zwangsarbeiter, die in besonderen Lagern untergebracht waren und vor allem in den Rüstungsbetrieben arbeiten mussten, waren frei.

Ich selbst hatte in diesen Wochen wechselnde Gefühle, einerseits froh über das Ende der Kriegsgefahren, andererseits gab es bei mir keine Vorstellung, wie es in Zukunft weitergehen sollte. Der Alltag nach dem Kriegsende brachte für mich als Jüngsten von fünf Geschwistern neue Pflichten und Sorgen für die Ernährung der Familie, eingeschlossen die Schwester als Kriegswitwe mit zwei kleinen Kindern und die andere Schwester, deren Mann seit den letzten Wochen des Krieges an der Oder vermisst wurde. Er sollte nie seine später geborene Tochter sehen. Mein Bruder Kurt war schon im Juli 1944 im Osten gefallen.

Es gab in diesen Wochen keine Schule, alles war im Umbruch und in Bewegung. Anfang Juli 1945 übernahmen sowjetische Truppen entsprechend den 1944 getroffenen alliierten Vereinbarungen die Besetzung unserer Stadt. Kamen die Amerikaner noch mit modernen LKW und Jeeps, zogen die sowjetischen Militäreinheiten vor allem mit kleinen Panje-Wagen, von Pferden gezogen, in die Stadt ein. Diese Armee hatte siegreich gekämpft? Viele wurden nachdenklicher über den Krieg, auch ich.

Als junger Mensch begann ich, die neuen Zeitungen, z. B. die Tägliche Rundschau, zu lesen. Ich hörte älteren Gewerkschaftlern und Angehörigen der neuen antifaschistischen Parteien zu, wenn sie über das Hitlerregime und die Ursachen des Krieges sprachen. Der Verlauf und die Beweise des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses haben mich sehr beeindruckt, und ich konnte das Kriegsende auch selbst als Befreiung verstehen lernen. Das war nicht leicht in der Not des Alltags, in der Zeit der großen Demontagen von Betrieben unserer Stadt, die zur Wiedergutmachung der Verluste der Sowjetunion beitragen sollten.

Ein wichtiger Tag der Nachkriegszeit war für mich und viele Altersgenossen der Neubeginn des Schulunterrichts im Oktober 1945. In den Monaten davor hatte ich in einer kleinen Akkumulatorenfabrik geholfen, mit einem früheren Gesellen aufzuräumen und die Herstellung von Schuhcreme zu beginnen. Ein

erstes friedliches Erlebnis und Abenteuer zugleich, wie zwei Ahnungslose Schuhcreme zusammenmischten und diese später auch noch zum Glänzen brachten. Alles für 20 Pfennig Stundenlohn, aber es war das erste selbstverdiente „friedliche Geld“ in meinem Leben.

Die Erkenntnis der Befreiung war für mich jungen Menschen nicht leicht und forderte auf dem Weg zu einem selbstbewussten Leben, Ursachen, Tatsachen und Zusammenhänge zu verinnerlichen. Dabei gab es für mich auch Widersprüchliches, z. B. die Zwangsverpflichtungen damals 1945 und später für den Uranbergbau im Erzgebirge. Woher sollten wir auch wissen, wie wichtig dieses Erz war, um nach dem amerikanischen Atombombenabwurf auf japanische Städte das Atomwaffenmonopol der USA so schnell wie möglich zu brechen?

Warum gab es 1947 schon wieder ein Zonengrenzregime im Osten wie im Westen? Warum durfte ich im Herbst 1946 als junger Mensch aus Sachsen-Anhalt den schon abgeschlossenen Lehrvertrag im sächsischen Leipzig nicht antreten? Weil die sächsischen Landesbehörden die Lehrplätze nur für sächsische Landeskinder vorbehielten!

Die einseitige Währungsreform 1948 in Westdeutschland war für mein Zukunftsverständnis in Frieden eine schwere Belastung und mit persönlichen Erlebnissen als Lehrling bei der Deutschen Reichsbahn verbunden. Lebenswichtige Medikamente für meinen Vater gab es damals hier im Osten nicht. Mit dem Rezept fuhr ich nach Westberlin, um sie dort zu holen und mit 'Ostmarkpreisen' zu bezahlen.

Der Krieg war zu Ende, begann schon wieder ein neuer, den man später als Kalten Krieg bezeichnen wird?

In meiner kurzen „Rückblende“ bestätigt sich eigentlich noch einmal meine Auffassung, dass ich als junger Mensch zum Kriegsende 1945 mit der Befreiung eigentlich gewissermaßen „zum zweiten Mal geboren“ wurde. Ich danke allen lebenserfahrenen und geschichtsbewussten Menschen, die mir auf diesem Weg der Befreiung geholfen haben. Für die Zukunft wünsche ich, dass die schmerzlichen und tiefgreifenden Erfahrungen unseres Volkes nie vergessen werden.

Nie wieder sollten Väter und Mütter mitschuldig werden, dass sie nicht

entschieden genug die Werte einer demokratischen Gesellschaft verteidigt haben und so das faschistische Regime des Rassenwahns und der Eroberungspolitik möglich wurde. Damit ist heute mehr denn je die geschichtlich bewiesene Verantwortung der Wirtschaft für eine sozial gerechte Gesellschaft gefordert, ohne die es keinen stabilen inneren Frieden gibt. Ist das möglich? Es müsste. Quo vadis Deutschland?

Regina Knoll

**„So wurde ich Berlinerin“**

*Regina Knoll erlebte das Kriegsende als Achtzehnjährige. Ihre Erinnerungen an die Vertreibung aus ihrer schlesischen Heimat fasste sie in ein Gedicht.*

Grüne Auen, Tannenwälder, o du wunderschönes Land.  
Heimat, wir sind da geboren. Es klingt in den Ohren, wir hab'n sie verloren.  
Obwohl wir sie lieben, wir wurden vertrieben aus unserm schönen Land.  
Da half kein Betteln und kein Flehen: "Du musst gehen!"  
Wer nicht mehr laufen konnte, blieb stehen, wurde geschlagen, fiel in den  
Straßengraben und hat sich selber begraben.  
Unser einziges Gepäck war unser Leben, ein Federbett und 30 Pfund  
Gepäck daneben, das reichte zum Überleben.  
Wir andern wurden in Viehwagen verladen, die Türen verschlagen. Uns  
blieb nur noch Hoffen, Bangen und Beten in den dunklen Wagen in den  
kalten Oktobertagen 1946.  
Auf Stroh gebettet, unser Leben gerettet, haben die lange Fahrt schweren  
Herzens ertragen mit knurrendem Magen, in diesen zwei Tagen.  
Aber Leichen wurden am Ende auch rausgetragen.  
Selbst die Notdurft mussten wir wie das Vieh im gleichen Wagen  
verrichten.

Am Ziel angekommen, im Herzen gefangen, von Elend gezeichnet, von  
Deutschen empfangen, die vor unseren Augen nur rannten und sich in ihren  
schönen Häusern verbannten.  
Unsere Herzen gebrochen; denn wir hatten ja nichts verbrochen.  
Wir waren sehr betroffen und wollten nur Menschlichkeit erhoffen.  
Drum hatten sie auch kein Herz für unsere Ohren. Sie hatten ja nichts  
verloren.  
Denn in dem schönen Erzgebirgsland, in Gornsdorf bei Chemnitz, sind sie  
ja geboren, ohne uns zu kennen, sich gegen uns verschworen.  
Ich zog weiter von dannen, da wurde ich von Herzen empfangen. Wir  
rückten zusammen, was hier noch übrig war. Von Bomben getroffen. Die  
Flammen erloschen.  
Die ganze Stadt betroffen in Schutt und Asche lag. Die Straßen voll  
Trümmer.  
Es war noch viel schlimmer für die Menschen, die drunter begraben waren.

Hier beschloss ich zu bleiben. Hier gab's kein Vertreiben, nur stilles  
Schweigen.

Nun sind es genau 50 Jahre, dass ich hier wohne. So wurde ich Berlinerin,  
und im Februar 1997 wurde ich 70 Jahre.

Wir müssen vergessen, wo unsere Heimat war.  
Drum schrieb ich von Herzen unsere Schmerzen für immerdar.

Dr. Werner Kulitzscher

### **„Ich hatte meinen Geburtstag völlig vergessen“**

*Dr. Werner Kulitzscher erlebte das Kriegsende in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Plauen/Vogtland.*

Auf der Ladefläche des Opel-LKW lagen und hockten die Menschen, Leib an Leib dicht gedrängt: Alte, Frauen, Kranke und noch Gesunde. Es stank wie die Pest! Der Boden unter meinen Füßen schwankte; er gab nach und war irgendwie beweglich. Als ich die Sache erforschte, stellte ich fest, ich stand auf einem Schwein. Es rührte sich nicht mehr. Die tagelangen Strapazen hatte es nicht überstanden. Warum sollte es auch Schweinen anders gehen als vielen Menschen.

Ein Alter kramte in seiner Tasche und zog ein belegtes Brot hervor. Da musste ich vor Hunger ständig so auf das Brot geschaut haben, dass mir bald „die Augen aus dem Kopf fielen“. Der Alte hatte das bemerkt. Er brach ein Stück Brot ab und meinte, als er es mir reichte: "Ich werde bald zu Hause sein, bis zum 1. Mai will ich es schaffen." Gierig nahm ich das Brot, bedankte mich und fragte beiläufig: "Welchen haben wir denn heute?" "Na den 26. April", sagte er. Da wurde mir plötzlich klar, dass ich meinen Geburtstag am 23. April völlig vergessen hatte. Mein Bestreben war seit Wochen nur darauf gerichtet, raus aus der Trümmerstadt Dresden, weg von der sinnlosen Durchhaltestrategie der Volkssturmeinheit und endlich zur Familie, die sich in Borna bei Leipzig aufhielt.

Die Fluchtkolonne wurde dann vor Plauen im Vogtland von den Amerikanern abgefangen, sortiert und aufgelöst. Ich war als Wehrmichtsangehöriger unschwer zu erkennen, da ich keine anderen Klamotten hatte, und kam als Gefangener in die ehemalige Kaserne der Hitlerarmee nach Plauen.

Eines Morgens, als die Frühlingssonne die Tausenden Gefangenen mit ihrer Wärme verwöhnte, begann plötzlich ein ungeheurer Lärm. Aus den Lautsprechern erklangen Worte in englischer Sprache über den Innenhof, und Soldaten schossen ganze Magazine aus ihren MPI's in den Himmel. Es war der Freudentaumel am 8. Mai 1945 (es könnte aber auch der 7. Mai gewesen sein!).

Für mich wurde damit die Hoffnung verstärkt, nun bald nach Hause entlassen zu werden und die Familie möglichst vollzählig vorzufinden. Von den Gefangenen war keiner verwundert, denn das Ende des Hitlerreiches war seit langem zu spüren. Und tatsächlich, etwa 4 Wochen später wurde ich, allerdings schwerkrank, entlassen.

Ich begegnete meiner Mutter zufällig auf der Straße vorm Haus. Sie lief an mir vorbei, und ich war darüber total geschockt. Später erklärte sie: "Ich dachte, was ist das nur für ein alter Mann, der sich kaum auf den Beinen halten kann." Das war's!

Verständlich, dass unsere Losung "Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg" sehr ernst gemeint war. Leider müssen wir heute feststellen, dass die Sache - auf den Krieg bezogen - nur Wunschdenken war, weil die Macht- und Profitgier einiger Herrschenden unvereinbar mit Humanismus ist. Man sollte ihnen in den Arm fallen!



Helmut Künzel

**„Unglaublich, wie ich all dies unbeschadet überstehen konnte“**

*Helmut Künzel erlebte das Kriegsende als Kriegsgefangener in amerikanischer Gefangenschaft. Seine Erinnerungen an das Kriegsgeschehen ergänzte er durch detaillierte militärhistorische Angaben, die hier z. T. gekürzt wurden.*

1.

Bereits seit vielen Jahren habe ich die Absicht aufzuzeichnen, was ich in dieser Endphase des Zweiten Weltkrieges erlebte, vor allem jedoch wollte ich ermitteln, welchen Umständen ich es zu verdanken hatte, dass ich diese Hölle überleben konnte. Neben meinen Erinnerungen besitze ich noch heute meinen Taschenkalender des Jahres 1945. In diesen hatte ich gelegentlich eingetragen, wann und wo ich mich befand. Doch ein Soldat im Gefecht hat kaum Möglichkeiten, sich über die Lage zu informieren. Wesentliche Aufklärung fand ich in den Veröffentlichungen des ND zum 40. Jahrestag der Schlacht um Berlin. Mit diesen Informationen über die Bewegungen der Roten Armee und der 1. Polnischen Armee, die uns gegenüber handelten, verbunden mit den meinem Taschenkalender entnommenen über meine Einheit, war ich erstmals in der Lage, mir einen Überblick über das zu verschaffen, was um mich herum geschah, ohne dass ich es erkennen konnte.

Dadurch gewann ich wesentliche Erkenntnisse über die damaligen Ereignisse. Doch um diese zu verstehen, fehlten mir Informationen über die Bewegungen der Wehrmachtsverbände in diesem Bereich. Erst im Jahr 1996 fand ich ein Buch, das wesentliche Wissenslücken schließen konnte. Es war das Buch des englischen Verfassers Tony le Tissier "Durchbruch an der Oder - der Vormarsch der Roten Armee" im Ullstein-Verlag 1995. In diesem Buch wird die Lage auch auf der Seite der Wehrmacht bis auf Batallionsebene geschildert. Dadurch wurde es mir möglich, die Einordnung meiner Einheit in die Gefechtsordnung, ihre Bewegungen und deren Ursachen im Wesentlichen zu erkennen. So weiß ich jetzt, welchen Umständen ich es zu verdanken habe, dass ich nicht in der Hölle von Seelow verheizt wurde, wie zehntausende meiner Kameraden, sondern ihr lebend und ohne Verwundung entkommen konnte.

Im folgenden will ich versuchen, die damaligen Ereignisse aus der Sicht eines Soldaten, gestützt auf seine Erinnerungen und verknüpft mit dem Wissen um die Zusammenhänge, zu schildern. Dabei geht es mir in keiner Weise um eine Bewertung der Ereignisse, sondern ausschließlich um die Schilderung meiner Erlebnisse als einen kleinen Beitrag zum Verständnis meines Lebens und der Zeitgeschichte.

## 2.

Es ist Frühjahr 1945. Der Krieg geht seinem dramatischen Ende entgegen. Die Berliner Operation der Roten Armee steht bevor. Seit dem 27. August 1939 bin ich Soldat der deutschen Wehrmacht. Als Angehöriger des technischen Spezialpersonals der Luftwaffe hatte ich bisher Soldatenglück. Allein 12 Monate meiner Dienstzeit wurde ich zu technischen Lehrgängen kommandiert. Noch vom 5.06.1944 bis zum 4.10.1944 zur Höheren fliegertechnischen Schule Jüterbog. Dort absolvierte ich erfolgreich einen Lizenzlehrgang als Flugzeug-Geräteprüfer. Danach wurde ich, wie bereits vor diesem Lehrgang als Flugzeug-Geräteprüfer in der technischen Kompanie der Flugzeugführer-Schule A/B 114 mit dem Dienstgrad Unteroffizier der Luftwaffe eingesetzt.

Die Dienststellung eines Flugzeugprüfers, die ich seit dem 1.04.1943 bekleidete, war mit einem Privileg verbunden, das mir erst später bewusst wurde. Diese Luftwaffen-Spezialisten gehörten zu den Nomenklaturkadern des Reichsluftfahrtministers. Sie durften also ohne dessen Zustimmung z.B. nicht zum Fronteinsatz kommandiert werden. Das schützte mich auch vor dem Schicksal einer großen Anzahl von Kameraden, die im Rahmen der "Hermann-Göring-Spende" zur Waffen-SS kommandiert wurden. Doch die Lage änderte sich rasant. Nun schlug auch meine Stunde.

Am 30. März 1945 erließ Hitler den Befehl über das beschleunigte Einrücken der Ausbildungsverbände des Ersatzheeres und der Luftwaffe in die rückwärtige, 8-10 km hinter der vordersten Linie verlaufende Stellung. Diesem Befehl zufolge erfolgte die Auflösung meiner Flugzeugführer-Schule. Ihr fronttauglicher Personalbestand, zu dem ich gehörte, wurde verlegt. Am 3.04.1945 wurde u.a. die Technische Kompanie mit Lkw nach Naumburg transportiert und dort mit anderen Einheiten zu einem Bahntransport zusammengestellt. Dieser Transport erreichte ohne Zwischenfälle am 06.04.1945 das Ziel Warnemünde.

Hier erfolgte die Aufstellung einer Luftwaffen-Felddivision. Deren Bezeichnung blieb mir bis heute unbekannt. Meines Wissens wurde unsere Einheit dem 1. Regiment zugeordnet. Welchem Batallion, konnte ich auch nicht erfahren. Dagegen weiß ich sehr genau, dass ich der 4. Kompanie angehörte, weil es mit meinem aktiven Zutun zustande kam und sich wenig später als lebensverlängernd erweisen sollte. In dem damaligen Durcheinander war es mir möglich, mir den Kompaniechef auszusuchen, der mich ins Gefecht führen sollte. Also umging ich gezielt die jungen Leutnants, die als Kompaniechefs der 1., 2. und 3. Kompanie eingesetzt wurden. Nach mehr als fünf Jahren Dienstzeit sagte mir mein Riecher, dass diese erfolgsgeilen Jünglinge alle an der "Halskrankheit" litten. Das war im Soldatenjargon die Bezeichnung für Ritterkreuzverdächtige.

So landete ich schließlich beim ältesten Kompaniechef, dem der 4. Kompanie. An den Namen kann ich mich leider nicht mehr erinnern. Er war ein Oberleutnant aus baltischem Adel, der sich schon bald als erfahren und besonnen erwies. So sorgte er dafür, dass seine Kompanie als einzige im Regiment mit Infanteriespaten ausgerüstet wurde. Das hat mir wenig später das Leben gerettet.

Die Bewaffnung unserer Division war sehr dürftig. So wurde z.B. unsere Kompanie mit englischen Karabinern mit je 60 Schuss Munition, französischen LMG mit je 400 Schuss bewaffnet. Mich teilte man dem Panzervernichtungstrupp zu. Dieser wurde mit einigen Panzerfäusten, Benzinflaschen und Leuchtpistolen zum Entzünden des Benzins ausgerüstet. Neben dem üblichen preußischen Drill wurden wir auch ideologisch auf unseren bevorstehenden Einsatz vorbereitet, unter anderem mit Filmen über die „Untermenschen“, vor denen wir Berlin schützen sollten.

Nach der Aufstellung der Kompanie forderte unser Kompaniechef einen Mann an, der sein Radio anschließt. Dazu habe ich mich sofort gemeldet und wurde auch dazu befohlen. Das erwies sich als ein glücklicher Zufall. So erfuhr ich ein wenig über die Lage und über meinen Chef. Natürlich sprach er nicht mit mir darüber. Aber während ich ihm eine Antenne baute, führte er ein längeres Telefongespräch. Dabei konnte ich selbstverständlich nur seine Stimme hören und seine etwas verschlüsselten Fragen und Antworten. Danach habe ich mir folgendes zusammengereimt: Er sprach mit einem gut bekannten oder befreundeten Offizier in einem Stab und ließ sich über die Lage und ihre vermutliche Entwicklung informieren. Die Lage war offenbar

mehr als beschissen. Außerdem wurde mir klar, dass dieser Kompaniechef keinesfalls den Ehrgeiz besitzt, sein Leben und das seiner Soldaten für „Führer und Reich“ zu opfern. Das sollte sich wenige Tage später bestätigen.

### 3.

Am 12.04.1945 wird die Division mittels Bahntransport in Marsch gesetzt, Richtung Berlin. In Schönerlinde bezieht unsere Kompanie am 14.04.1945 Quartier. Mein Trupp wird beim Bauer Löser untergebracht. Am 16.04.1945 werden wir im Morgengrauen alarmiert, ohne zu wissen, dass die Rote Armee den Sturm auf Berlin begonnen hat. Auf offenen Plattenwagen der Reichsbahn fahren wir Richtung Osten. Kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Freienwalde stand am Bahndamm der Reichsmarschall Göring und grüßte mit erhobenen Marschallstab seine Truppen, die er ins Feuer schickte, um sich anschließend selbst in die Alpenfestung zu verziehen.

Kurz danach erhielten wir unsere Feuertaufe durch sowjetische Frontflieger, die erste Verluste zur Folge hatten. Nachdem wir aus der Deckung unter den Waggons wieder hervorgekrochen waren, marschierten wir in unseren Bereitstellungsraum, ein verlassenes Gehöft ostwärts Freienwalde. Wir fingen eines der herrenlosen Hühner und versuchten es auf offenem Feuer zu braten. Dabei erhielten wir Störfeuer durch Schrapnellbeschuss. Außer etwas Sand in unserer Bratpfanne hatte das keine Folgen, war uns jedoch eine deutliche Warnung. [...]

18. April: An diesem Tag wird meine 4. Kompanie in Marsch gesetzt, um die im Rückzug befindliche 5. Jägerdivision zu verstärken. Am Morgen marschieren wir in den Bereitstellungsraum Alt-Ranft und gehen in einem großen Rhabarber-Feld in Deckung. Dieses Feld liegt östlich Alt-Ranft in der Nähe einer Zucker-Fabrik. Soldaten haben einen guten Riecher, so erkundeten wir schnell, dass es hier auch Zucker zu holen gab. Also füllten wir unsere Kochgeschirre mit kleingeschnittenem Rhabarber und füllten sie mit Zucker auf. Bereits nach kurzer Zeit war das genießbar. Tag und Nacht hören wir Gefechtslärm, wissen jedoch nicht, was um uns vorgeht. [...]

19. April. An diesem Tag rückt unsere Kompanie gegen Mittag an die Alte Oder vor und errichtet am Ostufer eine Riegelstellung. In der Nacht rücken wir nach Osten in den Oderbruch vor. Ich habe die Vermutung, dass unser Kompaniechef lieber kehrt gemacht hätte. Doch es gab sehr überzeugende

Gründe, dies nicht zu tun. Mehrfach kommen wir an Bäumen vorbei, an denen die Leichen deutscher Soldaten hängen, mit Schildern um den Hals "Ich habe den Führer verraten". Trotzdem marschieren wir sehr verhalten.

20. April. Unser Weg nach Osten wird zunehmend versperrt durch zurückflutende Fronttruppen, vermutlich Reste der 606. Infanterie-Division, denn auf einzelnen Panzern sitzt Waffen-SS, also Angehörige der Leibstandarte "Adolf Hitler".

21. April. Endlich werden wir erlöst. Ein Kradmelder überbringt uns den Befehl: "Neues Marschziel - Sommerfelde." Dieser Ort liegt in etwa 25 km Entfernung nordwestlich von Freienwalde, in der Nähe des Finow-Kanals. Das alles wissen wir zwar zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Doch die Kehrtwendung in Richtung West, in die auch alle anderen Einheiten strömen, hat jeder sofort mitbekommen. Und das hat Folgen, noch nie ist die 4. Kompanie so flott marschiert. Die Distanz wird im Eilmarsch bewältigt. Erst kurz vor Sommerfelde kommt es zu einem kurzen Feuergefecht, vermutlich mit schwachen rückwärtigen Kräften der 61. Armee. Übrigens hat sich inzwischen die Ausrüstung unserer Kompanie erheblich verbessert. Wir haben unsere englischen Karabiner weggeworfen und uns mit überall herumliegenden Waffen versorgt. Ich besitze jetzt eine Steyer-MPi mit ausreichender Munition, eine Pistole 08 lang und 4 Eier-Handgranaten.

Inzwischen erfolgten auch Veränderungen in der Struktur unserer Kompanie. Bei der Aufstellung wurden vorwiegend Oberfeldwebel als Gruppenführer eingesetzt. An Dienstgraden fehlte es uns ja nicht. Inzwischen stellte sich jedoch heraus, dass diese ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Deshalb wurden Unteroffiziere, die ihre infanteristischen Kenntnisse aus dem ULK, dem Unteroffiziers-Lehr-Kommando, und dem "Winter-Lehrgang" noch beherrschten, eingesetzt. So wurde also auch ich Gruppenführer meines Panzer-Vernichtungstrupps. Und damit militärischer Vorgesetzter von zwei Oberfeldwebeln, einem Feldwebel, einem Unterfeldwebel, einem Stabsgefreiten, und fünf Obergefreiten. Das war zwar für preußische Verhältnisse recht ungewöhnlich, doch Not kennt kein Gebot, zudem war es wieder ein Beweis für den Realitätssinn unseres Kompaniechefs. Aus dieser weisen Entscheidung unseres Kompaniechefs ergaben sich übrigens für mich keine ernsthaften Probleme. Ich hatte sogar den Eindruck, dass der Oberfeldwebel, den ich als Gruppenführer ablöste, sich lieber einordnete, als Verantwortung für andere zu übernehmen.

Als Quartier wird unserer Gruppe eine Fleischerei zugewiesen. Das klingt gut, aber leider war sie bereits restlos ausgeräumt worden. Trotzdem fanden wir hier Wetterschutz und einen Ruheplatz. Doch unsere Ruhe wurde schon bald jäh gestört. Eine Streife der Division "Hermann Göring" unter dem Kommando eines übereifrigen Leutnants nimmt unsere Gruppe wegen "Plünderung der Fleischerei" fest. Natürlich hätten wir gern ein wenig geplündert, aber leider fehlte es dazu an Gelegenheit. Wir lassen es auf keine Auseinandersetzung ankommen, da wir vor allem müde sind und außerdem ein reines Gewissen haben. Wir werden in Arrest genommen. Doch schon bald befreit uns unser Kompaniechef. Nun können wir uns endlich etwas ausruhen.

An diesem denkwürdigen 21. April, an dem unsere Kompanie noch im Oderbruch stand, erreichte die 5. Stoßarmee mit dem 12. Gardepanzerkorps bereits bei Marzahn den Stadtrand von Berlin.

22. April. Vormittag rücken wir ab zu einem Einsatz südlich Niederfinow. Es gibt ein kurzes Feuergefecht mit Infanteriewaffen, bei dem wir keine Verluste haben und den Gegner gar nicht richtig erkennen konnten. Danach setzen wir uns über den Finow-Kanal ab und marschieren in westlicher Richtung zwischen dem Finow- und dem Hohenzollern-Kanal, jetzt Oder-Havelkanal. Etwa auf der Höhe zwischen Neuehütte und Sommerfelde, nahe eines Forsthauses, bauen wir Unterstände, etwa 2 m tief, abgedeckt mit Baumstämmen und einer Erdschicht.

23. April. Am Morgen dieses Tages treten auf Befehl unseres Hauptfeldwebels 8 Gruppenführer, darunter auch ich, vor seinem Unterstand im Halbkreis zur Entgegennahme eines Befehls an. Doch ehe es dazu kommt, schlägt eine Werfergranate mitten unter uns ein. Ergebnis: 2 Schwerverwundete, 4 Leichtverwundete. Mich hat es nicht erwischt. Ich versuche dem am schwersten Verwundeten, den mehrere Splitter im Unterleib trafen, zu helfen durch Abbinden und Kompressen aus unseren Verbandspäckchen. Er soll jedoch bereits auf dem Transport zum Verbandsplatz gestorben sein. Noch ein Beweis der Unerfahrenheit unserer Truppe. Dabei kam unsere Kompanie noch glimpflich davon. Der Buschfunk meldete, dass eine der anderen Kompanien unserer Felddivision durch den "tapferen" Leichtsinns ihres ehrgeizigen Kompaniechefs bei einem Gegenangriff fast vollständig aufgegeben wurde. Wir bauten unsere Bunker weiter aus und stellten rund um die Uhr Kanalwachen.

24. April. In dieser Nacht habe ich Kanalwache. Der Wind treibt dicke Wolkenfetzen vorbei, die den blassen Mond immer wieder verdecken. Die nächsten Posten liegen schätzungsweise 150 m rechts und links von mir in Deckung. Vor mir liegt ein breiter abgemähter Wiesenstreifen mit Heuhaufen. Dahinter Sträucher und Bäume am Ufer des Finow-Kanals. Eine recht unübersichtliche Lage, dazu den Feuerüberfall vom Vormittag im Kopf. Durch die wechselnde düstere Beleuchtung bedingt, erkenne ich plötzlich eine Bewegung. Ein bisher als Heuhaufen definiertes Etwas bewegt sich langsam auf mich zu. Da gehen mir die Nerven durch. Ich entsichere eine Handgranate und bekämpfe damit den vermeintlichen Gegner. Das löst natürlich einen Alarm aus. Dabei wird festgestellt, dass ich einen Heuhafen bekämpft habe. Das wird jedoch verständnisvoll zur Kenntnis genommen und vom Kompaniechef als besondere Wachsamkeit beurteilt. So ist das eben, wenn Techniker in den Krieg geschickt werden. Gelegentlich liegt Störfeuer von Granatwerfern oder PAK von jenseits des Kanals auf unseren Stellungen. Die Einschläge richten keinen weiteren Schaden an. Die Wurfgranaten zeichnen Spuren in das Gras, die wie riesige Bärenatzen erscheinen, eine große Pranke mit riesigen Krallen.

25. April. Wir sitzen immer noch in unseren Erdlöchern und schieben Kanalwache. Von der Lage um uns haben wir keine Ahnung. Es ist uns jedoch klar, dass binnen kurzem etwas Ungutes geschehen wird. Mit der Parole "Kopf in den Sand stecken" werden wir diesen Schlamassel gewiss nicht überleben. An diesem Tag vollenden die Belorussische Armee und die 1. Ukrainische Armee die Einschließung Berlins.

Am Abend ertönt auf der gegenüberliegenden Kanalseite ein Lautsprecher. Vermutlich durch Beauftragte des "Komitee Freies Deutschland" werden wir in deutscher Sprache aufgefordert: "Deutsche Soldaten, legt die Waffen nieder, ergebt euch! Wollt ihr die letzten Toten dieses Krieges sein?" Eine sichtbare Reaktion meiner Kameraden konnte ich nicht feststellen. Aber dieser Aufruf hat sicher nicht nur bei mir Eindruck gemacht. Doch bis zu einer entsprechenden Handlung ist es ein weiter Schritt. Da spielen viele Faktoren mit. Da ist als erstes die Angst um das eigene Leben. Wir haben mehrfach gesehen, wie die Schergen von Generaloberst Schörner hinter den deutschen Linien für Disziplin und „Führertreue“ sorgten. Wer sich wegen eines menschlichen Bedürfnisses aus einer Stellung entfernt, muss stets damit rechnen, von den "Kettenhunden" (der Feldgendarmarie), aufgegriffen zu werden.

Außerdem befinden sich in unserem Bereich Einheiten der Waffen-SS, die erst schießen und dann fragen, wie wir kurz danach erleben. Keiner von uns weiß, was er von seinem Nebenmann zu halten hat. Im Gegensatz zu anderen Einheiten sind wir erst wenige Tage zusammen. Außerdem weiß keiner von uns, wie sowjetische Soldaten reagieren, deren Heimat die faschistischen Armeen verwüstet und deren Angehörige durch Deutsche umgebracht wurden. Und schließlich ist da immer noch die Hoffnung, irgendwie nach Hause zu gelangen, ohne den Umweg über ein Kriegsgefangenenlager irgendwo im fernen Sibirien, schließlich sind es ja kaum 250 km. Auch die 12-jährige faschistische Propaganda ist nicht spurlos an uns vorübergegangen. An eine Wende des Krieges glaubt keiner mehr, aber jeder hofft doch irgendwie sein Fell zu retten und lässt sich weiter kommandieren. So sah es also nach meiner Einschätzung in unseren Köpfen aus.

In der Nacht wird Alarm ausgelöst und wir marschieren einige Kilometer nach Westen. Oberhalb eines Steilhanges, östlich der Straße zwischen Eberswalde - Finow und Angermünde, wo sich die beiden Kanäle nahekomen, beziehen wir Stellung, Richtung West.

26. April. Meine Gruppe liegt an der Hangkante und gräbt sich ein. Jeweils zwei Mann graben eine flache Schützenmulde. Langsam graut der Morgen. Plötzlich beginnt ein Feuerschlag einer Katjuscha-Batterie. Kreuz und quer schlagen die Geschosse im Raum unserer Stellung ein. So etwas konnte ich mir bisher nicht vorstellen. Unsere einzige Hoffnung ist unser Infanterie-Spaten. Die Todesangst verleiht uns ungeahnte Kräfte. Wir schippen wie die Wilden und verschwinden zusehends im märkischen Sand. Die Werfergeschosse schlagen nach einem nicht durchschaubaren System an immer anderer Stelle ein. Glücklicherweise erwischt uns kein Volltreffer. Jedenfalls bleibt meine Gruppe verschont. Das verdanken wir einem der wichtigsten Ausrüstungsgegenstände des Soldaten neben Essbesteck und Kochgeschirr - dem Spaten. Plötzlich ist Ruhe, die Katjuscha schweigt.

Doch kurze Zeit danach setzt das intensive Feuer von MG und MPi ein. Zum ersten mal in meinem Leben höre ich unmittelbar vor mir das "Urräh" angreifender sowjetischer Schützen im Original. In halber Höhe des Steilhanges hat sich vor uns eine SS-Einheit eingegraben. Das Feuer dauert an und kommt näher. Wir hocken zu zweit in unserem Schützenloch und können noch nicht erkennen, was vor uns geschieht. Meinem Nebenmann fällt plötzlich etwas Weiches auf den Stahlhelm, gleichzeitig ertönt vor uns ein



lauter Schrei. Dann bemerken wir, dass der abgeschossene Finger des schreienden SS-Mannes in unser Schützenloch geschleudert wurde, der lag nun am Boden unter uns.

Wir haben mal wieder Glück. Der Schwerpunkt des Angriffs lag nördlich von uns. Dort erzielte er auch einen Einbruch in unsere Stellung. Deshalb begann vor uns eine Absetzbewegung. Das nahm ich natürlich sofort zum Anlass, meine Gruppe in Schützenreihe nach hinten, also Richtung Osten zu führen. Wir marschieren durch den Hochwald und sind in unseren Tarnjacken kaum von der Waffen SS zu unterscheiden. Plötzlich schreit jemand laut in unserer Nähe: "Unterscharführer zu mir!" (Unterscharführer der SS entsprach dem Unteroffizier der Wehrmacht, also meinem Dienstgrad). Weil ich darauf nicht reagierte, stoppte mich der Feuerstoß einer MPi. Dieser Aufforderung konnte ich mich nicht verweigern. Sie kam von einem SS-Offizier, der mich mit dem bei ihm üblichen Dienstgrad ansprach und mittels seiner MPi überzeugte, dass ich mich mit meiner Gruppe sofort einem Gegenstoß seiner Einheit anzuschließen habe. Nach kaum 300 m blieb der Gegenstoß im Feuer sowjetischer Schützen stecken, die nunmehr auch in unserem Abschnitt den Steilhang überwunden hatten. Wir liegen im Unterholz und ziehen die Köpfe ein. Rechts, links und vor uns ist MPi-Feuer zu hören. Genau vor mir liegen zwei sehr junge SS-Leute. Einer davon wurde durch einen Knöchelsteckschuss verwundet. Ich kann gut hören, was sie sagen. Sie wechseln nur wenige Worte. Dann sagt der Verwundete zu seinem Kameraden: "Mach's gut", zieht seine O8 und schießt sich eine Kugel durch den Kopf.

Das ist der letzte Anstoß für mich, mit meiner Gruppe nach hinten wegzurobben. Wenig später landen wir in der nächsten Riegelstellung. Wir liegen unmittelbar am Oder-Havel-Kanal. Hundert Meter östlich von uns führen zwei Laufstege über den Kanal. Das Kommando führt die SS. Wir werden in die Gefechtsordnung eingegliedert. Die Gefechtsaufgabe lautet: „Die Stellung ist bis 21 Uhr halten, danach absetzen über den Kanal, Richtung Nordwest.“ Wenige Meter nebenan befindet sich eins unserer französischen LMG. Angeblich soll auf der anderen Seite des Kanals noch Munition dafür liegen. Ein Soldat unserer Kompanie erhält den Befehl Munition zu holen. Kaum hat er den Steg betreten, knallt ein Schuss und er stürzt tot in das Wasser. Ein SS-Offizier verhinderte nach Art seiner Truppe die vermeintliche Missachtung des Gefechtsbefehls. Das meinte ich, als ich vorher schrieb, dass die SS erst schoss und dann (vielleicht) fragte. Dieser Vorfall, der von fast allen Angehörigen meiner Gruppe beobachtet wurde, trug natürlich

wesentlich zur Stärkung des Kampfgeistes der Truppe bei, bei uns erhöhte sich aber vor allem die Wachsamkeit im Umgang mit der SS.

Ich bekomme den Auftrag, den Befehl zur Forcierung des Kanals ab 21 Uhr allen Einheiten zu übermitteln, die noch zwischen unserer Riegelstellung und dem Schiffshebewerk Nieder-Finow liegen. Für mich nebenbei eine Gelegenheit, mich meiner Panzerfaust zu entledigen. Den Befehl habe ich ausgeführt. Weitere Gefechtsberührungen hatten wir an diesem Tage nicht. Um 21 Uhr überqueren wir den Kanal und beginnen unseren Nachtmarsch nach Nordwesten. Wir benutzen keine Straßen, sondern bewegen uns zumeist in Schützenreihe neben den Straßen durch den Wald. Von vereinzelt Höhenzügen aus sehen wir unter uns gelegentlich Straßen, brennende Häuser und Marschkolonnen, vereinzelt Panzer. Nachdem wir noch durch das Unterholz gekrochen sind, entdecke ich im Mondlicht, dass an zwei der an meinen Patronentaschen hängenden Eierhandgranaten die Schutzkappen fehlen und die Abzugsschnüre frei herunterhängen. Und so bin ich ahnungslos durch das Unterholz gekrochen. Ein kleiner Ast hätte genügt ... Der nachfolgende Schrecken bewirkt, dass ich die beiden Handgranaten, ohne sie abzuziehen, in den Wald befördere.

27. April. Der Nachtmarsch zog sich bis Mittag hin. Nordwestlich Joachimstal bezogen wir in einem verlassenen Haus Quartier. Essen und Trinken ist reichlich vorhanden. Vor allem aber können wir uns wieder einmal in einem Haus ordentlich waschen und ausschlafen. [...]

28. April. 10.00 Uhr Abmarsch nach Vietmannsdorf. Dort erwartet uns ein Krad-Melder mit laufendem Motor, ruft uns zu: "Eilmarsch Einschließungsgefahr!" und prescht davon. Nach insgesamt 60 km Marsch erreichen wir in Steinförde, westlich von Fürstenberg, gegen 16.00 Uhr Anschluss an unser Bataillon und beziehen dort Quartier.

29. April. 6.00 Uhr Abmarsch nach Mirow. Dort wurde Quartier bezogen. Doch in dieser Nacht war für meine Gruppe nicht an Schlaf zu denken. Wir stellten die Panzerwache. Da es jedoch genügend Essbares gab, verging auch diese Nacht. Es gab im Keller Kartoffeln und Kompott. Ich fand eine Flasche Lebertran und produzierte damit eine Pfanne Bratkartoffeln, die zwar nicht allen schmeckte, mir und anderen aber sehr gut bekam.

30. April. Marsch über Vipperow bis nach Erenkamp. Wir beziehen Quartier

in einem geräumten Kriegsgefangenenlager.

1. Mai. Marsch über Ganzlin nach Lübz.

2. Mai. Marsch Richtung West im Raum Parchim / Neustadt-Glewe.

4.

3. Mai. In einem Wald südlich Schwerin endet unser Marsch. An uralten Buchen hatte die Waffen-SS ihre schweren Transport-Lkw zu Schrott gefahren, und diese in Brand gesteckt. Alle Fahrzeuge waren noch voll beladen. Ab und zu detonierte auf einem Fahrzeug Munition. Doch das konnte uns nicht abhalten, die Ladung zu erkunden. Wir hatten es auch bitter nötig. Ich lief auf den Brandsohlen meiner Schuhe und ob wir jemals etwas vom Tross unseres Bataillons wiedersehen würden, stand in den Sternen. Die Inspektion lohnte sich. Ich ergatterte ein Paar passende und gut besohlte Schnürschuhe, Socken und eine Pelzweste, die mir später gute Dienste leistete. Vor uns war durch diesen Raum offensichtlich ein Transport von KZ-Häftlingen gezogen, der nach der Flucht seiner SS-Bewacher bereits durch das Rote Kreuz von Kanada mit Lebensmitteln versorgt wurde. An mehreren Stellen lagen leere Kartons mit englischer Beschriftung.

Wir gingen in Ruhestellung und unser Bataillonskommandeur begab sich zur Erkundung in Richtung Schwerin. Nach einigen Stunden kam er auf einem Fahrrad mit Hilfsmotor zurück. Er ließ das Bataillon zum Appell antreten. Er informierte uns über die Ergebnisse seiner Erkundung: "Ich war in Schwerin. Die Stadt ist von amerikanischen Truppen besetzt. Ich kam ohne Probleme in die Stadt und wieder heraus. Der Führer ist tot. Das Bataillon könnte noch ein Stück nach Norden marschieren, in bisher unbesetztes Gebiet. Ich sehe jedoch keinen Sinn darin. Ich löse das Bataillon hiermit auf. Jeder Mann kann versuchen, seinen Heimatort zu erreichen. Ich rate jedem, seine Waffe nicht zu früh wegzewerfen. In der Umgebung halten sich größere Gruppen von entlassenen KZ-Häftlingen, Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern auf. Niemand weiß, wie sie sich einzelnen unbewaffneten deutschen Soldaten gegenüber verhalten werden. Vermeiden Sie nach Möglichkeit derartige Berührungen. Ich wünsche Ihnen eine gesunde Heimkehr. Bataillon wetreten."

Danit war für uns der Zweite Weltkrieg und die Dienstpflicht gegenüber

„Führer und Reich“ beendet. Doch nun kamen die bitteren Folgen dieses Irrsinns auf uns zu. Unser Batallion zerstreute sich in kleineren Gruppen in der Hauptrichtung Südwest mit den Ziel Heimat. Wir waren zu dritt. Nach kurzem Marsch treffen wir auf eine andere Gruppe, die durch ein Fernglas das vor uns liegende Gelände beobachtet. Nach kurzer Verständigung werden wir darüber informiert, dass vor uns auf einer nach Norden führenden Straße endlose Kolonnen deutscher Soldaten, zumeist unbewaffnet, ziehen. In dieser Richtung müsste Schwerin liegen. Dann kann auch ich durch das Glas sehen. Ich erkenne Einheiten des Heeres, der Marine, der Luftwaffe, des Arbeitsdienstes.

Wir beraten lange. Schliesslich kommen wir zu dem Entschluss uns einzureihen. Die Gefahr, bei einem Alleingang plötzlich mit amerikanischen oder auch sowjetischen Einheiten konfrontiert zu werden, ist zu groß. Keiner weiß, was dies für Folgen hätte und niemand hat jetzt noch Lust, sein Fell zu riskieren. Also ordnen wir uns in das Marschband ein, immer noch mit unseren Waffen. Wir trotten mit, einem ungewissen Ziel entgegen und ohne zu ahnen, was uns dort erwartet. Doch wir sind zuversichtlich, dass nun für uns keine Lebensgefahr mehr besteht, und mit allem anderen würden wir schon irgendwie fertig werden.

Nach einigen Kilometern wird von vorn durchgesagt "Waffen wegwerfen!". Meine Steyer MPi fliegt in den wassergefüllten Straßengraben. Wir entledigen uns der Handgranaten, Pistolen, Munition, Seitengewehre - eben all dessen, was ein Soldat so mit sich herumzuschleppen hat. Auch noch vorhandene Stahlhelme fliegen hinterher. Die nächste Durchsage lautet "Achtung Amis, Uhren verstecken!" Am Straßenrand tauchen die ersten amerikanischen Soldaten auf. Junge Burschen, die MPi um den Hals gehängt, den Helm weit ins Genick geschoben und natürlich eine Zigarette im Mundwinkel. Einer von ihnen geht auf einen vor mir marschierenden deutschen Soldaten zu : Watch !". Doch diesmal klappt das nicht. Der Landser klopf ihm freundlich mit der Hand auf die Schulter "Nix Watch, it's my Watch old Fellow!" Verblüfft lässt der Ami uns passieren. Ringsum Gelächter, wir haben wieder etwas gelernt. Die Kolonne zieht weiter.

Ein Reiter galoppiert auf uns zu. Ein amerikanischer Soldat auf einem schönen Rappen. Ohne Kopfbedeckung, dafür mit einem bunten Halstuch. An seinem Koppel hängt eine Pistole neben der anderen. Seine Brust ist mit vielen deutschen Orden bedeckt. Am Steigbügel hängt ein totes Huhn. So sehen

Sieger aus! Da sträubte sich selbst noch in unserer wahrlich nicht beneidenswerten Lage unser preußischer Haarschnitt.

Der nächste Eindruck ist ein neben der Straße befindlicher Schrotthaufen. Hier liegen die Reste von ca. 100 noch vor kurzem neuwertigen Fahrrädern, die offenbar mit Hilfe eines Panzers verschrottet wurden. Drei Mann belustigen sich damit, mit einem Zündapp B-Krad entlang unserer Kolonne über Wiesen und durch Straßengraben zu fahren. Ein Ortsschild "Radelübbe", wir werden auf einen Sportplatz geführt. Wir gehen in Ruhestellung und versuchen, ein Auge voll Schlaf zu nehmen. Sehr ermutigend waren diese ersten Eindrücke nicht gerade. Doch was können wir schon erwarten nach alldem, was im Namen Deutschlands in der Welt angerichtet wurde.

Aber es gibt auch ermutigende Ereignisse. Irgendwann werden wir in perfekter deutscher Sprache angesprochen. Vor uns steht ein Major der US-Army. Ein offensichtlich sehr intelligenter Mann von Mitte Dreißig. Er versucht unser Vertrauen zu gewinnen. Das ist nicht so einfach, doch er kommt uns ganz offen entgegen. Er stellt sich uns vor. Er ist in Deutschland aufgewachsen. Als Jude musste er mit seinen Eltern emigrieren. Seit Kriegsbeginn ist er bei der US-Army. Gegenwärtig besteht seine Aufgabe darin, mit den deutschen Kriegsgefangenen zu arbeiten. Er gibt uns Hinweise für unser Verhalten:

- Noch vorhandene Waffen, auch Stichwaffen, unbedingt abgeben!
- Kein Ausbruchversuch - es wird sofort geschossen!
- Den Anordnungen des Wachpersonals Folge leisten!
- Persönliche Wertgegenstände, auch Ehering, verstecken! Trotz eindeutiger Befehle gibt es US-Soldaten, die versuchen, sich persönliches Eigentum Kriegsgefangener anzueignen.

4. Mai 1945. Bahntransport zum Lager Bandenitz. Eine große Wiese, einige Strauchgruppen und ringsum viel Stacheldraht. Wir suchen uns einen Platz und richten uns ein so gut es eben geht. Deutsche Offiziere sind nicht zu sehen, vermutlich gibt es gesonderte Offizierslager. Unter den Kriegsgefangenen bestehen krasse Unterschiede - diesmal nicht nach dem Dienstgrad. Der Unterschied besteht in der Ausrüstung. Am schlechtesten sind die dran, die wie unsere Einheiten aus dem Gefecht mit anschließender Flucht ohne ihren Tross direkt in Gefangenschaft gerieten. Außer dem, was wir am Leibe tragen, besitzen wir nur Brotbeutel, Feldflasche, Kochgeschirr, Löffel und Zeltbahn. Also das kleine Kapitulationsgepäck, wie es im Landserjargon sarkastisch

bezeichnet wurde. Andere, insbesondere motorisierte Einheiten, haben zwar ihre Gefechtsfahrzeuge aufgegeben, doch führen sie immer noch ihre Trossfahrzeuge mit sich. Auf den Trossfahrzeugen befinden sich unter anderem die Rucksäcke mit ihrer persönlichen feldmäßigen Ausrüstung. Sie haben also Wäsche zum Wechseln, Socken, Wasch- und Rasierzeug und persönliche Gegenstände zur Verfügung. Am besten ausgestattet ist die Truppe aus der Luftwaffen-Erprobungsstelle Rechlin. Diese hat sich offensichtlich in aller Ruhe auf das Kriegsende vorbereitet. Jeder Mann ist komplett neu eingekleidet und ausgerüstet. Wie wir bald bemerken, haben sie sogar ihre Kriegskasse unter sich aufgeteilt.

Eine neue Einheit ist eingetroffen, mit Lkw für den Tross. Auf diesem Fahrzeug steht ein Unteroffizier, nimmt einen Rucksack nach dem anderen, ruft den daran befindlichen Dienstgrad und Namen auf und wirft ihn dem Betreffenden zu. Ein Oberfeldwebel wird aufgerufen. Niemand meldet sich - der Rucksack fliegt neben das Fahrzeug. Auf diesen Moment habe ich gewartet, ich schnappe mir den Rucksack und will mich damit davonmachen. Sofort wird er mir entrissen, ich muss sehen, dass ich mit heiler Haut davonkomme.

Nachdem die Truppe wieder genügend mit sich selbst beschäftigt ist, schlage ich einen Bogen und robbe von hinten unter den Lkw, bis ich den Rucksack endlich erwische. Mit dem begehrten Objekt krieche ich vorsichtig davon - geschafft. Essbares befindet sich nicht in meiner Beute, dafür jedoch fast alles, was man auch als Kriegsgefangener so braucht, sogar ein kleiner Kocher mit Trockenspiritibus ist dabei. Doch der nutzt gegenwärtig noch nichts, da wir weder Verpflegung noch Wasser haben. Dadurch wird es sehr ungemütlich. Hier ist außer ein wenig Sauerampfer nichts vorhanden. Also können wir nur mit knurrendem Magen zusehen, wie die Rechliner ihre immer noch vorhandenen Reserven an Lebensmitteln verzehren. Doch damit nicht genug, am Abend spielen sie 17 und 4 mit Tausendern im Einsatz. Aber das berührt uns weit weniger, weiß doch keiner, wie lange diese bunten Papierchen noch einen Wert besitzen.

5. Mai 1945 bis 14. Mai 1945. Wir müssen antreten zum ersten Verpflegungsempfang. Jeder erhält einen Becher Tee und je 8 Mann eine Twenty-four-hour-Ration. Das ist eine abgepackte Verpflegungsration für einen GI und einen Tag. Abgesehen von der Größe der Zuteilung entäuscht uns der Inhalt. Neben einigen Keksen, einer kleinen Dose Schinken mit Ei, etwas Schokolade,

Zigaretten, Kaugummi und ähnliche Späßchen. Das durch 8 zu teilen stellt uns vor eine fast unlösbare Aufgabe. Wie wünschen wir uns einen Kanten des oft verfluchten Kommissbrot!

Abgegrenzt durch Stacheldraht, doch innerhalb des Lagers befand sich die Feldküche der uns bewachenden Einheit. Ab und zu wurden Kriegsgefangene zum Küchendienst befohlen. Ein seltener Glücksfall, schließlich fällt in einer Küche immer etwas Essbares ab. Doch nicht ohne Lebensgefahr, wie sich bald zeigen sollte. Ein zum Küchendienst eingesetzter Kriegsgefangener nutzte die Gelegenheit, sich aus einer herumliegenden Zigarettschachtel zu bedienen. Das wurde bemerkt und hatte böse Folgen. Wir hatten Gelegenheit zu sehen, wie dieses "Verbrechen" geahndet wurde. Der Täter wurde mitten unter uns auf einen Hocker gesetzt und musste eine der starken amerikanischen Zigaretten rauchen. Danach wurden ihm zwei Zigaretten gleichzeitig in den Mund geschoben. Das setzte sich mit stets steigender Anzahl fort, bis der Delinquent sich plötzlich im Gesicht verfärbte und vom Hocker kippte. Ein amerikanischer Sanitäter brachte ihn weg. Später meldete der Buschfunk, dass er tot sei. Das ist nach allem, was wir mit ansehen mussten, sehr wahrscheinlich. Wieder hatten wir eine Lektion erhalten, wozu der Krieg Menschen machen kann. Und nicht nur Deutsche.

Eines Tages erhalten wir Waschwasser - pro Mann ein Kochgeschirr voll. Es gibt nichts, was ein Soldat nicht kann - so also auch eine Ganzkörperpflege mit einem Kochgeschirr voll Wasser. Und es geht, erst rasieren, dann waschen von Kopf bis Fuß mit einem Schwamm, den ich in dem erbeuteten Rucksack fand. Irgendwie hungern wir uns von Tag zu Tag durch. Was inzwischen in der Welt vorgeht, bleibt uns weitgehend verborgen. Gerüchte gibt es genug, angeblich soll Deutschland kapituliert haben, doch nichts Genaues weiß man nicht.

15. Mai 1945. Heute werden wir wieder einmal verlegt - in das Lager Radelübbe. Auf einem riesigen Winterweizenfeld ist ein Lager für vermutlich Hunderttausende Kriegsgefangene vorbereitet. Darunter ist bei weitem nicht zu verstehen, dass hier alles für einen langfristigen Aufenthalt vorhanden ist. Gewährleistet ist, dass die Massen von Kriegsgefangenen nach Zehner-, Hunderter- und Tausenderschaften eingeordnet werden. Das Gelände ist mit Stacheldrahtzäunen und hölzernen Wachtürmen gesichert. Innerhalb befinden sich exakt abgesteckte Lagerstraßen und Abschnitte und überall Soldaten aller Waffengattungen, Teilstreitkräfte und Dienste, soweit das Auge sehen kann. Also ein geordnetes Chaos.

Wir werden zum x-ten mal gefilzt. Auch unsere Zeltbahnen werden uns abgenommen. Noch immer ist es mir gelungen, meine Kleinbildkamera dem Zugriff der Kontrollierenden zu entziehen. Meine letzten persönlichen Gegenstände sind die Kamera, leider ohne Film, Armbanduhr, Füllhalter, Taschenmesser und natürlich meine Brille sowie ein kleiner Taschenkalender, in den ich ab und zu Eintragungen von Orten und Ereignissen vornehme. Das werde ich auch weiterhin tun - vielleicht nutzt es mir einmal, um meine Vergangenheit zu durchleuchten.

16. Mai 1945 bis 24. Mai 1945. Rings um uns knallt es immer wieder mal von den Wachtürmen. Der Anlass dafür bleibt uns verborgen. Es ist kaum anzunehmen, dass es Ausbruchsversuche gibt. Vermutlich wird auf Hasen oder Rehe geschossen, die sich dem Winterweizen nähern – andererseits auch aus Spaß und ein wenig aus Angst und als Drohung gegenüber den Massen, die hier in Schach zu halten sind. Doch wir haben andere Probleme als Ausbruchspläne zu schmieden. Die Möglichkeit, Zelte zu bauen, hat man uns genommen. Die Maikühle macht sich unangenehm bemerkbar. Es bleibt uns nur die Möglichkeit, uns etwas einzubuddeln und soweit die Haselsträucher reichen, darüber Laubhütten zu errichten. Neben der Kälte ist es vor allem der Hunger, der uns umtreibt. Da kommt man auf die verrücktesten Gedanken.

Innerhalb unseres Lagers befindet sich eine Koppel, auf der schätzungsweise 15 Pferde weiden. Einer aus unserer Zehnerschaft ist gelernter Fleischer. Er erklärt uns, wie man ein Pferd schlachtet, wie wir wenigstens zeitweise unseren Hunger stillen könnten. Nachdem es dunkel genug ist, ziehen wir los. Bewaffnet sind wir mit einer Axt und mehreren Taschenmessern (alles Dinge, die Kriegsgefangene nach mindestens drei Leibesvisitationen eigentlich nicht mehr besitzen dürften). Eines der Pferde treiben wir in eine Ecke der Koppel, die am wenigsten einsehbar ist. Ich habe die Aufgabe, dem Pferd meine Tarnjacke über den Kopf zu werfen. Nun schlägt der Fleischer dem Pferd mit dem Axtrücken mit großer Gewalt auf den Kopf. Das Pferd springt aus dem Stand in die Höhe, zieht seine Beine an und wuchtet auf den Boden. Seit dieser Aktion hat meine Jacke hinten einen Riss. Nun stürzen wir uns unter Anleitung unseres Fachmannes mit den Taschenmessern auf das Pferd. Kein leichtes Unterfangen. Doch nach und nach gelangen wir durch das Fell und an die Innereien. Am Ende dieses Blutbades komme ich mit einer halben Pferdeleber und weiterem undefinierbarem in unserem Erdloch an. Übrigens hat die Axt des Fleischers wesentlich dazu beigetragen, dass wir uns besser als andere einbuddeln konnten.



Am nächsten Morgen legt sich einer von uns in der Nähe der Küche auf die Lauer. Tatsächlich gelingt es ihm, etwas Salz zu ergattern. Wir machen ein Feuer an. Das grüne Gestrüpp qualmt mächtig. An einem Holzspieß röste ich ein Stück Leber. Sicher habe ich schon Besseres gegessen, doch bei unserem andauernden Frühjahrsfasten ist es ein wunderbares Gefühl endlich wieder einmal satt zu sein. Doch mit des Geschickes Mächten ... Ich komme nicht dazu, meinen ganzen Vorrat zu verzehren. Wie viele andere neben und um uns bekomme ich einen jämmerlichen Durchfall, zum Teil mit Blut. Ein Arzt stellt die Diagnose "Ruhr". Medikamente gibt es nicht. Er rät uns, aus den Zweigen Holzkohle herzustellen und zu essen. Hundeeelend schleppen wir uns immer wieder zwischen unserem Dreckloch und dem Donnerbalken hin und her. Der Donnerbalken ist ein gefällter Baumstamm, auf dem zehn Mann nebeneinander Platz haben. Trotzdem muss man anstehen. Hinter dem Stamm ist ein Graben ausgehoben. Das Ganze wird von Zeit zu Zeit versetzt. Durch die Holzkohle sehen wir aus wie Neger mit geschwärzten Händen und Gesichtern. Dazu regnet es mehrere Tage. Doch irgendwie überstehe ich auch dieses Martyrium.

Gerüchte gehen um von Entlassung in die Heimat, von Nummerierung der Hundertschaften nach Postleitzahlen und andere Spinnereien. Unter uns befindet sich auch ein Psychologe oder ähnliches. Der erläutert uns die Entstehung und Funktion von Gerüchten in Lagen wie der unseren. Dann bereitet er einen Test vor. Er geht drei Tausenderschaften weiter und setzt dort ein glaubhaftes Gerücht in die Welt. Dann kommt er zurück und wartet, in welchem Zeitraum und wie entstellt dies bei uns ankommt. Das Ergebnis habe ich nicht mitbekommen, da wir nicht in der richtigen Stimmung waren, wissenschaftliche Experimente durchzuführen. Wir hatten genügend Probleme, die uns auf den Nägeln brannten - vor allem Kohldampf.

## 5.

25. Mai 1945. Befehl: Marschbereitschaft herstellen. Wir werden noch einmal durchsucht. Hundertschaft nach Hundertschaft marschiert zum Bahnhof. Ein Zug mit geschlossenen Güterwagen nimmt uns auf. Das kleine Fenster ist vergittert. Doch wir haben soviel Platz, dass alle gleichzeitig liegen können. Wenn der Zug einmal hält oder wenn wir einen Bahnhof vermuten, zieht sich einer an dem Fenstergitter hoch, um sich zu orientieren. Aber schließlich ist es uns schon scheißegal, wo wir uns befinden. Nach Hause geht unsere Fahrt bestimmt nicht. Es muss jedoch in westliche Richtung gehen. Das sagt uns die

Sonne, wenn sie mal zu sehen ist.

26. Mai 1945. Wir werden auf dem Gelände eines Güterbahnhofs ausgeladen. Ein Bahnhofsschild ist nicht zu erkennen. Bereitstellung zum Abmarsch. Wir gruppieren uns, doch unser Interesse gilt nur einem - wann gibt es endlich was zu essen. Doch darauf müssen wir noch lange warten. Erstaunlich, was man uns so ohne Nahrung alles zumuten kann.

26. Mai 1945. Unser Transport wird nicht mehr von amerikanischen, sondern von englischen Soldaten eskortiert. Also sind wir offensichtlich an die Engländer übergeben worden. Na schlechter kann es ja wohl kaum werden. Bald werden wir merken, was uns nun bevorsteht.

27. Mai 1945. Wir marschieren durch Eutin in Schleswig-Holstein weiter nach Nordwesten. Marsch kann man diesen Trauerzug ausgehungertes und abgerissener Männer kaum nennen. Als unsere Bewacher merken, dass wir mit unseren Kräften am Ende sind, wird schließlich in einem Wald zwischen Futterkamp und Lütjenburg gerastet. Wer noch die Kraft dazu besitzt, geht auf die Suche nach etwas Essbarem. Ich erbeute zwei dicke Weinbergschnecken und versuche sie, in einen genussfähigen Zustand zu versetzen. Schließlich verschlinge ich sie so wie sie sind. Satt werde ich davon nicht, es ist mehr ein symbolischer Akt - ich habe etwas gegessen.

29. Mai 1945 bis 22. Oktober 1945. Wir schleppen uns weiter. Unsere neuen Bewacher versuchen endlich wieder Ordnung zu schaffen. Wir werden eingeteilt nach Wirtschafts-Bezirken (WB). Ich gehöre nun zum OWB – 5, MWB – 1, UWB – 1 und bin Gruppenführer II / 2. Das O steht für Ober-, M, und U für Mittel- und Unter-. Nach dieser Einteilung bewegen wir uns weiter und gelangen schließlich nach Kembs. Hier werden wir in einem 16ner Zelt untergebracht. Zum ersten Mal seit unserer Gefangennahme erhalten wir etwas Handfestes zu essen. Nicht zu viel, damit wir uns nicht übernehmen. Jede Gruppe erhält ein Kastenbrot von einem Kilo, mit dem Gruppenführer umfasst jede Gruppe zehn Mann, das ergibt 100 g / Mann. Der Gruppenführer muss teilen. In wechselnder Reihenfolge darf sich jeder ein Stück nehmen. Nur eins ist Gesetz: Dem Gruppenführer bleibt das letzte Stück. Damit er redlich teilt.

Die Neueinteilung im Waldlager war offensichtlich nur der erste Schritt zur Rückkehr zu preußischer Disziplin und Ordnung - beziehungsweise zu Law and Order, wie es auf englisch hieß. Noch wissen wir ja nicht, dass wir keine

Kriegsgefangenen mehr sind, sondern "Disarmed German Force" - entwaffnete deutsche Wehrmacht. Bereitgestellt, um wieder bewaffnet mit den unweit gelagerten Waffen, bei gegebener Lage unter Churchills Befehl mit seinen Truppen an der Seite der US-Army gegen die Sowjetarmee loszuschlagen.

Das alles wissen wir natürlich nicht, es erklärt jedoch, was bei uns vorgeht. Es gibt wieder deutsche Offiziere in unseren „Wirtschafts-Bezirken“. Sie organisieren einen exakten preußischen Dienstbetrieb. Jeder hat seine Dienstgradabzeichen zu tragen. Auch ich muss meine Unteroffiziers-Tressen wieder instandsetzen. Es besteht strenge Grußpflicht. Die Herren Offiziere legen die Orden an und verleihen sich nach Möglichkeit noch weitere. Nur das große Hakenkreuz im "Deutschen Kreuz in Gold" wurde durch ein schwarz-weiß-rotes Band getarnt. Wer sich diesem Regime nicht fügte, wurde durch deutsche Offiziere vor einem Feldgericht verurteilt.

Nach und nach ahnten wir, wohin wir geraten sind. Doch erst Jahre später erfuhr ich die ganze Wahrheit über das, was man uns zugebracht hatte. Hier in Schleswig Holstein befanden sich in großen Internierungsgebieten zwei deutsche Korpsgruppen unter dem Befehl der deutschen Generale von Stockhausen und General Witthöft. Unsere "Wirtschaftseinheit" unterstand der Korpsgruppe von Stockhausen, die ihren Sitz in Eutin hatte. Der Sitz der Korpsgruppe Witthöft war Plön. Die Internierungsgebiete wurden durch bewaffnete deutsche Ordnungskräfte abgesichert. Diese rekrutierten sich vor allem aus den berüchtigten "Kettenhunden".

Der Buschfunk teilte mit, dass der Herzog von Holstein, der mit dem englischen Hochadel versippt ist, eine bewaffnete deutsche Wacheinheit erhalten hat. Diese hat zu präsentieren, wenn Hoheit sein Schloss betritt oder verlässt. Auch in unserer näheren Umgebung tat sich einiges. So z.B. auf Schloss Waterneversdorf. Gelegentlich durften wir auf der Tenne der großen Scheune englische Militärmusik anhören. Doch nur dann, wenn nicht gerade der Schlossherr einen Empfang für die englischen und deutschen Staboffiziere gab.

Zu der uns zugebrachten Aufgabe kam es glücklicherweise nicht. Die internationale politische und militärische Lage gab diesen verbrecherischen Plänen keine Chance. Doch vorläufig wurden wir in einem leidlichen Futterzustand gehalten. Wir hatten eine Feldküche, die einmal am Tage

Verpflegung ausgab. Diese bestand aus einem halben Liter meist recht dünner Suppe, einer Scheibe Brot und darauf 10g Margarine und 10g Marmelade, sowie 2 Zigaretten aus Wehrmachtsbeständen. Leidenschaftliche Raucher brachten es fertig, auch unter diesen Umständen noch Brot gegen Zigaretten einzutauschen. Natürlich reichte diese Art Verpflegung nicht aus, hungrige Soldatenmägen zu füllen. Also wurde im weiten Umkreise alles abgeweidet, was irgend essbar war. So wurden unter anderem Brennesseln, Melde, später auch Wiesenchampignons zu Suppe verarbeitet. Wir wurden innerhalb des uns zugewiesenen Raumes auf verschiedene Gehöfte verteilt. Diese Gehöfte betrieben fast ausschließlich Viehwirtschaft. Nur in minimalem Umfang und für den Eigenbedarf wurde Feldbau betrieben. Auf unserem Gehöft wurden 10 Zeilen Kartoffeln und kleine Getreideflächen angebaut.

Nach und nach wurden einige von uns, die in den Westgebieten zu Hause waren oder sich verpflichteten, im Kohlebergbau zu arbeiten, entlassen. Für uns, die wir aus den von der Sowjetarmee besetzten Gebieten kamen, gab es keine Aussicht auf Entlassung. Dafür wurden wir regelmäßig und gezielt mit Gerüchten über die russischen „Untermenschen“ versorgt, die im Osten jede Frau vergewaltigten. Allzu viel Wirkung wurde damit zwar nicht erzielt, trotzdem hatten viele von uns, die erlebt hatten, wie Deutsche im Osten gehaust haben, Angst vor einer Abrechnung.

Wir hatten soviel Unrecht und Gewalt erlebt vom deutschem Faschismus, den Eroberungskrieg und seine Folgen, neuerdings auch die "Humanität" amerikanischer Soldaten und die Kumpanei der englischen Führung mit deutschen Generalen und dem Adel. Wir waren immer nur benutzt worden und nun nicht mehr bereit, unser Fell zu Markte zu tragen. Also waren wir sehr skeptisch geworden und wollten uns durchschlagen, so gut es eben ging. Wir warteten auf unsere Stunde, irgendwann würde es uns doch gelingen, nach Hause zu kommen und mit den Unseren zu beraten, was für uns gut ist. Ein Umweg über den Bergbau im Westen oder gar die Fremdenlegion kam für uns nicht in Frage.

Auf irgendeinem Wege erfuhren wir, dass die deutschen Offiziere, die in unseren Einheiten und deren Stäben keinen Platz gefunden hatten, in der Kieler Bucht in Offizierslagern als Offiziersreserve bereitgehalten wurden. Auch sie standen bereit, uns bei gegebenen Bedingungen zu verheizen. Weitere Gerüchte besagten, dass die Engländer deutsche Marineeinheiten zur Minenräumung an den Küsten und auf den Schiffahrtswegen bildeten.

Wieder einmal wurde ein Spezialist gesucht und ich meldete mich mit Erfolg. Diesmal ging es um die Organisation der Brennholzversorgung für unsere Feldküche. Der Lohn für diese Tätigkeit bestand in der Verdopplung der Verpflegungssration. Davon konnte man zwar auch nicht fett werden, aber 1 Liter Suppe anstatt eines halben, zudem vom Küchenbullen aus der nahrhaften Tiefe des Kessels geschöpft, und zwei Scheiben Brot statt einer, damit ließ es sich schon besser leben.

Zudem verschaffte mir diese Aufgabe mehr Bewegungsfreiheit in unserer Umgebung. Ich hatte mit dem Förster die Bäume mit dem Reißhaken zu markieren, die zu schlagen waren, zumeist Erlen und Weiden. Dann war der Transport des Hozschlag-Kommandos und des Holzes zu organisieren. Dazu wurden von Bauern der Umgebung Erntewagen und Gespanne requiriert. In dieser Zeit ein kostbares Gut. Das Holzschlag-Kommando stand unter dem Befehl eines anderen Gruppenführers, doch ich musste ihn zum Einschlagplatz führen und auch den anschließenden Holztransport leiten. Und das hatte seine Tücken.

Auf Straßen und festen Wegen durch Feld und Wald kamen wir gut voran. Vor uns lag eine große Waldwiese, jenseits befanden sich die zu schlagenden Bäume. Also fuhren wir quer über die Wiese. Doch plötzlich sahen wir vor uns einen in dem Gras kaum erkennbaren kleinen Wasserlauf. Ehe wir darauf reagieren konnten, versanken unsere beiden Zugpferde bis zum Bauch im Schlamm. Sie wälzten sich instinktiv zur Seite und rührten sich nicht mehr. Wir sprangen vom Wagen und näherten uns der Sumpfzone, die zur Not einen Menschen, aber kein Pferd trug. Nun war guter Rat teuer. Ich ließ als erstes die Pferde abschrren und den Wagen zurückschieben. Dann näherten wir uns vorsichtig den Pferden. Wir hatten keine Ahnung, ob sie verletzt waren und wie sie auf eine Berührung reagieren werden.

Nach kurzer Beratung versuchten wir sie aus dem Sumpf zu ziehen. An Geschirr, Mähne und Schwanz zogen wir sie unter Aufbietung aller Kräfte langsam einige Meter zur Seite. Das gelang uns erfolgreich. Und plötzlich, offenbar festen Boden unter sich fühlend, sprangen sie unverletzt auf. Nur die Beine und die Bäuche waren mit Schlamm bedeckt. Diese Spuren unseres Ungeschicks aber mussten unbedingt beseitigt werden. Dann wagten sich die Tapfersten von uns mit nassen Grasbüscheln an die Tiere. Doch die ließen sich ohne weiteres säubern. Ich atmete erst einmal auf. Dann wurde angeschirrt und wir schlugen einen großen Bogen um das heimtückische Gewässer. Der

Holzeinschlag war zwar mühselig - nasse Weiden lassen sich nicht gut sägen – verlief jedoch ohne weitere Katastrophen. Nach unserer Heimfahrt lieferte ich das Gespann ab. Der Bauer war zufrieden und ich erst recht.

## 6.

Der Herbst stand vor der Tür. Wir versuchten uns mit doppelwandigen Zelten auf den Winter vorzubereiten. Doch für mich sollte es dazu nicht kommen. Am 23. Oktober 1945 wurde das noch vorhandene technische Personal der Luftwaffe, zu dem auch ich gehörte, nach dem Flugplatz Kiel-Holtenau verlegt. Wir wurden in Steinbaracken untergebracht, dann erfolgte unsere Einkleidung in englische Battle-Dress. Doch nicht in Khaki, sondern in Wehrmachts-Graugrün. Nun erfuhren wir auch, dass wir Dienstverpflichtete der Royal Airforce sind. Unser Kommandeur ist der letzte Kommodore des Jagdgeschwaders Mölders. Wir unterstehen als „Deutscher Arbeitszug Luft" (DAZL 14) der Nr.2 Squadron, 8302 (D) Wing.

Unser Kommandeur hat als Ritterkreuzträger der Luftwaffe offensichtlich ein gutes persönliches Verhältnis zu seinem englischen Vorgesetzten, der für seine Verdienste in der Battle of England das Victory-Cross trägt. Unsere Aufgabe besteht zunächst darin, deutsche Flugzeuge der damals modernsten Typen (Me 163, Me 262, Fernaufklärer, Jäger und Bomber) zum Transport nach England vorzubereiten. Immerhin eine technisch interessante und abwechslungsreiche Tätigkeit. Wir wurden für damalige Zeiten gut gepflegt (75g Fleisch pro Tag) und erhielten Ausgang in Kiel.

Am 25. Oktober 1945 habe ich erstmalig die Möglichkeit, meiner Familie mitzuteilen, dass ich noch am Leben bin, wo ich mich aufhalte und wie es mir geht. Gleichzeitig kann ich ihr meine Anschrift mitteilen, damit auch ich erfahre, wie die Lage in der Heimat aussieht. Am 26. November erhalte ich den ersten Brief von meiner Frau mit der Nachricht, dass alle am Leben und gesund sind. Damit endete die schreckliche Ungewissheit und mir fiel ein großer Stein vom Herzen. Weitere Briefe folgten.

Wir wurden gezielt desinformiert. Über die Lage in der SBZ wurden die übelsten Gräuelnachrichten verbreitet. Da war die briefliche Verbindung von unschätzbarem Wert. Natürlich tauschten wir unsere Informationen auch untereinander aus - doch mit gebotener Vorsicht, denn das war unerwünscht. In unserem Objekt war außer der Royal-Airforce auch eine englische Panzer-

Einheit der Desert-Rats (Wüsten-Ratten) disloziert. Deren Angehörige empfangen uns sofort mit der Frage, ob wir zu den Besatzungen der Ju-88 gehörten, die u.a. Coventry bombardiert hatten. Und als wir das verneinten, spuckten sie vor uns aus.

Eines Tages erhielt ich und vier weitere Kameraden den Befehl, mit Äxten einen Jeep zu besteigen und zum Rande des Airports zu fahren, an dem zwei einsatzbereite Ju-88 standen. Dort wurde uns befohlen, den Rumpf beider Maschinen mit den Äxten durchzutrennen. Das stand völlig im Gegensatz zu dem sonst üblichen sorgsamem Umgang mit der Technik. Nach Erledigung dieser für uns völlig unverständlichen Maßnahme setzten wir natürlich alles daran, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Und das gelang uns auch. Eine polnische Militär-Delegation (vermutlich der Londoner Exilregierung) war am Erwerb einsatzbereiter deutscher Kampfflugzeuge interessiert.

Anfang Januar 1946 setzten uns unsere Vorgesetzten massiv unter Druck, um uns zu veranlassen, uns für weitere drei Jahre zu verpflichten. Für einen Teil unserer Truppe ein akzeptables Angebot, insbesondere für die "Heimatlosen" aus Schlesien und dem Sudetenland. Andere aber, darunter auch ich, ließen sich darauf nicht ein, ließen sich auch nicht von dem Argument umstimmen, dass wir in Sibirien landen werden. Meine Frau hatte mich gewarnt, nicht ohne Entlassungsschein zu kommen, und den erhielt ich schließlich auch. Außerdem erhielt ich ein Zertifikat, in dem mir der Kommandeur der No. 2 Squadron, G 8302 Wing (D) bescheinigte, dass ich vom 15.10.1945 bis 10.01.1946 seiner Einheit angehört und meinen Dienst jederzeit zur Zufriedenheit erfüllt habe. Ich wurde von der Einheit freigestellt, um so bald wie möglich entlassen zu werden.

So ausgerüstet, konnte ich also guten Gewissens nach Hause zurückkehren. Doch so einfach war das nicht. Die etwa 25 Prozent unserer Einheit, die entlassen wurden, kamen erst einmal in das Entlassungslager Großenbrode. Großenbrode liegt am äußersten nördlichen Zipfel Schleswig-Holsteins, dicht bei der Insel Fehmarn. Hier war bis zum Kriegsende eine U-Boot-Versuchsanstalt der Kriegsmarine. Die Matrosen sagten: „...und kurz vorm Tode noch nach Großenbrode“. In diesem Lager befanden sich tausende ehemalige Angehörige der Wehrmacht, darunter auch zahlreiche Offiziere. Ab und zu wurden wir zur Küchenarbeit kommandiert. Hier hatten wir Kohlrüben zu schälen, zu zerkleinern und damit jeweils zehn 200-Liter-Fässer zu füllen. Seit meiner Ankunft in Kiel hatte ich keine Kartoffel mehr zu sehen

bekommen, Kohlrüben waren unser Hauptnahrungsmittel. Das hatte seine Ursache darin, dass in Schleswig-Holstein vorwiegend Viehwirtschaft betrieben und Kartoffeln aus Mecklenburg bezogen wurden. Doch das war zu dieser Zeit nicht mehr möglich.

Aber auch Kohlrüben gewährleisteten das Überleben. Als erfahrene Soldaten hatten wir uns zwar unserer Waffen entledigt, Essbesteck und Kochgeschirr jedoch sorgsam gehütet. So konnten wir auch hier täglich unseren Schlag fassen, für den Küchendienst gab es sogar zwei. Probleme hatten dagegen die Herren Offiziere, die durften sich mit Lampenkugeln und ähnlichen Behelfen zum Essenfassen anstellen - zum Gaudi der erfahrenen Landser.

Um unsere Verpflegung etwas aufzubessern, organisierten wir einen Ausflug Richtung Fehmarn. Irgenwie gelang es uns auch die dortigen Fischer zu veranlassen, unsere mitgebrachte Zeltbahn voll Dorsch zu füllen. An einer langen Stange trugen wir danach abwechselnd immer zu zweit unsere kostbare Beute ins Lager zurück, ohne uns bemerkbar zu machen. Am Rande unseres Lagers stand eine leere Baracke mit einem Waschkessel und Wasserhahn. Wir putzten den Kessel und die Dorsche so gut es eben ging, zerkleinerten sie und kochten uns mit dem aus der Küche organisierten Salz eine Fischsuppe. Ich habe später bessere Fischsuppen gegessen, doch diese war eine willkommene Ergänzung unserer knappen Verpflegung und eine Abwechslung zu den ewigen Kohlrüben.

Alles hat ein Ende. So begann Anfang März unser Bahntransport zu den „Russen“. Der erste Anlauf ging schief, da der Transport angeblich nicht übernommen wurde. Doch am 8.03.1946 rollten wir endlich und landeten im sowjetischen Quarantänelager in Pretsch an der Elbe. Am 20.03.1946 endete unsere Quarantäne. Wir erhalten ein Dokument, in dem mir der Vorsteher des Kriegsgefangenenlagers der Stadt Pretsch, Hauptmann Kulisch, bestätigte, dass ich aus der früheren deutschen Wehrmacht demobilisiert wurde und mich nach meinem Wohnort in Freital bei Dresden begeben. Am 23.03.1946 wird ein Transport zusammengestellt. Wir erfahren, dass wir jetzt nach Calbe an der Saale transportiert werden, um von dort "sternförmig" in unsere Heimorte entlassen zu werden.

So begann also mein ziviles Nachkriegsleben als demobilisierter Soldat. Doch real würde der Krieg für mich erst dann zu Ende sein, wenn ich wieder bei meiner Familie in der Heimat sein werde. Noch war es nicht so weit. Als unser Transport in Calbe endet, wird uns verkündet, dass wir vor der Heimkehr erst



einmal dienstverpflichtet werden - zur Demontage der Zuckerfabrik Calbe. Wir wurden in einem ehemaligen Ballsaal in dreistöckigen Betten untergebracht, gepflegt und ab dem nächsten Morgen zu Demontage-Arbeiten eingeteilt.

Zwischendurch eine Bemerkung zu meiner Bekleidung und meinem Gepäck. Die Bekleidung bestand aus Wehrmachtsunterwäsche, zuletzt im Waschraum des Quarantäne-Lagers vor einer Woche gewaschen, einer Soldatenhose der Roten Armee, die mir irgendwo zugelaufen war, und meiner Fliegerbluse ohne Tressen, Schulterstücke und Spiegel, dazu Wehrmachtssocken und Fußballschuhe, von denen ich die Stollen abmontiert hatte. Die hatte ich in Kiel aus einem englischen Panzer geklaut. Ein Oberhemd besaß ich nicht mehr - das hatte man mir von der Leine entwendet. Dafür hatte ich mir aus einem Fenstervorhang einen gelben Fliegerschal zugelegt. Mein Gepäck bestand aus einer großen Aktentasche aus Schweinsleder. Diese Tasche hatte ich mir in langwieriger Arbeit in Kiel angefertigt. Das Leder stammte von der Umhüllung eines beschußsicheren Tanks einer He 111. Als Faden hatte ich aufgetrennte Sicherheitsgurte eines Flugzeuges benutzt. Genäht habe ich mit einer selbst gefertigten Ahle und einer kräftigen Stopfnadel. Die Tasche wurde mit Riemen verschlossen, deren Schnallen von einer alten Armeehose stammten – ein angenieteter kräftiger Griff vervollständigte das Werk. Übrigens habe ich diese Tasche noch heute im Keller in Nutzung.

Nach einigen Tagen forderte der Starschina (Hauptfeldwebel) der sowjetischen Transporteinheit, für die wir tätig waren, zwei Mann an, die etwas von den Motoren seiner großen Zugmaschinen verstehen. Gemeinsam mit einem erfahrenen Kfz-Schlosser meldete ich mich. Nun war ich zwar kein Motor-Spezialist, doch hatte ich einige Erfahrung bei der Instandhaltung, dem Ein- und Ausbau und der Einstellung der Zwillings-Zündanlagen von Flugzeugmotoren gesammelt. Und im Übrigen vertraute ich auf meinen guten Stern und meinen Kameraden.

Wir wurden mit alltäglichen Wartungsarbeiten beschäftigt. Nach einigen Tagen aber wurde es ernst. Die schweren Radzugmaschinen waren mit gewichtigen Motoren ausgerüstet. Um sie auszubauen, wurde aus Baumstämmen ein Dreibock gebaut. An diesem wurde ein Flaschenzug mit Hissgeschirr befestigt und mit dem Motor verbunden. Nach dem Lösen aller Anschlüsse wurde dann der Motor mit der vereinten Kraft von sechs Soldaten angehoben. Danach wurde die Zugmaschine nach hinten geschoben.

Anschließend schob man einen Montagekarren unter den Motor und ließ den Motor herab. Also eine reichlich zeit- und kraftaufwendige Aktion.

Doch dies alles war bereits ohne unsere Beteiligung geschehen. Bei der Demontage des Motors stellte man fest, dass die Nockenwelle verschlissen war. Sie wurde zur Regenerierung in die Divisionswerkstatt geschickt. Als sie wieder da war, sollte sie unter Leitung eines blutjungen Unterleutnants eingebaut werden. Das Problem bestand nun darin, die Nockenwelle gegenüber der Kurbelwelle in die richtige Stellung zu bringen. Andernfalls würde der Motor nach dem aufwendigen Einbau nicht laufen. Aus diesem Grunde hatte man vor der Demontage Markierungen angebracht. Doch diese ließen sich nicht mehr in Übereinstimmung bringen, weil nicht das Original, sondern eine bereits regenerierte Austauschwelle geliefert wurde. Und deren Markierungen stimmten natürlich nicht überein. Der Genosse Unterleutnant schwitzte Blut und Wasser. Schließlich gab er entnervt auf, wies den Starschina an, den Motor so einzubauen, und entfernte sich.

Dieser hatte das Geschehen schon seit geraumer Zeit misstrauisch beobachtet. Da er inzwischen festgestellt hatte, dass wir unser Handwerk verstanden, traf er eine schwerwiegende Entscheidung. Er befahl uns, die Nockenwelle einzustellen und drohte uns Tod und Teufel an, wenn uns das nicht gelingt. Wir besahen uns die Sache und berieten. Danach piffen wir auf alle Markierungen, stellten mit einem großen Schraubendreher den Kolben des ersten Zylinders auf den oberen Totpunkt, stellten die Nockenwelle so ein, dass unser Motor mit einigen Grad Frühzündung läuft, und meldeten schließlich, dass der Motor eingebaut werden kann. Der Starschina fluchte noch einmal gotteslästerlich, befahl aber schließlich seinen Leuten den Einbau.

Dann war es soweit, der Motor konnte angelassen werden. Eine nicht ungefährliche Aktion. Zum Anlassen diente eine große Kurbel. Wenn unsere Einstellung nicht stimmte, konnte sie zurückschlagen und die Anlassenden zur Seite schleudern. Deshalb wurde uns die Ehre zuerkannt, die Zugmaschine anzulassen. Wir drehten gemeinsam mit aller Kraft an der Kurbel, einmal, zweimal dreimal – und plötzlich begann dieses Urvieh seine Kraft zu entfalten. Bis dahin war uns gar nicht wohl, auch wenn wir nach bestem Wissen gehandelt hatten. Doch nun waren wir selbst überrascht von dem Gebrüll des Motors und dem des Starschina. Er umarmte uns und schleppte uns in den Speiseraum, ließ uns mit Kascha bewirten und übergab

jedem eine Tüte Zucker. Anschließend erhielten wir noch einen kräftigen Schluck Wodka. Seitdem schwor er auf seine "Nemetzki-Spezialisti".

So begann also für mich die deutsch-sowjetische Freundschaft, längst ehe sie von oben organisiert wurde. Schließlich wurden wir doch noch entlassen, natürlich wieder mit einem Papierchen, in dem der Bürgermeister der Kreisstadt Calbe bestätigte, dass ich vom 24.03.1946 bis zum 06.05.1946 bei der Zuckerfabrik Calbe als Demontagearbeiter beschäftigt war. Nun ging es tatsächlich nach Hause.

Am 8. Mai 1946 traf ich in Freital bei meiner Familie ein. Außer meiner Frau hatte ich zu diesem Zeitpunkt einen bereits eineinhalbjährigen Sohn, beide lebten bei meiner Mutter. Nun war für mich der Krieg wirklich zu Ende. Ich meldete mich in der sowjetischen Kommandantur, legte meine Papiere vor und wurde problemlos registriert. Noch heute erscheint es mir fast unglaublich, wie ich all dies unbeschadet überstehen konnte. Vielleicht liegt es eben doch daran, dass ich ein Sonntagskind bin.

Wolfgang Kunze

## **„Mein gesamtes Spielzeug war verbrannt“**

*Wolfgang Kunze erlebte das Kriegsende als Siebenjähriger in Berlin.*

Als Siebenjährigen haben sich mir die letzten Tage der Krieges in Berlin, die Bombennächte in den Monaten davor und die Nachkriegszeit unauslöschlich eingeprägt.

Mein ganzes Leben habe ich nicht vergessen, wie furchtbar es war, nachts durch Sirenengeheul aus dem Schlaf gerissen zu werden, sich in großer Eile anzuziehen (manchmal klopfte schon der Luftschutzwart an die Tür und drängte auf Tempo) und mit ein paar persönlichen Sachen (unsere Mutter hatte immer einen Koffer und ich einen kleinen Rucksack mit etwas Wäsche) in den Keller zu rennen. Dann hörte man das Dröhnen der Flugzeuge (Propellermaschinen) und das Krachen der Bomben. Manchmal erlosch das Licht und/oder die Kellerwände zitterten und Putz rieselte herab. Angst – Furcht - Schrecken. Wenn dann draußen die Feuerwehren zu hören waren, wussten wir erleichtert: Dieser Angriff ist zu Ende, und wir leben noch. Dann heulten die Sirenen "Entwarnung" und es ging zurück in die Wohnungen.

Je näher die Front kam und je länger der Krieg dauerte, desto öfter kamen diese Bombenangriffe. Ab Ende 1944 fast jede Nacht. Wir gehörten zu den Glücklichen, die in Berlin-Kreuzberg, Fichtestraße, in einem Bunker Schlafplätze bekommen hatten. Von September 1943 bis Mai 1945 gingen wir jede Nacht dort schlafen und brauchten nicht mehr bei Alarm in den Keller. Das war auch gut so, denn in einer Winternacht Anfang des Jahres 1944 wurde unser Haus Urbanstraße 95 von Bomben vernichtet, und die im Keller waren, sind dabei umgekommen. Wir waren nun "Ausgebombte". Nachts schliefen wir im Bunker, der immer früh geräumt werden musste (Reinigungsarbeiten, Instandsetzungen, Platz für Straßenpassanten bei Tagangriffen) und lebten am Tage im ehemaligen Tanzsaal der Gaststätte gegenüber dem Eingang zum Jahnpark in der Hasenheide auf ein paar Decken in einer Ecke.

Da wir außer dem erwähnten Koffer, dem Kinderrucksack und etwas Handgepäck nichts mehr besaßen, begann 1944 in der Möllendorffstraße 1 in Untermiete der Aufbau eines neuen Haushaltes. Es wurden uns von Bekannten und Verwandten Möbelstücke überlassen, wir suchten in den

Trümmern zerstörter Häuser nach brauchbarem Geschirr, nach Töpfen und Bestecken. Selbstverständlich war auch mein gesamtes Spielzeug mit verbrannt, und so achtete ich bei der Suche und dem Buddeln im Schutt auch darauf, vielleicht etwas zum Spielen zu finden.

Meine erste Einschulung war am 1. September 1944 in der Dieffenbachstraße. Aber bereits im Oktober wurde im Rahmen der Vorbereitung der Reichshauptstadt auf die Verteidigung gegen die Russen unsere Schule zum Lazarett, und der Unterricht fiel aus.

Die Vorbereitung der Verteidigung ist auch eine meiner "interessanten Kindheitserinnerungen". In allen Parkanlagen und an den Ufern der Flüsse und Kanäle wurden Verteidigungsgräben gezogen, in vielen Straßen aus dem Schutt der zerbombten Häuser Barrikaden gebaut. Diese Barrikaden sollten die russischen Panzer aufhalten. In diesen Gräben und hinter den Panzersperren sollte der "Volkssturm" (eine 1944/45 aufgestellte halb-militärische Armee aus alten Männern, ein paar gehfähigen Verwundeten der Wehrmacht und vielen Hitlerjungen zwischen 14 und 16 Jahren) kämpfen.

Solange der Feind noch nicht in Berlin war, gab es in den Barrikaden enge Öffnungen, damit wir die Straßen noch benutzen konnten. So wurden diese "Verteidigungsanlagen" neben den Ruinen die Spielplätze für meinesgleichen.

Übrigens erinnere ich mich auch noch an die Losungen an den Wänden der Häuser, Ruinen und Barrikaden: "Wir kapitulieren nie", "Viel Feind, viel Ehr", "Unsere Mauern können brechen, unsere Herzen nie", "Alles für den Sieg", "Berlin bleibt deutsch".

Ab März 1945 lebten wir ständig im Bunker. In Berlin wurde gekämpft. Vor unserem Haus in der Möllendorffstraße 1 schlug eine Bombe in den Bürgersteig, wobei das Haus stark in Mitleidenschaft gezogen wurde (Risse, Putz ab, alle Fenster raus, Dachschäden usw.). Aus Mangel an Glas und Handwerkern wurden die Fenster für lange Zeit mit Brettern zugenagelt und entsprechend der Größe verbliebener Glasscheiben Gucklöcher gelassen.

Von den letzten Kriegstagen blieb mir in Erinnerung, dass buchstäblich um jeden Fußbreit Boden und jede Ruinenmauer gekämpft wurde, was ich daraus ableite, dass unser Bunker in der Fichtestraße zweimal von den Russen

erobert werden musste, weil Wehrmacht und SS ihn noch einmal zurückerobert hatten. Obwohl meine Mutter mich zurückgehalten hat, habe ich im Türbereich Russen und später wieder SS-Männer gesehen. Die Erwachsenen sprachen sogar darüber, dass die SS einen Luftschutzwart mitgenommen hat, weil er dem "Iwan" die Bunkertür geöffnet hatte. Ihn haben sie sicher umgebracht.

Jedenfalls haben wir, meine Mutter, mein kleiner Bruder, der zum Kriegsende noch nicht ein Jahr alt war, und ich, so den Krieg überlebt. Und in den ersten Maitagen des Jahres 1945 zogen wir wieder in unsere, durch die oben erwähnte Bombe und durch Kampfhandlungen zerstörte und verwüstete Wohnung in der Möllendorffstraße.

Der nachhaltigste Eindruck aus der Zeit nach dem Krieg waren Hunger und Kälte. Während bis zum Ende des Krieges Nahrungsmittel und Brennstoffe zwar rationiert, aber doch immer noch mit Lebensmittel- und Kohlenkarten zu erhalten waren, gab es die ersten Tage und Wochen bis Ende Mai gar keine Versorgung und noch im Winter kein Heizmaterial. Natürlich waren auch Strom- und Wasserversorgung zerstört. Wasser holten wir (auch ich als Siebenjähriger) in Kannen und Eimern von einer Pumpe, die ca. 100 m vom Haus entfernt funktionierte.

Das Nahrungsmittelproblem wurde dadurch gelöst, dass meine Mutter mit dem Baby auf dem Arm und mir an der Hand in eine russische Kaserne ging und wir dort Kohlsuppe und Brot bekamen. Das war mein erster richtiger Kontakt zu den vorher so gefürchteten Russen. Sie waren nett und freundlich zu den Kindern, so dass ich später oft auch allein in die Kaserne ging. Immer habe ich dort etwas zu essen bekommen.

Der Krieg war zu Ende, und wir hatten überlebt. Wir brauchten nicht mehr in Keller oder Bunker zu gehen, es gab keinen Alarm mehr, es fielen keine Bomben, und nach und nach verließ mich die Angst. Aber es hatte sich mir die Erkenntnis wie ein Schwur eingeprägt: "Nie wieder Krieg!"

Die nach dem Krieg als "Gleichgewicht des Schreckens" bezeichnete Situation, dass sich den imperialistischen Großmächten, die für den Ersten und Zweiten Weltkrieg verantwortlich waren, eine militärisch starke sozialistische Welt entgegenstellte, war das Beste, was meiner Generation in Europa passieren konnte. Wir haben über 50 Jahre in Frieden gelebt.

Leider haben Misswirtschaft und falsche Innenpolitik zum Zusammenbruch des sozialistischen Weltsystems geführt, wodurch den kriegswilligen Mächten die Gegenpartei weggefallen ist. Als 1999 deutsche Piloten gemeinsam mit den Nachfahren der englischen und amerikanischen Bombenwerfer des Zweiten Weltkrieges jugoslawische Kinder in die Keller und Bunker trieben und über 2000 ermordeten, war auch für mich die Illusion vom Frieden gestorben.

Ich habe begründete Angst, dass meine Kinder und alle Kinder von heute und morgen die Grauen meiner Kindheit wieder erleben werden.

Dr. Horst Lange

### **„Das Blatt wendete sich, und es wurde schlimm“**

*Dr. Horst Lange erlebte das Kriegsende als Dreizehnjähriger in einem Dorf in der Ostprignitz.*

Das Kriegsende erlebte ich als 13-jähriger Junge mit meiner Mutter und meiner 8 Jahre jüngeren Schwester in Heiligengrabe, einem Dorf in der Ostprignitz, welches durch das Zisterzienserkloster bekannt ist. In dieses Dorf verschlug es uns 14 Tage vor dem Einmarsch der Roten Armee, nachdem unsere Heimatstadt Pritzwalk in der Nacht zum 15. April 1945 durch einen Fliegerangriff schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war. Bei diesem Angriff wurde ein auf dem Bahnhof abgestellter Zug mit V2-Waffen getroffen. Die explodierenden Raketen verheerten weite Teile der Umgebung des mit Flüchtlingen voll belegten Bahnhofs, wobei eine große Zahl von ihnen ums Leben kam.

Während der letzten Apriltage wälzte sich ein nicht abreißender Flüchtlingsstrom durch das Dorf Heiligengrabe in Richtung Westen, in der Hoffnung, noch rechtzeitig vor dem Einmarsch der Roten Armee die Elbe zu überqueren, die die amerikanischen Truppen bereits vor Wochen erreicht hatten. Mehr und mehr mischten sich unter die Flüchtlingstrecks Militärfahrzeuge, einzeln oder in Konvois, untrügliche Zeichen für ein nahendes chaotisches Ende. Es war ein beklemmender Anblick. Und immer wieder fragten wir uns dabei, welchem Schicksal wir wohl entgegengehen werden?

Der 2. Mai 1945 war ein sonniger, warmer Frühlingstag. Der Flüchtlingsstrom ebte bereits am Vormittag völlig ab. Trupps deutscher Soldaten, staubig, abgekämpft, mit umgehängten Maschinengewehrurten, einige trugen Panzerfäuste, waren die einzigen, die in Richtung Westen durch das Dorf zogen. In der Umgebung von Heiligengrabe war hin und wieder Maschinengewehrfeuer zu hören. Gegen Mittag trat eine eigenartige Stille ein, die sonst so belebte Dorfstraße war völlig leergefegt – für uns das Signal, sofort den Luftschutzkeller aufzusuchen.

Der Boden bebte zuerst unmerklich. Ein leises, tiefes Grollen wurde hörbar, das immer weiter anschwell. Dann rollte langsam der erste russische Panzer



vorbei, gefolgt von unzähligen weiteren. Russische Soldaten sprangen herab, durchsuchten die Häuser nach deutschen Militärangehörigen. Ein Russe kam in den Keller, verschwand aber schnell wieder, als er nur Zivilisten entdeckte. Längst waren die Panzer weitergezogen. Ihnen folgten unablässig Kolonnen weiterer Einheiten. Allmählich trauten wir uns, den Keller zu verlassen. War das Ende des Krieges für uns viel schneller gekommen als wir dachten? Konnten wir aufatmen? Oder vielleicht noch nicht?

Am Nachmittag färbte sich der Himmel rot in Richtung Westen. Auch ins benachbarte Pritzwalk war die Rote Armee ohne Widerstand eingezogen. Trotzdem brannten die Häuser der Hauptstraße – angezündet von ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern, wie uns Pritzwalker später sagten. Durch das Dorf wurden gegen Abend lange Kolonnen deutscher Kriegsgefangener in Richtung Osten geführt. Wir stellten uns mit Eimern voll Wasser an den Straßenrand, um ihnen zu trinken zu geben. Russische Soldaten stießen die Eimer um und schossen über unsere Köpfe. Später wurde durch das Dorf eine große Herde Rinder getrieben, die die Russen aus den Bauernhöfen geholt hatten. Uhren, Fahrräder und Radios wechselten überraschend schnell den Besitzer.

Es kam die Nacht. Ein russischer Soldat fuchtelte mit einer Pistole vor meinem Gesicht herum. Dann entdeckte er meine Mutter und vergewaltigte sie in meinem Beisein. Alle Frauen im Haus wurden von den Russen vergewaltigt. Noch in der Nacht versteckten sich die Frauen mit uns Kindern in einem schwer zu findenden Dachraum, dessen Zugang mit vielen Strohbällen verborgen wurde. Vom schmalen Fenster aus sah ich am nächsten Morgen, wie auf einem Feld ein Mann von russischen Soldaten erschossen wurde – weil er sich der Vergewaltigung seiner Frau widersetzt hatte, wie wir später hörten. Viele Wochen blieben wir in der Behausung, nur versorgt von einem alten Mann.

Das Zisterzienser-Kloster beherbergte bis zum Einmarsch der Roten Armee ein Stift für adlige Damen und ein schönes Prignitz-Museum. Die Damen waren rechtzeitig geflohen und hatten ihr Mobiliar in den Kirchen untergestellt. Lange bevor sich unsere Mütter wieder auf die Straße trauten, stromerten wir Kinder schon etwas herum. In den Klosterkirchen bot sich uns ein Chaos. Das Mobiliar war aufgebrochen und zerschlagen. Die Orgelpfeifen lagen herausgerissen auf dem Boden, der Altarraum war aufgebuddelt, das Prignitz-Museum nur noch ein Trümmerhaufen.

Im August wagten wir zum ersten Mal einen Besuch unserer stark beschädigten Wohnung in Pritzwalk. Ehemalige russische Kriegsgefangene waren dort untergebracht. Sie standen unter Bewachung durch Soldaten der Roten Armee und hatten die Maschinen der Tuchfabrik zu demontieren und auf Eisenbahnwagen zu verladen – Richtung Osten. Erst im Herbst waren sie damit fertig und wurden in Richtung Osten abtransportiert, wo sie sich für ihr „Vergehen“, in Kriegsgefangenschaft geraten zu sein, verantworten mussten. Von dem Mobiliar unserer Wohnung war nicht viel übrig geblieben. – Es wurde ein langsamer Neubeginn im Herbst 1945.

Ich erinnere mich noch, dass mein Vater, der im Osten Soldat war, bei einem Urlaub 1943 während eines Spaziergangs, bei dem uns niemand hören konnte, sagte: „Wenn sich das Blatt einmal wendet, wird es schlimm!“. Er hatte offenbar mehr gesehen, als er sagen wollte. Das Blatt wendete sich, und es wurde schlimm. Ich muss gestehen, dass diese Worte meines Vaters mich als 11jährigen Jungen damals tief getroffen hatten, denn als Angehöriger der „Pimpfe“ wurde mir doch von der Propaganda eine ganz andere Sicht vermittelt vom deutschen Heroentum zu Felde!

Hatten wir eigentlich den Einmarsch der Roten Armee im Mai 1945 als Befreiung von einer Diktatur empfunden? Wir empfanden es als Erlösung, dass der Krieg zu Ende war, dass die ständigen Tieffliegerangriffe aufhörten und dass wir jetzt die Hoffnung haben konnten, mein Vater würde eines Tages wieder nach Hause kommen. Im Vordergrund stand für uns damals ganz einfach die Bewältigung des Alltags: was kommt auf uns zu, wie ergattern wir etwas zu essen, zu heizen, wie werden wir den Winter überstehen?

Eines Tages fragte uns ein deutsch sprechender russischer Offizier: „Deutschland hat eine so hohe Kultur, warum habt ihr den Krieg begonnen?“ Wir blieben die Antwort schuldig. Zu wenig habe ich gewusst, was geschehen war. Das Kulturvolk als Barbaren? – Nachdenken setzte ein. Das Bewusstsein, 1945 einer Diktatur entronnen zu sein, entstand erst allmählich, aus den neuen Erfahrungen und Lebensumständen, mit denen wir jetzt konfrontiert waren. Aber auch das wurde uns sehr schnell klar: Wir waren nicht nur einer Diktatur entronnen, sondern waren von einer Diktatur in die nächste hineingeschlüpft. Und die Demokratie, wenn wir sie überhaupt jemals erleben würden, war für uns in weite Ferne gerückt.

Und heute? Fast 60 Jahre meines Lebens habe ich unter Diktaturen verbringen

müssen, erst unter der nationalsozialistischen und dann unter der kommunistischen. Ich habe nicht geglaubt, den Fall der Mauer zu erleben und noch einige Jahre in einem demokratischen Gemeinwesen verleben zu dürfen. Sicher waren manche Hoffnungen und Erwartungen, die mit dem Wechsel von der Diktatur zu einem demokratischen Staatswesen verknüpft waren, zu hoch gespannt. Dennoch stehe ich noch heute zu meinem Engagement 1989 für das Ende des SED-Regimes. Und eine Lebenserfahrung möchte ich auf keinen Fall missen: Den Übergang von einem fremdbestimmten und gegängelten Untertan einer Diktatur zu einem selbstbestimmenden und mündigen Bürger eines demokratischen Staates. So fühle ich mich erst seit 1989 von einer Diktatur befreit.

Hans Liebig

### **„In der Oberfeldstraße hielten sie eine Siegesparade ab“**

*Hans Liebig erlebte das Kriegsende als Kind in Biesdorf.*

Als alter Biesdorfer - schon meine Großeltern waren Biesdorfer - möchte ich schildern, wie ich vor 60 Jahren den Tag der Befreiung erlebte.

Es war nicht der 8. Mai, sondern der 22./23. April 1945.

Aufgescheucht durch einen Anruf des Bunkerwarts aus dem Bunker Cecilienstraße, dass der Bunker von russischen Scharfschützen umstellt sei, verließen meine Mutter, mein Bruder und ich schnellstens den Bunker in der Buschiner Straße und suchten den Luftschutzkeller des Hauses in der Oberfeldstraße 45 auf.

Wir konnten von da aus das damals noch vorhandene Feld bis hin zur Globsover Straße (im Volksmund Schwarzer Weg genannt, jetzt Blumberger Damm) gut übersehen. Heute ist dieser Bereich durch ein Studentenheim, eine Polizeischule und vieles mehr bebaut. Dort sammelten sich Panzer und kamen in breiter Front über das Feld in Richtung Oberfeldstraße gefahren. Ein Soldat, als altes Mütterchen verkleidet, lief vor den Panzern her, um uns die Angst zu nehmen. Nach einigen Stunden konnten wir - es waren etwa 20 Personen - den Keller verlassen.

Und nun in meinen Augen das Wichtigste: Im Stadtzentrum wurde noch gekämpft, man hörte den Geschützdonner. Aber in der Oberfeldstraße zwischen Eitelstraße und Boschpöler Straße hielten die sowjetischen Truppen vor einer eiligst zusammengezimmerten Tribüne eine Siegesparade ab. Es muss die erste Parade nach Überschreitung der Stadtgrenze gewesen sein.

Dann wurde die erste Kommandantur in Biesdorf für einige Tage im Laden meines Großvaters in der Oberfeldstraße 146 eingerichtet.

An einem herrlichen Sommertag, es muss Mitte August gewesen sein, saß ich auf dem Rinnstein in der Oberfeldstraße, an der Bushaltestelle Buschiner Straße, und kritzelte mit einem Stück Gips Männchen auf das Pflaster. Ich war barfuß und hatte nur eine Turnhose an. Da wurde ich von einem jungen Mann

angesprochen: Sag mal, du müsstest doch auch schon zur Schule gehen, ja? Also dann sei mit allem, was du noch von der Schule hast, mit deiner Mutter dann und dann (ich glaube, es war der 1. September) früh 8 Uhr am Wasserweg (heute Biesdorfer Promenade). Wenn du nicht kommst, lasse ich dich von den Russen holen.

Das hat gewirkt, Mutter und ich waren pünktlich zur Stelle. Nach der Aufteilung in Klassen wurden durch Striche im Sand Klassenzimmer angedeutet und uns zugewiesen. Wir saßen auf der Erde. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange der Unterricht im Wasserweg durchgeführt wurde, es wurde aber schon empfindlich kalt. Bald wurde dann aber das Schulgebäude in der Schulstraße, das von der Roten Armee als Lazarett genutzt worden war, geräumt und ein einigermaßen normaler Schulbetrieb konnte beginnen. Zu erwähnen ist noch, dass die Turnhalle der Schule, da es in Biesdorf kein Kino mehr gab, damals als Kino genutzt wurde.

Prof. Dr. Gerhart Lindner

### **„Mit diesen bunten Eiern gingen wir zu den Schwerverwundeten“**

*Prof. Dr. Gerhart Lindner erlebte das Kriegsende in einem Lazarett in Dänemark.*

Im letzten Jahr des Zweiten Weltkrieges waren Ostern und Pfingsten genau so zeitig wie in diesem Jahr (2005). Ich war in Ostpreußen verwundet worden und mit einem Kohlefrachter, der zum Transport von Verwundeten eingesetzt wurde, nach Stettin und von dort mit einem Lazarettzug nach Dänemark gelangt.

Im Lazarett von Viborg wurde ich gut betreut und versorgt und wartete darauf, dass meine Wunden zuheilten. Ich konnte herumlaufen und auch den zweiten Arm wieder richtig bewegen. Da führte mich ein Zufall in das Labor des Lazaretts. Das viele blankgeputzte Glas, die Geräte und vor allem das Mikroskop faszinierten mich und natürlich auch die bildhübsche, kluge Schwester, die über all diese Herrlichkeiten herrschte. Und ich suchte nach Möglichkeiten, dort Helfer zu werden.

Ich wurde genommen. Zunächst nur als Protokollant eingesetzt, durfte ich später auch Hilfsarbeiten ausführen: Urine zentrifugieren, Abstriche für die mikroskopische Beobachtung vorbereiten und später auch Präparate färben, sogar die Kontrastfärbung durchführen, um Tuberkulose-Bakterien sichtbar zu machen. Das Labor versorgte nicht nur unser Lazarett, sondern auch ein großes angrenzendes Flüchtlingslager mit Befunden.

Es kam Ostern, und plötzlich war der Gedanke da, besonders hart Betroffene in unserem Lazarett durch ein buntes Osterei zu erfreuen. Eier zu bekommen, war damals in Dänemark nicht schwierig. Wir kauften schöne weiße Eier und kochten sie im Sterilisator. Dann wurden sie im Sterilisator mit den an sich kostbaren Färbemitteln für mikroskopische Präparate gefärbt. Aber von den etwa 20 Fläschchen, die der Schrank enthielt, wurden für die alltägliche Praxis nur 5 bis 6 gebraucht. So fanden sich gut 5 Farben, die verwendet werden konnten und durften: Rot, Blau, Gelb, Grün und Violett.

Mikroskopierfarben sind äußerst farbintensiv, müssen sie doch die verschiedenen Gewebe auch bei intensiver Vergrößerung noch von der

Nachbarschaft abheben. So bekamen wir Ostereier in leuchtenden Farben, wie ich sie weder vorher noch nachher je wieder gesehen habe. Mit Paraffinöl eingerieben, bekamen unsere Eier noch einen besonderen Glanz. In der Schüssel, wo sie nun nebeneinander lagen, sah das beeindruckend hübsch aus.

Mit diesen bunten Eiern gingen Schwester Anny und ich zu den Schwerverwundeten, zu den Amputierten. Ich durfte die Schüssel tragen und zeigte sie jedem, bevor er entschied, ein Ei zu nehmen, und von denen, die beide Hände nicht gebrauchen konnten, ließ ich mir beschreiben, welches Ei sie haben wollten.

Wir haben mit unseren bunten Eiern viel Freude ausgelöst, und ich habe selten wieder so viel Dankbarkeit in den Blicken lesen dürfen. Das geschah am Gründonnerstag 1945, sieben Wochen vor dem Kriegsende

Ruth Merker

**„So viel Zufall und Glück in jenen schlimmen Stunden war kaum zu begreifen“**

*Ruth Merker erlebte das Kriegsende als Achtzehnjährige in einer Kleinstadt in Norddeutschland.*

April/Mai 2005, Funk und Fernsehen sowie die Presse - alle gedenken, erinnern, analysieren das, was vor 60 Jahren passierte. Die Schlinge um Deutschland zog sich immer enger zusammen. Das "Großdeutsche Reich", auch das "Dritte Reich" genannt, hörte auf zu existieren. Heute nach 60 Jahren besteht immer noch der Streit, war das Kriegsende für die Deutschen nun eine Befreiung, oder - wie manche meinen - eine bittere Niederlage. Die meisten, die heute darüber streiten und die Wahrheit ganz genau zu kennen glauben, haben die Zeit nicht selbst erlebt, sondern kennen sie nur aus dem Geschichtsunterricht und haben leider nichts daraus gelernt. Ein, meiner Meinung nach, sehr vernünftiges Wort zum Empfinden des Kriegsendes hat Bundeskanzler Helmut Kohl, der sonst nicht mein Sprachrohr ist, gesagt: "Jeder, der das Kriegsende erlebte, hat daran seine ganz persönlichen Erinnerungen und Empfindungen, die nicht zu verallgemeinern sind".

1.

Ich wurde am 23. April 1945 18 Jahre alt. Nach 60 Jahren will ich nun versuchen, für meine Kinder und Enkel, die Zeit aus der Erinnerung hervorzuholen. Ich will versuchen zu beschreiben, wie ich damals dachte und fühlte, aber auch mitteilen, wie ich mit meinem heutigen Wissen die damalige Zeit beurteile. In diesem Kapitel will ich mich nur damit beschäftigen, wie ich das „Dritte Reich“ und den Nationalsozialismus erlebt habe. Ein großer Teil meiner Kindheits- und Jugenderinnerungen stehen damit in enger Beziehung.

Meine Erinnerungen an die Jahre 1931 bis 1934 sind naturgemäß auf Grund meines damaligen Alters noch etwas spärlich. Aus heutiger Sicht schätze ich ein, dass bei mir damals der Grundstein für meinen (heute zum Glück nicht mehr vorhandenen) deutschen Patriotismus gelegt worden ist. Meine Heimatstadt P. blieb auch nach dem Ersten Weltkrieg Garnisonsstadt und so gab es im Laufe eines Jahres stets irgendwelche Höhepunkte militärischer Art, die gefeiert wurden. Heldengedenktag, Manöver, Besuch des ehemaligen



Kronprinzen (einer der Kaisersöhne sympathisierte übrigens stark mit den Nazis) usw. Das Militär zelebrierte dann oft im Hagen (Grünanlage in P.) den "Großen Zapfenstreich", zu dem dann auch ein Fackelumzug der Bevölkerung gehörte und die Einwohner strömten, um das Spektakel mitzerleben.

In diesen Jahren, vor der Machtergreifung durch Hitler, gab es alle paar Monate irgendwelche Wahlen. Vor dem 30. Januar 1933 gewannen die Nationalsozialisten von Wahl zu Wahl immer mehr Stimmen und Anhänger. Nach seiner Wahl zum Reichskanzler verstand es Hitler sehr geschickt, die Stimmung der Bevölkerung auszunutzen und rief bei einigen Vorhaben der Regierung zur Volksabstimmung auf. Er bekam dabei stets die erforderliche Mehrheit der Stimmen. In P. waren Turnhallen und Säle die Wahllokale. Der Wahlgang war nachmittags für uns stets ein Familienspaziergang, und ich erinnere mich noch genau daran. Jedes Mal standen Menschenschlangen vor den Wahllokalen. Es kann trotz der Häufigkeit der Abstimmungen noch keine Wahlmüdigkeit gegeben haben.

Etwas Besonderes passierte eines Tages im Jahr 1932. Ein Mann kam mit zwei schwarzen Kästen und setzte sie auf das Bücherregal meines Vaters. Dann wurde noch eine Antenne gelegt und, was ganz wichtig war, das Gerät musste geerdet werden. Meine Eltern waren ab sofort auf dem neuesten technischen Stand und hatten ein Radio. Das Suchen von Sendern und deren Feineinstellung ging mit Schnarren und Gejaule einher, was etwas an den Nerven zerrte. Wenn Nachrichten gehört wurden, oder gar der "Führer" eine Rede hielt, hatten wir Kinder still zu sein und durften nicht piep sagen. Da das Wohnzimmer sowieso nicht unser Spielplatz war, hat uns das nicht so sehr belastet.

Als ich älter war, vor allen Dingen während des Krieges, habe ich dann gemeinsam mit meinen Eltern die "Führer-Reden" angehört. Vieles habe ich sicher überhaupt nicht verstanden, aber wenn er so richtig über unsere Feinde herzog, dann fand ich das großartig. In den ersten Jahren des Krieges lief das Radio den ganzen Tag, damit keine Sondermeldung über neue Erfolge der Deutschen auf den Kriegsschauplätzen versäumt wurde. Später brauchte man das Radio immer öfter als Informationsquelle für folgende notwendige Meldung: "Feindliche Bomberverbände sind über der deutschen Bucht im Anflug auf Emden, Bremen oder Hamburg in Richtung Ruhrgebiet, Hannover oder Berlin." Wenn sie Berlin anfliegen, dann gab es bei uns mit Sicherheit Fliegeralarm.

Die ersten Jahre meiner Schulzeit an der Grundschule waren, soweit ich mich erinnere, frei von einer ideologischen Erziehung (1933/1937). An der Oberschule hatte die Naziideologie im Lehrmaterial dann ihren Einzug gehalten. Besonders in den Fächern Biologie (Erb- und Rassenkunde), Geschichte und Erdkunde, und im Deutschunterricht waren unter anderem Heinrich Heine, Kurt Tucholsky oder Bertolt Brecht nicht existent. Diese Dichter und Schriftsteller lernte ich erst nach dem Krieg kennen.

Dass es eine Hitlerjugend (HJ) mit der Unterorganisation Jungvolk (10-14-jährige Jungen) und einen Bund Deutscher Mädchen (BDM) mit den Jungmädeln (JM 10-14-jährige Mädchen) gab, erfuhr ich erst, als ich so ungefähr 10 Jahre alt war. Mein Vater fragte mich eines Tages, ob ich nicht Lust hätte, ein "Jungmädel" zu werden. Ich würde mit gleichaltrigen Mädchen zusammenkommen und an den Gruppenabenden (Heimnachmittage) gemeinschaftlich spielen, singen und basteln. Außerdem gäbe es Fahrten (Ausflüge) und Geländespiele, wo man sich so richtig austoben könnte. Ich hatte zwar keine rechte Vorstellung, was mich da erwarten würde, aber natürlich wollte ich, weil mein Vater eben wollte! Also ging ich nun jeden Mittwoch Nachmittag zum "Heimabend".

Die kleinste Einheit war die JM-Schaft (abgeleitet von Kameradschaft, die 10-14 Kinder umfasste). Den Mittwoch gestalteten die "Schaft-Führerinnen" alleine. An diesen Nachmittagen wurden wir u.a. intensiv mit dem Leben unseres "großen Führers" vertraut gemacht. Natürlich so, dass man ihn als Kind einfach bewundern musste. Sonnabends zog meistens die ganze Gruppe in Marschformation singend durch die Stadt zum Exerzierplatz, zum Geländespiel. Dieser Exerzierplatz wurde seit 1918 nicht mehr vom Militär genutzt. Es war eine Heidelandschaft entstanden, die ideal zum Herumtoben geeignet war.

Am Sonntag Vormittag konnte man für 25 Pfennige zur Jugendfilmstunde gehen, die von der HJ organisiert wurde. Es wurden dort Filme gezeigt, die im NS-Sinn die Jugendlichen beeinflussen sollten. Uns war das damals natürlich nicht bewusst. Sonntags um 14.00 Uhr gab es die normale Kindervorstellung, die dann meines Erachtens 0,50 Reichsmark kostete. Ich durfte im Winterhalbjahr nicht jeden Sonntag, aber doch ziemlich oft, zu einer der angebotenen Vorstellungen gehen. Die Entscheidung, was ich mir ansehen wollte, lag bei mir.

Mit 15 Jahren wechselte man von den Jungmädeln zum BDM, Bund Deutscher Mädchen. Der BDM war bei den Jugendlichen nicht sehr beliebt, und meine Klassenkameradinnen und ich fühlten uns zu Höherem berufen und wollten Jungmädels-Führerinnen werden. Mit 15 konnte man Schaff-Führerin werden und gestaltete dann den Mittwochsabend, so wie man ihn bisher selbst als Jungmädels erlebt hatte. Das notwendige Schulungsmaterial erhielt man vom "Bann", der übergeordneten Kreisorganisation der HJ. Als Zeichen seiner Würde trug man eine rotweiße Kordelschnur, die am Lederknoten und an der linken Brusttasche der Bluse befestigt wurde.

Da es auf den Dörfern immer an JM-Führerinnen fehlte und in P. nicht so viele Bewerberinnen gebraucht wurden, erhielt ein Großteil unseres Jahrgangs einen Posten in einem Dorf der Umgebung. Dazu gehörte ich auch. Ich wurde in ein Dorf, 12 km von P. entfernt, verpflichtet. Meinen Eltern erzählte ich stolz von meiner neuen Würde und verkündete ihnen, ich sei nun erziehungsberechtigt. Mein Vater fing schallend an zu lachen und meinte, ich grüne Göre sollte erst mal trocken hinter den Ohren werden, bevor ich mich als erziehungsberechtigt aufspielen könnte. Ich fühlte mich unverstanden und war schwer gekränkt.

Mit großem Pflichtbewusstsein und viel Elan machte ich mich dann jeden Mittwoch mit dem Fahrrad auf den Weg zu meiner JM-Schaft. Eine Stunde Fahrt hin und eine wieder zurück. Wenn ich Glück hatte, warteten dann auch mal 10 Mädchen auf mich. Meistens waren es fünf oder sechs, manchmal auch nur drei. Die Eltern auf dem Lande hatten wenig Sinn für so einen HJ-Schnickschnack; sie brauchten ihre Kinder viel dringender als Hilfskräfte auf dem Feld. Zum Glück konnte ich ein Mädchen telefonisch erreichen, so dass ich mein Kommen bei schlechtem Wetter absagen konnte. Im Winter fielen die Fahrten bei Schnee und Kälte sowieso aus. Meine Bemühungen, dort eine HJ-Arbeit aufzubauen waren also recht aussichtslos. Aber ich nahm die Sache mächtig wichtig.

An einigen Wochenenden im Jahr wurde die Hitlerjugend bei den Sammelaktionen für das Winterhilfswerk (WHW) mit eingesetzt. Die Winterhilfe hatte zu Beginn der Nazi-Zeit die Aufgabe, einkommensschwache Bevölkerungsgruppen (Arbeitslose, Rentner und Kinderreiche) zu unterstützen. Wir liefen mit Sammelbüchsen durch die Straßen und forderten die Passanten zum Spenden auf. Zu jeder Sammelaktion wurden dafür Anstecker und Anhänger produziert. Jede von uns hatte den Ehrgeiz, abends

eine möglichst volle Sammelbüchse abzugeben. Da die Abzeichen begeistert gesammelt wurden, hatten wir unser Kontingent meist schnell verkauft und versuchten dann anschließend noch weiter den Leuten die Groschen und Fünfziger aus der Tasche zu ziehen. Wir sammelten immer zu zweit, und es machte uns einen riesigen Spaß.

Während des Krieges wurden die Sammelaktionen natürlich fortgesetzt, aber dann war jeder aufgerufen, mit seiner Spende an der "Heimatfront", zum "Endsieg" mit beizutragen. Vom Winterhilfswerk wurden außerdem im Winter, ich glaube einmal im Monat, WHW-Essen organisiert. Auf dem Kasernengelände wurde in Gulaschkanonen ein deftiger Eintopf gekocht und für 0,50 RM angeboten. Der Erlös floss ebenfalls dem WHW zu. Viele Hausfrauen haben das Angebot gerne angenommen. Sie konnten sich so die Arbeit fürs Sonntagsessen sparen. Für uns Kinder war es sowieso etwas ganz Besonderes, auch einmal richtiges Soldatenessen zu bekommen. Parteigenossen, Angestellte der Stadtverwaltung und Geschäftsleute, alles was Rang und Namen hatte, ging zum WHW-Essen um zu zeigen, dass sie gute Volksgenossen sind; sie wollten in diesem Zusammenhang gesehen werden.

## 2.

Vor dem Kriegsbeginn, Anfang August 1939, verlebte meine Familie einen 14-tägigen Urlaub an der Ostsee. Auf der Heimreise mussten wir mit unserem Opel P4 an mehreren beschränkten Bahnübergängen warten und sahen lange Militärtransporte nach Osten rollen. Mein Vater fand es ganz erstaunlich, was dort alles für den Grenzschutz an die deutsche Grenze verlegt wurde. Dass Hitler einen Krieg vom Zaun bricht, hat er zu dem Zeitpunkt noch nicht für möglich gehalten. Als unsere Mutter uns dann am 1. September 1939 mit verheulten Augen weckte und uns sagte, dass deutsche Truppen in Polen einmarschiert seien und Deutschland sich nun im Krieg befände, konnte ich nicht verstehen, wieso man darüber heulen musste. Na endlich würden die Polen für ihre "Gräueltaten" (die uns unsere Propaganda schon monatelang eingehämmert hatte) bestraft werden. Meine Mutter fragte mich, ob ich mir vorstellen könnte, wie viele Tote ein Krieg fordern würde? Nein - das konnte ich nicht! Für mich war an jenem Tag Krieg ein spannendes Abenteuer, und weiter wohl nichts. Auf meine Frage, ob mein Vater nun auch Soldat werden würde, bekam ich auch noch eine erst mal enttäuschende, negative Antwort.

Ich wusste natürlich nicht, dass für den jetzt eingetretenen Ernstfall längst ein flächendeckender Warndienst für das eventuelle Eindringen von Feindflugzeugen in ganz Deutschland aufgebaut worden war. Mein Vater war für diesen Warndienst ausgebildet worden und hatte in der Nacht zum 1. September 1939 seinen Dienst als Leiter der Warnzentrale unseres Verwaltungsbezirkes angetreten. Er erklärte mir nun seine Verantwortung für die Auslösung von Fliegeralarm und dessen Beendigung durch die Entwarnung. Die Feuersirenen der Stadt zeigten der Bevölkerung durch minutenlangen auf- und abschwellenden Sirenton den Fliegeralarm an. Die Entwarnung war dann ein gleichbleibender Heulton.

Im Ersten Weltkrieg (1914 - 1918) ist an der Front Giftgas mit verheerenden Folgen zum Einsatz gekommen. Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges besaßen alle kriegsführenden Staaten diese Kampfmittel. Zum Glück hielten sich alle an das Verbot von 1925 durch das "Genfer Protokoll" und es kam zu keinem Giftgas-Einsatz. Zur Ausrüstung jedes Soldaten gehörte jedoch die Gasmasken und auch für die Zivilbevölkerung war eine sogenannte Volksgasmasken hergestellt worden, die aber in nicht ausreichender Zahl vorhanden war. Mein Vater brachte in den ersten Kriegstagen für jeden eine Gasmasken mit und übte mit uns die Handhabung. Die Kartons mit den Masken standen bei uns griffbereit im Flur und wurden bei Fliegeralarm mit in den Luftschutzkeller genommen.

Der Fliegeralarm erfolgte so früh, dass jeder sich nachts entsprechend warm anziehen und den Schutzraum aufsuchen konnte. Die noch seltenen Alarmer in den ersten beiden Kriegsjahren waren für uns Kinder noch spannend und aufregend. Je häufiger Berlin von den Bomberverbänden angefliegen wurde, um so öfter bekamen wir Fliegeralarm. Wenn der Alarm in der Nacht länger als 2 Stunden dauerte, begann der Schulunterricht am nächsten Tag eine Stunde später. Im Radio hörten wir oft, welcher Teil Berlins angegriffen wurde und welche Zerstörungen die Bomben angerichtet hatten. Wir waren dann immer froh, dass wir nur Überfluggebiet waren. Aus diesem Grund wurde auch im Laufe der Zeit der Fliegeralarm von so manchem ignoriert. Da wir in der Nähe eines Militärflughafens wohnten, bestand aber immer die Angst, er könnte doch einmal das Ziel von Bombenabwürfen sein.

An einem Vormittag im April 1944 passierte es tatsächlich. Die Bomber flogen schon längst nicht mehr nur nachts, wie in den ersten Kriegsjahren. So kamen sie an jenem Tag also von Berlin zurück und hatten noch Bomben an

Bord, die dann am Flugplatz abgeworfen wurden. Ich lag zu der Zeit mit Scharlach auf der Isolierstation des Krankenhauses, als es plötzlich in einiger Entfernung mehrmals krachte. Das kam eindeutig aus der Flugplatzrichtung. Da wurde mir doch ganz komisch. Als der erste Schreck vorbei war, meldete sich meine Mutter telefonisch im Krankenhaus und beruhigte mich, dass zu Hause alles in Ordnung sei. Die erste Bombe hatte das Schützenhaus getroffen und vollkommen zerstört. Die nächsten waren neben der Straße zum Flugplatz in den Acker gegangen und die beiden letzten hatten eine Flugzeughalle und eine Unterkunft für Luftwaffen-Helferinnen getroffen. Über 20 junge Mädchen haben dadurch den Tod gefunden.

Vom ersten Tag des Krieges an gab es Lebensmittelkarten. Zuerst nur für Fett und Fleisch. Ich erinnere mich, dass meine Eltern Mehl und Zucker horteten. Im Laufe des Krieges wurde dann alles rationiert und es gab auch eine Punktkarte (100 Punkte pro Jahr und Person) für Textilien. Für einen Wintermantel wurden mindestens 80 Punkte berechnet. Alkohol, Bohnenkaffee und Tabakwaren gab es als Sonderzuteilung sporadisch und je länger der Krieg dauerte, immer seltener, meistens zu den Feiertagen. Wer nicht rauchte, konnte Zigaretten gut verschenken oder gegen anderes eintauschen.

Was Krieg bedeutet, bekam ich zum ersten Mal zu spüren, als 1943 Hamburg als erste deutsche Großstadt flächendeckend schwer von den Engländern bombardiert wurde. Hitler hatte versucht, durch die Bombardierung britischer Städte, die Briten zu zermürben. Wie ein Bumerang kamen die Bomben später tausendfach auf deutsche Städte zurück. Bei diesem ersten großen Angriff warfen die Engländer über Hamburg ungezählte Brand- und Phosphorbomben ab. Ganze Stadtteile sind in Flammen aufgegangen. Es gab einen riesigen Feuersturm und Tausende Hamburger konnten nur das nackte Leben retten. Die Leute wurden mit Bussen evakuiert und viele machten einen Zwischenstopp auf dem Marktplatz in P. In einem Hotel wurde sofort ein Versorgungsstützpunkt eingerichtet. Es war selbstverständlich, dass wir (meine Klassenkameradinnen und ich) uns dort zur Hilfe einfanden und stundenlang Berge von Stullen schmierten und Kaffee, Tee und Milch verteilten. Wir blickten in völlig verzweifelte und entgeisterte Gesichter.

In unserer Verwandtschaft und Bekanntschaft gab es niemanden, der während des Krieges verwundet wurde oder fiel. Auch in den Familien meiner Klassenkameradinnen, so weit mir bekannt war, nicht. Bei uns im Haus bekam

1940 eine Frau mit zwei noch nicht schulpflichtigen Kindern die Nachricht, dass ihr Mann für "Führer und Volk", wie es damals hieß, gefallen war. Sie wohnte unter uns und bekam, als sie die Nachricht las, einen Schreikrampf. Meine Mutter kümmerte sich sofort um sie, weinte mit ihr mit und tröstete sie dadurch wohl am ehesten. Warum meine Mutter auch heulte, obwohl sie doch persönlich gar nicht betroffen war, habe ich damals nicht begriffen.

Trotz dieses Erlebnisses war der Krieg für mich ganz normaler Alltag geworden. Er fand praktisch nur in den Radiomeldungen und Wochenschauen beim Kinobesuch statt. Es gab damals für die Allgemeinheit kein Fernsehen. Wir sahen keine grausamen Kriegsbilder! Nur siegende, vorwärts marschierende und stürmende deutsche Truppen. Dazwischen deprimierte Kriegsgefangene, verstörte ausländische Flüchtlinge und brennende Häuser, aber das alles geschah unseren Feinden ja nur recht.

Ich erinnere noch einmal daran, ich war damals zwischen 12 und 16 Jahre alt. An dieser Stelle ist es Zeit zu schildern, wie ich die beginnende Judenverfolgung 1938 in P. erlebte. Es gab in P. damals zwar eine Judenstraße (1938 umbenannt in Parchimer Str.) und einen Judenhof, es lebten dort aber keine Juden. Die Namen wiesen nur noch auf ein mittelalterliches Judenviertel hin. 1938 lebten lediglich 3 Personen jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung in P. Es war ein älterer alleinstehender Mann von über 60 Jahren, eine alleinstehende Klavierlehrerin und die Schwiegermutter des Inhabers eines Handwerksbetriebes. Den alten Mann hat man an jenem 9. November samt Fahrrad in den Fluss geschmissen, der unsere Stadt durchzieht. Was später mit ihm passierte, weiß ich nicht. Ich nehme aber an, dass er und die Klavierlehrerin ihren Leidensweg im KZ beenden mussten. Ich weiß noch genau, wie sich einige Tage später ein 17-jähriger HJ-Führer einer Freundin (älter als ich) und mir gegenüber damit brüstete, bei der Klavierlehrerin, mit anderen zusammen, das Klavier die Treppen heruntergeworfen und ihre Betten aufgeschlitzt aus dem Fenster geschüttelt zu haben. Meine Reaktion: "So was könnt ihr doch nicht machen!" Darauf er: "Das verstehst du nicht, dazu bist du noch zu dumm!" Ich war 11 Jahre alt. Irgendeine der Nazi-Größen hat zu dem Zeitpunkt die Aussage gemacht: "Wer Jude ist bestimme ich!" Genau so wurde auch in P. verfahren. Vor dem Haus der dritten Person stand in den kritischen Tagen ständig ein Schutzposten der SS, damit der Familie nichts geschah. In P. gab es also sehr schnell keine Judenfrage mehr.

Jeder wusste, dass es Konzentrationslager gab, in denen "Volksschädlinge"

interniert wurden und umerzogen werden sollten. Was dort wirklich passierte, wusste kaum jemand; meine Eltern jedenfalls nicht. Als nach Kriegsende alles an die Öffentlichkeit kam und wir die grauenvollen Dokumentationen sahen, waren wir entsetzt und fassungslos, welchem menschenverachtenden Regime wir vertraut hatten. Die Mehrzahl der nachfolgenden Generation konnte es einfach nicht begreifen, dass die große Masse der Bevölkerung von den Zuständen in den KZ-Lagern nichts gewusst hat. Dabei ist zu bedenken, dass der Allgemeinheit nur die gleichgeschaltete Presse und der Staatsrundfunk als Informationsmittel zugänglich waren. Internationale Zeitungen konnte man nicht kaufen, und das Fernsehen war zwar erfunden, der Allgemeinheit aber noch nicht zugänglich.

Nach diesen schrecklichen Erkenntnissen, die wir 1945 mit Kriegsende machen mussten, waren wir für alle Zeiten gebrannte Kinder. Politischen Aussagen stand ich fortan sehr kritisch gegenüber. Im geteilten Deutschland wurde dann sehr schnell wieder die staatliche Sicht der Dinge als die allein richtige Interpretation über die Medien verbreitet. Aber jetzt gab es östliche und westliche Rundfunksender und später entsprechend das Fernsehen. Und siehe da, jetzt versuchte jede der beiden Seiten, uns zu manipulieren. Ich konstatiere, die BRD, speziell der RIAS (Radio im amerikanischen Sektor, ein leistungsstarker Sender in Westberlin), wusste die Unzufriedenheit der DDR-Bevölkerung sehr geschickt für seine Ziele zu nutzen. Wir blieben kritisch und haben die Fähigkeit entwickelt, propagandistische Vordergründigkeit, gezielte Halbwahrheiten und bewusste Diffamierungen schnell zu erkennen.

Die Zeit beim Arbeitsdienst, das Jahr 1944, endete für mich mit der Einberufung zum Reichsarbeitsdienst (RAD). Ich glaube, diese Organisation wurde 1934 gegründet. Sie war anfangs freiwillig und es konnten sich nur junge Männer für diesen Dienst melden. Die Arbeitsdienstzeit war auf ein halbes Jahr begrenzt. Mit der Schaffung des Reichs-Arbeitsdienstes (RAD) wurden gleich mehrere Ziele verfolgt. Man wollte schnell die sieben Millionen Arbeitslosen verringern und diesen Menschen wenigstens zeitweise das Gefühl vermitteln, gebraucht zu werden. Außerdem hatte man ständig billige Arbeitskräfte zur Verfügung, um staatliche Großprojekte verwirklichen zu können. So wurde der Arbeitsdienst z. B. beim Autobahnbau, für Kanalbauten und zur Trockenlegung von Mooren herangezogen.

Eine vormilitärische Ausbildung war ebenfalls mit eingeschlossen. Die Unterbringung erfolgte zumeist in Barackenlagern, heute würde man so was



als "Camp" bezeichnen. Die Leute wurden wie beim Militär voll eingekleidet und gepflegt. Die Uniform war graubraun, man kann sagen erdbraun, also anders als die SA-Uniform (SA = Sturmabteilung), nach welcher der ganze Staat dann ja als "braun" bezeichnet wurde. Ausgezahlt wurde den Arbeitsmännern, so die offizielle Bezeichnung, ein Tageslohn von 0,25 RM, der sogenannte Reinverdienst. Das Symbol war der Spaten. Mit ihm wurden, auf Hochglanz gewienert, so genannte Spatengriffe geübt und er wurde bei Aufmärschen wie ein Gewehr geschultert getragen und präsentiert. Dieser Spatenkult wurde aber nur von den Männern verlangt.

1937 wurde dann der weibliche Arbeitsdienst eingeführt. Der freiwillige Dienst für beide Geschlechter wurde zur Pflicht. Darauf, wohin man dann einberufen wurde, konnte man keinen Einfluss nehmen. Ich hatte mich in der ersten Novemberwoche 1944 im RAD-Lager Niemegeck im Fläming zu melden. Das Lager lag etwas außerhalb der Stadt am Waldrand. Es war ein Barackenlager; das Hauptgebäude, welches Esssaal, Küche und Waschküche beherbergte, war allerdings ein solides Steinhaus in Flachbauweise.

Die Maiden wurden genau wie die Männer vollständig eingekleidet. Man gab seine Zivilkleidung in der Kleiderkammer ab und erhielt die RAD-Kleidung. Die Arbeitsmädchen konnten als Hilfskräfte von der Industrie, Landwirtschaft, von Gewerbetreibenden, Krankenhäusern, Kindergärten etc. angefordert werden. So ging ich ca. 3 Monate lang jeden Morgen zu 8 Uhr in eine Fleischerei und half dort überall mit. Der Einsatz war natürlich verpflegungsmäßig ein Spitzenjob. Ich aß bei der Familie Mittag und konnte beim Wurstmachen - Wellfleisch, Wurstmasse oder Brühe - probieren so viel ich nur wollte. Bei den Außendiensten wurde alle zwei bis drei Monate gewechselt. Nach meiner Ablösung wurde ich nur noch im Innendienst des Lagers eingesetzt. Ich gehörte dann nacheinander zur Waschküchen- und zur Küchengruppe und habe auch so manchen Tag gegessen und aus grün eingefärbter Holzwolle und Bindedraht Tarnnetze für Geschütze gewickelt. Die fertigen Rollen füllten schon einen großen Schuppen, aber niemand kam und holte sie ab.

Was Flüchtlingselend heißt, lernte ich während meiner RAD-Zeit bei einigen Einsätzen auf dem Bahnhof Jüterbog kennen. Wir wurden zur Unterstützung des DRK angefordert und halfen, die Insassen der Flüchtlingszüge mit heißen Getränken, Stullenpaketen und Suppe zu versorgen. Die Züge kamen alle aus Schlesien und waren vollgestopft mit Frauen, Kindern und alten Leuten. Ein

Koffer voller Habseligkeiten war alles, was sie mitnehmen durften. Nie war bekannt, wie lange ein Zug Aufenthalt haben würde. Die Frauen drängten sich um uns, um sich Thermosflaschen und Töpfe füllen zu lassen. Plötzlich ertönte dann der Pfiff zum Einsteigen und alle hetzten verstört durcheinander und suchten ihre Abteiltür zum Einsteigen. Dann ging die Fahrt weiter ins Ungewisse.

Wenn wir von so einem Einsatz zurückkamen, war ich immer ziemlich mitgenommen und es kam der Gedanke, wie wird das wohl alles weitergehen? Auch in Niemegk gab es immer wieder, vor allem nachts, Fliegeralarm. Dann mussten wir Trainingzeug anziehen, eine Wolledecke mitnehmen und unsere Schützenlöcher, die ein paar hundert Meter vom Lager entfernt im Wald lagen, aufsuchen. Sie waren nur als Splitterschutz gedacht. Die Löcher hatten ganz junge SS-Soldaten, 17 oder 18 Jahre alt, die irgendwo in der Nachbarschaft ihre Grundausbildung erhielten, für unser Lager gebuddelt. (SS bedeutete im ursprünglichen Sinn Saalschutz und war vor 1933, in den Anfängen Hitlers Schutztrupp, der bei Kundgebungen die Aufgabe hatte, unliebsame Störer aus den Kundgebungen zu entfernen. Während des Krieges bildete die SS militärische Sondereinheiten. Erst nach dem Krieg erfuhren wir von den Kriegsverbrechen und den Gräueltaten der SS in den KZ's, seitdem war für uns der Begriff „SS“ mit Terror und Vernichtung absolut verbunden.)

Wir erlebten gerade den 6. Kriegswinter und die Sondermeldungen von den siegreichen deutschen Truppen hatten längst aufgehört. Der Krieg fraß immer mehr Menschen und so wusste von den Jungen, die nachrücken mussten, niemand mehr, zu welchem Truppenteil er eingezogen wird. Auch diese jungen Männer, mit denen wir bei uns im Lager Silvester zusammensaßen, hatten sich nicht freiwillig zur SS gemeldet, sondern waren zu einer SS-Division eingezogen worden. Der junge Mann, den ich an jenem Abend kennen lernte und mit dem ich dann beim Fliegeralarm zusammen in meinem Schutzloch stand, gab mir zu verstehen, dass er Angst vor seinem Einsatz an der Front hatte. Ich schreibe diese kleine Episode auf, um vor der absoluten Schwarz-Weiß-Malerei und der Verdammung in Bausch und Bogen zu warnen: Nicht jeder SS-Mann war ein Verbrecher und nicht jeder Russe war ein Vergewaltiger.

Weihnachten 1944 bekam ich Urlaub. Es war so ziemlich das tristeste Fest, an das ich mich erinnern kann. Oma Dietrich kam am Weihnachtsabend zu uns und brachte ihrer Tochter als Geschenk eine 500-Gramm-Tüte zusammengesparten Zucker mit. Mein Vater konnte zum ersten Mal zu

Weihnachten nicht zu Hause sein. Er leitete seit 1941 eine Segelflugschule im Raum Rheinsberg. Dort erlernten Jugendliche, die sich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet hatten, die ersten Grundkenntnisse des Fliegens. Der Betrieb war im Herbst 1944 eingestellt worden und in den Unterkunftsräumen waren Flüchtlingsfrauen mit ihren Kindern einquartiert worden, die vor den vorrückenden sowjetischen Truppen geflohen waren und die mein Vater nun zu betreuen hatte.

Selbst als die Schlacht um Stalingrad verloren war und der ganze „Russlandfeldzug“ in einem einzigen Desaster endete, als die Ostfront sich immer mehr der Oder näherte und im Westen an der französischen Atlantikküste die Invasion erfolgreich war, als die Deutschen in Afrika geschlagen wurden und sich über Italien Richtung Deutschland zurückzogen, glaubten wir nach wie vor unseren deutschen Propagandameldungen. Danach gab es an allen Fronten nur strategisch gerechtfertigte Rückzüge und es wurde immer wieder versichert, kein feindlicher Soldat würde je deutschen Boden betreten. Der an den Grenzen errichtete "West- und Ostwall" würde jedem Ansturm standhalten. Die linksrheinisch gelegene Verteidigungslinie, genannt Westwall, war bei den Deutschen allgemein bekannt. Östlich der Oder waren analog zum Westwall am Rhein ebenfalls Verteidigungsstellungen gebaut worden, was bei der Bevölkerung aber kaum bekannt war.

Im Sommer 1944 wurden dort, zwischen dem existierenden Artilleriebunkersystem, von 14 bis 15-jährigen Hitlerjungen Schützengräben und MG-Stellungen ausgehoben. Jeder war in der Zeit nur zu gerne bereit, der offiziellen Propaganda zu glauben, dass sich die deutschen Truppen am West- und Ostwall sammeln und neu formieren würden und dass kein feindlicher Fuß den Rhein oder die Oder überschreiten würde. Vor allen Dingen warteten alle auf die angeblich bald einsatzbereite Wunderwaffe. War es die Atombombe? Ich bin froh, dass nicht auch noch dieses Elend über das geschundene Europa hereinbrach. Jedenfalls sind nicht nur die Jugendlichen auf diese Propaganda hereingefallen. Der größte Teil der Bevölkerung glaubte, was ihnen erzählt wurde. Auch für mich ist das aus heutiger Sicht nicht mehr zu verstehen.

Anfang Januar 1945 zog unsere Familie von P. in das kleine Dorf um, wo die Segelflugschule lag. Mein Vater hatte die jahrelange Trennung satt. Aus Sorge um die allgemeine Kriegslage war meine Mutter mit diesem Umzug überhaupt nicht einverstanden, gab dem Drängen meines Vaters aber nach. Zu dieser Zeit, Januar bis März 1944, hielt die Oderfront noch, aber im Westen hatten die Alliierten den Rhein überschritten und standen im März schon in Thüringen. Bei uns im RAD-Lager gab es eine Kameradin, die sich zunehmend auffällig verhielt. Sie bekam Schreikrämpfe, verkroch sich ängstlich in allen möglichen Ecken, wurde manchmal aggressiv und ging auch einmal mit einem Küchenmesser auf eine andere los, ohne sie aber zu verletzen. Mir ist bis heute nicht ganz klar, ob sie simulierte, weil sie nach Hause wollte, oder ob ihre Verhaltensweise krankhaft war. Die Leitung entschloss sich, das Mädchen vorzeitig zu entlassen. Da man sie aber nicht alleine reisen lassen wollte, wurde ich gefragt, ob ich mir zutraue, meine Kameradin zu begleiten und sicher bei sich zu Hause in Berlin abzuliefern.

Außerdem bekam ich den Auftrag, die Eltern einer Unterführerin im Stadtteil Berlin-Halensee aufzusuchen und dort ein Päckchen abzugeben. Berlin war als Reiseziel nicht mehr sehr erstrebenswert, denn es wurde fast pausenlos bombardiert. Es war für mich aber auch die kürzeste Verbindung, um nach Hause zu kommen. Ich erhielt einen unbefristeten Urlaubsschein, bekam meine Zivilsachen ausgehändigt und mir wurde erlaubt, von meinen RAD-Klamotten das mitzunehmen, was mir gefiel. Meine wadenhohen Schaftstiefel hatte ich schätzen gelernt und nahm sie zusammen mit einigen Blusen mit nach Hause. Am 12. April 1945 verließ ich mit der Kameradin, die ich begleiten sollte, das Arbeitsdienstlager in Niemege. Ich habe nie erfahren, wie es meinen Kameradinnen beim Einmarsch der sowjetischen Truppen ergangen ist. Ich kann nur hoffen, dass das RAD-Lager noch rechtzeitig aufgelöst worden ist.

Zur Zeit unserer Abreise gab es keine planmäßigen Zugverbindungen mehr. Wehrmachtstransporte und Flüchtlingszüge hatten absoluten Vorrang. Außerdem war es gang und gebe, dass Züge von Tieffliegern beschossen und Gleisanlagen und Bahnhöfe bombardiert wurden. Wir konnten mit einem Lkw bis in den S-Bahnbereich von Berlin mitfahren. Wo wir abgesetzt worden sind, weiß ich nicht mehr. Auf Umwegen, weil viele S-Bahnstrecken durch Bombenschäden nicht mehr befahrbar waren, kamen wir doch endlich nach Lichtenberg, wo meine Kameradin wohnte. Sie zeigte mir den Weg zu sich nach Hause und ich lieferte sie dort wohlbehalten ab. Während der ganzen

Reise verhielt sie sich völlig unauffällig. Sie hatte mit ihrem Verhalten erreicht, was sie wollte: vor dem Endchaos zu Hause zu sein. Anschließend habe ich meinen Auftrag in Halensee erledigt und habe dort dann auch übernachtet. Auch in dieser Nacht gab es für Berlin Fliegeralarm, aber es passierte zum Glück nichts in der Gegend, in der ich mich befand. Diesmal wurde ein anderer Berliner Bezirk bombardiert. Am nächsten Tag suchte ich mir, wieder auf Umwegen, meinen Weg zum Stettiner Bahnhof, um über Neuruppin und Rheinsberg nach Hause, meinem noch unbekanntem neuen Zuhause zu fahren.

Der Wahnsinn hat ein Ende. Am 14. April 1945 kam ich in unserem neuen Zuhause an. Meine Mutter fühlte sich ein viertel Jahr nach dem Umzug immer noch nicht heimisch. Ich war erst ein paar Tage zu Hause, da meldeten sich bei meinem Vater Stabsoffiziere einer Waffen-SS-Einheit und eröffneten ihm, die Segelflugschule würde Stabsquartier der SS. Die Oderfront würde weiter zurückgenommen, um den Verteidigungsring um Berlin zu schließen und zu verstärken. Die bei ihm lebenden Flüchtlinge hätten ihre Unterkünfte sofort zu räumen. Mein Vater wäre für die Evakuierung verantwortlich. Er informierte seine Schutzbefohlenen über die neue Situation und stellte es jedem frei zu bleiben oder weiter zu ziehen. Zwei Schwestern, so etwa 70 Jahre alt, und eine Mutter mit drei Töchtern (17, 15 und 9 Jahre alt) weigerten sich, weiter ins Ungewisse zu ziehen. Nach aufgeregten Diskussionen packten alle übrigen Flüchtlinge ihre letzten Habseligkeiten und machten sich wieder auf den Weg. Auf welchen Weg und wohin?!

Zwei 16-jährige Jungen, Erwin und Gerhard, die zur letzten Ausbildungsgruppe meines Vaters gehörten, konnten nach Abschluss des letzten Lehrgangs nicht mehr in ihre Heimat nach Ostpreußen zurückkehren. Ostpreußen war bereits von der Roten Armee erobert worden. Sie blieben also unter der Obhut meines Vaters und wurden von ihm zur Versorgung der Flüchtlinge, überall, wo es notwendig war, eingesetzt. Der Bürgermeister des Dorfes musste in diesen Tagen für seinen Ort eine Volkssturmeinheit aufstellen. Jeder Mann, der, aus welchen Gründen auch immer, nicht Soldat war, musste sich beim Volksturm melden. Das galt vom vierzehnten Lebensjahr an, mit nach oben offener Altersgrenze. Es war das letzte Aufgebot für den letzten Wahnsinn! Von ihnen wurden Panzersperren gebaut und Schießübungen mit Panzerfäusten und Gewehren durchgeführt. Die Leute wurden aber nicht kaserniert, sondern hatten sich zu bestimmten Zeiten zu den Einsätzen zu melden. Mein Vater musste sich zwar auch beim Volksturm

melden, blieb aber von allem verschont, weil er, als ich wieder nach Hause kam, mit einem eingegipsten Arm herumliefe. Er war mit dem Motorrad gestürzt und dabei war ein Stück vom Ellenbogen abgesplittert. Er hatte einen Dienstwagen und das Motorrad zur Verfügung, fuhr aber, wenn er allein unterwegs war, auch um Benzin zu sparen, lieber mit dem Motorrad.

Das Auftauchen der SS brachte viel Aufregung ins Dorf. Die Bauern suchten sich in den großen Waldgebieten rund um das Dorf eine Kiefern-Schonung aus und richteten dort ein Lager für Frauen und Kinder ein. Die Meinung dazu war geteilt. Die Hälfte wollte das Lager für einige Tage beziehen, andere wollten Haus und Hof nicht verlassen. Meine Mutter drängte meinen Vater, wieder in die alte Heimatstadt zurückzukehren. Den Vorschlag, sich mit uns drei Mädchen ebenfalls in der Schonung zu verstecken, lehnte sie entschieden ab. Das Pflichtbewusstsein meines Vaters ließ es nicht zu, seinen Posten einfach aufzugeben. Er fühlte sich weiter für alles, was mit der Segelflugschule in Zusammenhang stand, verantwortlich. Also wartete er erst mal weiter ab.

Die SS, die bei Rheinsberg eine neue Verteidigungslinie aufbauen wollte, ließ sich im Dorf nicht mehr blicken, sondern hatte die Aussichtslosigkeit ihres Endkampfes wohl erkannt und sich den übrigen flüchtenden Truppen angeschlossen. Am Abend des 27.4.1945 stand plötzlich ein Besucher an unserer Tür. Otto, einer der Brüder meiner Mutter. Er war den ganzen Krieg über Soldat. Lange Zeit im besetzten Norwegen, dann in Russland am Ladoga-See. Von dort aus hatte er den ständigen Rückzug der deutschen Truppen mitgemacht. Nun lag er mit seinem "Haufen", wie er als Berliner sagte, in Rheinsberg. Unsere neue Adresse hatte er zu Weihnachten noch über Feldpost von meiner Mutter erhalten. Meine Mutter und er hatten sich jahrelang nicht gesehen. Er riet meinen Eltern, so schnell wie möglich vor den anrückenden sowjetischen Truppen zu fliehen, es gelte, nur noch die eigene Haut zu retten. Er brachte meiner Mutter einen Beutel voll dreckiger Unterwäsche mit, die sie ihm waschen sollte. Zwei Tage später wollte er sie wieder abholen, was die Ereignisse dann aber nicht mehr zuließen.

Die folgenden Wochen brachten für alle Deutschen Umwälzungen, wie man sie sich nicht krasser vorstellen kann. Das Leben jedes Einzelnen wurde vollkommen umgekrempelt. Ich habe diese Tage fast minutiös im Gedächtnis und versuche Bilder zu vermitteln, die ich im Kopf habe. Es gab längst keine Meldungen mehr, wie weit die Russen im Osten und die West-Alliierten im Westen weiter auf Berlin vorgestoßen waren. Erst nach Kriegsende erfuhren

wir, dass die Sowjetarmee bereits am 23. April in Berlin-Köpenick eingerückt war und dass unsere Gegend um Rheinsberg wahrscheinlich nur deshalb so lange ruhig blieb, weil an den Seelower Höhen in einer erbitterten Schlacht ein Großteil der sowjetischen Truppen noch gebunden war.

Tausende Deutsche und Russen mussten in diesen letzten Kriegstagen noch sinnlos ihr Leben lassen. Aber was soll die Bemerkung "in diesen letzten Kriegstagen"? Sinnlos ist jeder Tote in jedem Krieg! Keine Macht der Welt hat das Recht, mit Waffengewalt Gebietsansprüche, Glaubensfragen, wirtschaftliche Interessen, oder was es sonst noch für "wichtige Gründe" gibt, durchzusetzen. „Nie wieder Krieg!“ hieß die Devise nach diesem sechs Jahre dauernden weltweiten Morden, das ja erst nach den Abwürfen der beiden amerikanischen Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki mit mehreren 100.000 Toten und lebenslänglich geschädigten Opfern sein endgültiges Ende fand. Meine Erkenntnis dazu ist: Die Menschheit ist nicht lernfähig! Seht euch um in der Welt von heute. 60 Jahre später!

Wir wohnten sehr ruhig, etwas abseits vom Dorf am Waldrand. Am 28.4. wurde ich durch Autolärm, Pferdegetrappel und marschierende Kolonnen geweckt. Quer über den Flugplatz, eine schmale Kopfsteinpflasterstraße lief mitten durch das Gelände, fuhren und marschierten in endloser Folge deutsche Truppen. Die Fahrzeuge nur im Schritt-Tempo. Es war ein endloser, langsamer Zug, der manchmal stockte und dem man eigentümlicherweise keine Hast anmerkte.

Mein Vater forderte mich an diesem Tag auf, ihn in seinem Dienstwagen nach Rheinsberg zu begleiten. Er wollte dort unseren Opel P4 aus der Werkstatt holen. Er stand dort schon monatelang, weil die Werkstatt keine Ersatzteile mehr geliefert bekam. Der Motor hatte seinen Geist aufgegeben. Mein Vater nahm den Opel in den Schlepp und ich sollte ihn lenken. Er erklärte mir genau, worauf ich achten musste, wann ich zu bremsen hatte und wann nicht. Es war die Generalprobe für den Ernstfall und der trat am nächsten Tag ein. Es klappte alles vorzüglich und mein Vater war mit meinen "Fahrkünsten" sehr zufrieden. Er selbst fuhr noch einhändig wegen seines Gipsarmes, ließ sich den Gips von meiner Mutter zu Hause aber auftrennen und entfernen.

Die endlose Kolonne der westwärts ziehenden Truppen ging auch am nächsten Tag, dem 29.04.1945, unverändert weiter. Meine Mutter fing an, für uns Koffer zu packen und stand vor der schweren Entscheidung, was

unbedingt nötig ist und was zurückbleiben muss. Mein Vater unterrichtete die letzten Flüchtlinge, dass er aufgibt und mit seiner Familie erst einmal in seine Heimatstadt zurückgeht. Den beiden alten Damen bot er an, mit uns mitzufahren. Der Frau mit ihren drei Töchtern und den beiden Jungen, Gerhard und Erwin, übergab er den kleinen Pferdewagen mit zwei Haflingern, den das Flüchtlingslager für Transportzwecke zur Verfügung hatte. Gerhard kam aus der Landwirtschaft und konnte mit Pferden umgehen. Frau Drossel bekam unsere Adresse. Sie hoffte, dass mein Vater ihr auch weiter Schutz und Halt geben könnte.

Wir wollten in P. in die Wohnung von meines Vaters Schwester ziehen. Sie war Luftwaffenhelferin und befand sich bei Kriegsende in Dänemark. Unser Opel hatte an der Hinterseite außen einen Kofferkasten, in den aber nur ein großer Koffer passte. Ich weiß noch, dass meine Schwestern jede zwischen ihren Füßen einen großen Steintopf voller Pflaumenmus zu stehen hatten und auf der Rückbank zwischen ihnen auch alles vollgestopft war. Auch das Dienstauto meines Vaters war nicht sehr groß. Die beiden Frauen, die mein Vater im Auto mitnahm, hatten ihr Gepäck im Pferdewagen verstaut. Am späten Nachmittag, so gegen 18 Uhr, reihten wir uns in die westwärts ziehende, unendlich scheinende Militär- und Flüchtlingskolonne ein. Ich weiß nicht, was in meinem Vater vorging, als er den Ort verließ, der sein beruflicher Lebensinhalt war, und als meine Eltern Wohnung und Haus sorgfältig verschlossen und alles hinter sich zurückließen.

Ich fühlte eine große Leere und dachte nur immer wieder - alles ist aus, alles ist zu Ende! Zum Glück konnte ich meinem Trübsinn nicht lange nachhängen. Ich musste mich auf das Schleppfahrzeug konzentrieren und das Schleppseil beobachten, um rechtzeitig zu bremsen oder die Bremse zu lösen, wenn es weiter ging. Der Treck zog über viele kleine Dörfer und nach Möglichkeit immer durch den Wald in Richtung Nordwesten, bis wir bei Kunow die Berlin-Hamburger Chaussee erreichten. Wir waren etwa eine Stunde unterwegs, als ein Feuerschein am Himmel in Richtung Rheinsberg aufflammte. Da wussten wir, dass die Russen Rheinsberg erreicht hatten. Die Autokolonne schob sich auf den schmalen Straßen und Wegen zwischen den marschierenden Soldaten hindurch. Oft wurde nur widerwillig Platz gemacht, und es gab immer wieder Stockungen.

Plötzlich entdeckt meine Mutter ihren Bruder Otto. Sie hatte ihn in der grauen Masse der Marschierenden erkannt. Seine Wäsche hatte er nicht mehr abholen können. Meine Mutter bedrängte ihn, sich von der Truppe abzusetzen und in P.



bei seiner Mutter Unterschlupf zu suchen. Es wäre doch sowieso alles zu Ende. Er lehnte das Ansinnen strikt ab. Auf unerlaubtes Entfernen von der Truppe stand die Todesstrafe. Er wollte bei seinem "Haufen" bleiben und war sich sicher, dass er lebend aus dem Schlamassel rauskommen würde. Dann hatte einer plötzlich eine Flasche Weinbrand zur Hand, und sie tranken mitten im Wald zwischen Tausenden auf der Flucht befindlichen Menschen auf ein gesundes Wiedersehen nach dem Ende des Krieges. Um keinen Stau zu verursachen, war mein Vater im Schritt-Tempo neben Otto hergefahren. So verlor er auch nicht den Anschluss an seine Truppe. Das Treffen dauerte fünf, vielleicht zehn Minuten, dann fuhren wir an ihm vorbei und meine Mutter weinte.

Es war dunkel geworden. Die Scheinwerfer der Fahrzeuge waren abgeklebt, nur durch einen schmalen Schlitz fiel etwas Licht auf den Weg. Die märkischen Waldwege sind teilweise ziemlich sandig und waren durch die vielen Fahrzeuge so richtig zerfahren. Mein Vater gibt, für mich nicht vorhersehbar, stärker Gas, um durch ein Sandloch hindurchzukommen. Da kracht es - der Opel steht und mein Vater fährt mit dem abgerissenen Schleppseil davon. Er merkt natürlich sehr schnell, dass er seine Last verloren hat. Jetzt sind wir die Stauverursacher. Alles flucht und versucht an uns vorbeizukommen. Der Weg ist vollkommen verstopft, mein Vater hat keine Chance zurückzusetzen. Ich bin heilfroh, als er zu Fuß bei uns ist. Wir steigen alle aus und versuchen das Auto vorwärts an das Schleppfahrzeug heranzuschieben. Der Opel sitzt im Sand fest und rückt und rührt sich nicht. Die Landser laufen an uns vorbei, ohne nach rechts oder links zu blicken. Es bleiben in dieser Nacht so viele im Sand stecken - na und? Pech gehabt, rette sich wer kann! Meinem Vater steht der Schweiß auf der Stirn, er schafft es nicht und die Kraft von uns drei Mädchen fällt sowieso nicht ins Gewicht. Nach minutenlanger, angstvoller Quälerei packen plötzlich vier oder fünf Landser an, drücken den Opel aus dem Sand und schieben ihn bis an unser Schleppauto. Wir rufen „Dankeschön!“ Sie antworten "Viel Glück!" - lachen, winken und marschieren weiter.

Am 30. April erreichten wir nach dieser langen Nacht gegen 10 Uhr P. An einer markanten Straßenkreuzung, am Rande der Altstadt wurde jeder, ob Militär-Angehöriger oder Zivilist, durch die Feldgendarmerie kontrolliert. Wer keinen Marschbefehl vorweisen konnte, wurde dort festgehalten. Im Saal und im Hof eines Hotels mussten an diesem Morgen schon mehrere hundert Männer auf einen neuen Einsatzbefehl warten. Zivilisten wurden an den

Standortkommandanten des Volkssturms verwiesen. So auch mein Vater. Das Warten bis er zurückkam, wurde uns zur Ewigkeit. Wir befürchteten, dass man ihn gleich dort behalten würde. Aber er kam mit einem Freifahrtschein, der auf 24 Stunden begrenzt war, zu uns zurück. Er hatte Glück! Der "Volkssturm-General" war wie er ein Einheimischer und sie kannten sich. Nach Prüfung seiner Papiere und seiner Aussage, dass er Flüchtlinge bei sich habe und seine Familie unterbringen wolle, konnte er gehen. Er hatte sein Ehrenwort gegeben, sich am nächsten Tag wieder dort beim Volkssturm zu melden.

Wir fuhren nun zuerst zu unserer Großmutter, wo sich Mutter und Tochter weinend in die Arme fielen. Die Frauen, die mit uns mitgefahren waren, brachte mein Vater zur Flüchtlings-Sammelstelle. Sie mussten sich dort anmelden, um ihre Versorgungsansprüche zu sichern. Dort wurden sie weiter versorgt, und mein Vater war für diesen Fall entlastet. Meine Großmutter war glücklich, als wir ihr von unserem Zusammentreffen mit Otto erzählten. Sie hatte schon monatelang kein Lebenszeichen von ihm mehr erhalten. Traurig war sie, dass sie ihn, obwohl er schon so in ihrer Nähe war, nicht wiedersehen konnte. 14 Tage später starb sie, was noch keiner ahnte.

Alle Gespräche in diesen Stunden endeten immer wieder in der Frage, wie wird alles weitergehen? Wir quartierten uns in der 2-Zimmer-Wohnung der Schwester meines Vaters ein. Zwei Aufgänge entfernt von der Wohnung, aus der meine Eltern vor vier Monaten ausgezogen waren. Es ist der 1. Mai 1945. Mein Vater hat Geburtstag und ist 45 Jahre alt geworden. Bis 10 Uhr muss er sich, wie er es versprochen hat, im Hotel beim Volkssturm melden. Meine Mutter fleht ihn an, nicht hinzugehen. Aber - Ehrenwort ist Ehrenwort - und auch in dieser Ausnahmesituation wiegt die Erziehung stärker als der Verstand. Er spielt zumindest den Zuversichtlichen und meint, vielleicht sei er ja in zwei Stunden schon wieder da. Es dauert nicht einmal solange, bis er zurückkommt und berichtet, in der Auffangstelle herrsche das blanke Chaos, alles sei in Auflösung begriffen. Der Standortkommandant, mit dem er sich am Vortag noch freundschaftlich unterhielt, hatte sich am frühen Morgen erschossen.

Die Amerikaner und Engländer standen, auf Grund des Abkommens von Jalta, am Westufer der Elbe Gewehr bei Fuß. Von Schleswig-Holstein aus waren die englischen Truppen östlich der Elbe bis Ludwigslust vorgestoßen. Die deutschen Militärkolonnen, zwischen denen wir uns befunden hatten, versuchten bis zum letzten Augenblick, die West-Alliierten zu erreichen, um

bei ihnen in die Gefangenschaft zu gehen. Der 1. Mai war ein äußerst ruhiger Tag. Es war die Stille vor dem Sturm. Über den Menschen lag eine ungeheure Spannung. Alle warteten auf den Einmarsch der Roten Armee. Am späten Nachmittag trafen unsere Flüchtlinge mit dem Pferdewagen ein. Jetzt gab es Unterbringungsprobleme. Frau Drossel wollte mit ihren Kindern nicht ins Flüchtlingslager, und die beiden Jungen wollten nicht von meinem Vater weg. Die beiden älteren Drossel-Mädchen und die Jungen erklärten sich bereit, vor der Wohnungstür in einer Hausflurecke zu schlafen. Mein Vater holte dazu ein paar alte Matratzen aus dem Keller. Die restlichen sieben Personen haben in zwei Betten, auf zwei Sofas und auf dem Fußboden sehr erschöpft geschlafen. Die Nacht war vollkommen ruhig, es passierte nichts. Viele Familien waren aus Angst vor eventuellen Straßen- und Hauskämpfen in ihre Keller gezogen. Mein Vater hielt das nicht für nötig.

#### 4.

Am 2. Mai 1945, gegen 14 Uhr, besetzten die ersten Rotarmisten unser Hausgelände. Bald wimmelte es draußen überall von sowjetischen Uniformen. Auf dem Hof wurden Lkw abgestellt. In den Kleingärten hinter dem Haus wurde Feuer gemacht und Essen gekocht. Es wagte sich kein Deutscher aus dem Haus. Hinter den geschlossenen Gardinen haben wir die Szene beobachtet. Es war seltsam, kein Russe betrat das Haus. Es wurde Abend und draußen leuchteten im Dunkeln die Feuer. Wir blieben alle angezogen und legten uns so schlafen. Ich war trotz, oder auch gerade wegen, der großen Anspannung doch eingeschlafen und wurde durch heftiges Klingeln und Bummern an der Tür munter. Es waren unsere vier Flurschläfer, die nun Schutz innerhalb der Wohnung suchten.

Aus dem Keller drangen die Schreie von Frauen und dazwischen barsche Männerstimmen nach oben. Jetzt packte uns alle die Angst. Meine Mutter band sich ein Kopftuch um und zog sich die Haare ins Gesicht. Die Angst machte sie sowieso alt und grau aussehend. Es dauerte nicht lange, bis gegen unsere Wohnungstür getreten wurde. Damit sie nicht aus den Angeln fällt, öffnete mein Vater. Ich kroch unter das Bett meiner Eltern. Meine Mutter setzte sich darauf und hielt meine 12-jährige Schwester in ihrem Arm, Frau Drossel ihre 9-jährige Hanna, während eines ihrer großen Mädchen unter ihrem Bett lag. Meine andere Schwester (14) und die dritte Drossel-Tochter hatten sich in den geräumigen Kleiderschränken versteckt.

Der Russe vor der Tür ergriff den linken Arm meines Vaters und rief: "Uhri, Uhri!" Er bekam meines Vaters Armbanduhr und verschwand. So ging es die ganze Nacht über weiter. Wir waren 11 Personen und hatten 10 Armbanduhren und konnten 10 Russen damit "glücklich machen". Ich jammerte um meine Uhr, die früher meiner Mutter gehörte und die sie mir zur Konfirmation geschenkt hatte mit der Bitte, sie als wertvolles Erinnerungsstück in Ehren zu halten. Mein Vater meinte, ich solle froh sein, dass ich bis dahin nicht viel mehr verloren hätte. Die Russen standen immer einzeln, manchmal zu zweit an der Tür. Manch einer verschwand mit der Uhr gleich wieder, andere gingen durch die Wohnung, guckten, sahen die oben geschilderte Situation und gingen wieder. Unten im Keller hörte das Schreien der Frauen die ganze Nacht nicht auf. Es ist wie ein Wunder, dass wir diese Nacht alle unbeschadet überstanden haben. Ein Mann war in den Tagen kein Schutz für eine Frau. Es gibt Beispiele über Beispiele, wo Frauen in Gegenwart ihrer Männer und Väter vergewaltigt wurden und auch wesentlich ältere Frauen, als es meine Mutter war, zu Opfern wurden.

So erschießt z. B. am Ende dieser Nacht der Vater einer Klassenkameradin von mir zuerst seine Frau und die zwei Töchter und dann sich selbst. Er war gezwungen worden, die Tortur der Frauen mit anzusehen. Eine andere Klassenkameradin zerschneidet sich zusammen mit ihrer Schwester, Mutter und Großmutter die Pulsadern, sie sterben. Sie waren alle vergewaltigt worden. Der Vater galt als vermisst. Nach Jahren kommt er aus der Kriegsgefangenschaft und findet nur noch das Massengrab seiner Familie. Die 16-jährige Schwester einer weiteren Schulfreundin hat sich nach dieser Nacht erhängt. Alle Toten dieser Nacht sind damals in einem Massengrab beerdigt worden. Diese Schicksale erfuhr ich natürlich erst Wochen später. Ich berichte von Leuten, die ich persönlich kannte, mit denen ich jahrelang die Schulbank drückte. Es waren in meiner Heimatstadt über 100 Personen, die sich nach dem Einmarsch der Russen das Leben nahmen. Bedenken muss man dabei, dass wir in einer Kleinstadt mit streng bürgerlichen Moralvorstellungen lebten. Viele glaubten, nach der Schändung, mit so einem Makel nicht weiter leben zu können.

Eine andere bekannte Familie mit einer 16-jährigen Tochter machte dagegen in jenen Tagen eine ganz andere Erfahrung. Ein sowjetischer Offizier beschlagnahmte für sich lediglich ein Zimmer der Wohnung. Er war vom ersten Tag an Untermieter und Beschützer der Familie. Sie konnten jeden Abend unbesorgt schlafen gehen. Es entwickelte sich mit der Zeit ein

freundschaftliches Verhältnis.

Mit Tagesanbruch, als es hell wurde, war der ganze nächtliche Spuk vorüber. Im Haus und im Keller war es plötzlich ganz ruhig. Wir saßen übernachtigt und apathisch zusammen. Was würde uns dieser Tag, was die nächste Nacht und wieder die folgenden Tage und Nächte bescheren? Gegen Mittag wieder ein energisches Klopfen an der Tür. Wir junges Volk flüchten in eines der beiden Zimmer. Mein Vater öffnet und vor ihm stehen 4 Offiziere mit ein paar Flaschen Wodka in der Hand. Sie sind überrascht einen Mann im wehrfähigen Alter vor sich zu sehen. "Du Soldat?" und schon stehen sie in der Wohnung. Mein Vater drängt sie in das andere Zimmer und kramt ein paar russische Brocken aus seinem Gedächtnis. Er hatte 1918/19 in Berlin Kurse an einer Handelsschule belegt und dort auch etwas russisch gelernt. "Nix Soldat, Arm kaputt" reichen ihnen als Erklärung. Sie wollen ganz einfach nur mit jemanden ihren Sieg feiern! Wir verhalten uns mucksmäuschenstill und hören aus dem anderen Zimmer lautes Reden und Lachen.

Mein Vater holt von uns Frau Drossel und die beiden Kinder dazu, einfach damit die Russen mehr Ablenkung haben und er so manchen Schnaps in einen Blumentopf entleeren kann. Dass die Frauen nicht so stark mittrinken, akzeptieren sie. Das Gelage zieht sich über Stunden hin. Plötzlich erscheint mein Vater bei uns und verkündet: wir müssen weg! Er könne die Russen nicht mehr lange zurückhalten. Sie wollen die ganze Wohnung sehen und kündigen an, sie als Offizierswohnung zu beschlagnahmen. Er weiß keinen anderen Ausweg mehr und will mit uns versuchen, in die Nachbarstadt zu kommen, um auf der anderen Elbseite die Amerikaner zu erreichen. Ein aus der Verzweiflung heraus geborener Plan. Um unauffällig aus der Wohnung zu kommen, sollen wir uns in kleinen Gruppen auf den Weg machen. Zuerst Erwin, Irmi Drossel und ich; einige Minuten später Gerhard, Gundel Drossel und Ulla; wieder etwas später mein Vater mit dem Rest der Familie. Die Russen sind schon so betrunken, dass er hofft, unbehelligt die Wohnung verlassen zu können. Treffpunkt soll die Wohnung unserer Tante Grete sein, die im Nachbarort wohnt.

Die nächsten Stunden sollten zeigen, dass die Entscheidung, unsere Familiengruppe zu trennen, falsch war. Was besser gewesen wäre, kann man oft, wie ja bekannt, erst im Nachhinein beurteilen. Nur Ulla (14) und ich konnten in unseren Gruppen entscheiden, welchen Schleichweg durch die Wälder wir zur 12 km entfernten Nachbarstadt nehmen wollten. Ich plante also, durch den Stadtpark, wo ich jeden Weg kannte, an den Fluss zu gehen

und seinem Lauf im Schutze des Waldes zu folgen. So etwa gegen 15 Uhr verließen wir unbemerkt die Wohnung. Wir hatten natürlich Angst, einem Russen zu begegnen. Aber seltsam, unser Hof war menschenleer. Der Stadtpark lag nur 200 Meter entfernt. Auch dort keine Menschenseele zu sehen. Ich wählte Wege im hinteren Teil des Parks, dort hatte er mehr Waldcharakter.

Unser Weg führte zwangsläufig am "Hexenhäuschen", einem massiven Geräteschuppen der Stadtgärtnerei vorbei. Hinter dem Häuschen trat plötzlich ein junger Rotarmist, die MP im Anschlag, hervor. Ich sehe ihn noch genau vor mir. Ein ganz junges Gesicht, vielleicht auch gerade 18 Jahre alt, kurz rasiertes Kopfhaar, vom Käppi bedeckt. Er ruft "stoi" und steht etwa 10 Meter von uns entfernt. Wir bleiben wie versteinert stehen und rühren uns nicht. Mir scheint, es vergeht eine Ewigkeit. Wir blicken uns gegenseitig an. Ganz langsam versuchen wir rückwärts zu gehen. Wieder "stoi" und dann deutet er unmissverständlich mit seiner Maschinenpistole auf die Hütte. Wir wollen unseren "männlichen Schutz" Erwin vorschieben, aber der hat genauso viel Angst wie wir. Der Soldat brüllt "dawai" und fuchtelt mit seiner MP herum. Langsam, immer wieder stehen bleibend, bewegen wir uns auf das Häuschen zu. Der Russe scheint alleine zu sein, kein anderer ist irgendwo zu bemerken. Mir geht immer nur ein Gedanke durch den Kopf: Wen nimmt er zuerst, Irmir oder mich?

In diesem Moment hören wir hinter uns auf dem Weg Schritte von mehreren Leuten. Es sind meine Eltern mit Frau Drossel und den beiden Kindern. Mein Vater hat zufällig den gleichen Weg genommen wie wir. Soviel Zufall und Glück in jenen schlimmen Stunden ist kaum zu begreifen. Mein Vater brüllt den Russen an, er solle sich zum Teufel scheren und beordert uns mit der gleichen lauten Befehlsstimme zu sich. Der junge Soldat verliert zum Glück nicht die Nerven, sondern weicht ganz einfach der unbewaffneten Übermacht. Anders kann ich es mir jedenfalls nicht erklären. Wir sind mit unseren Nerven am Ende und fallen uns weinend in die Arme. Unsere Eltern hatten uns zum Glück getroffen. Wo aber ist Ulla mit ihrer Gruppe, die vor den Eltern aber nach uns aufgebrochen war. Sie müssen einen anderen Weg gegangen sein. Nach dem, was wir gerade erlebten, haben die Mütter eine Riesenangst um die beiden Mädchen.

Der Plan, sich an die Elbe durchzuschlagen, wurde aufgegeben. Zurück in die Wohnung konnten wir nicht. Also wurde beschlossen, zu Oma Dietrich zu gehen, in der Hoffnung, dass auch Ulla diese Idee haben wird, weil sie

ebenfalls feststellte, dass es unmöglich ist, ungeschoren das Ziel zu erreichen. Unter all diesen Umständen ist es ein trauriges Wiedersehen mit unserer Großmutter. Für meine Mutter ein Trost, dass ihr nichts geschehen war. Die Zeit zog sich ins Unendliche; das ungewisse Warten war so zermürend. Die unausgesprochenen Vorwürfe sieht man den Eltern an. Dann endlich der erlösende Schrei: "Sie kommen!" Tatsächlich hat auch Ulla, nachdem sie sich vor Begegnungen mit Russen versteckt hatten, die Idee gehabt, sich mit ihrem Trupp bei ihrer Oma in Sicherheit zu bringen. Eine Fehlentscheidung in einer aussichtslos erscheinenden Situation hatte zum Glück zu keinen schlimmen Folgen geführt.

Was nun weiter? Bei meiner Großmutter konnten wir nicht bleiben. Sie lebte in einer Anderthalb-Zimmer-Mansardenwohnung. Nur 500 Meter von unserem Mietshaus entfernt, bewohnte der Leiter der Stadtgärtnerei mit seiner Familie ein kleines Einfamilienhaus. Seine älteste Tochter ging mit mir in eine Klasse und wir waren lange Zeit die dicksten Freundinnen. Es wurde beschlossen, dort zu fragen, ob die Frauen und Mädchen sich bei ihnen aufhalten könnten, bis mein Vater erkundet hatte, wie es in der von uns verlassenen Wohnung inzwischen aussah. Wir fanden bei Bergers eine sehr herzliche Aufnahme. Das Haus besaß im Parterre außer Küche und Bad vier Wohn- und Schlafräume. In dem spitzen Dachgiebel war eine Mansarde mit einfachen Spanplatten abgeteilt, die allerdings nur im Sommer nutzbar war, weil keine Heizung installiert war.

Familie Berger hatte in der vergangenen Nacht nicht so viel Glück gehabt wie wir. Meine Freundin war vergewaltigt worden und hielt sich nun in einer der Dachschrägen hinter der Spanplattenwand, die ihr Vater an einer Stelle gelöst hatte, versteckt. Uns wurde nun der Vorschlag gemacht, dass wir vier gefährdeten Mädchen uns dort auch für ein paar Tage verstecken sollten. Wir bekamen Matratzen und Decken. Wenn wir die Beine anzogen, konnten wir uns auch hinlegen. Meine Freundin freute sich, dass sie Gesellschaft bekam. Wir durften uns nur flüsternd unterhalten. Auf ein bestimmtes Klopfzeichen hin waren wir absolut still, dann waren Russen im Haus und wenn sie die Treppe hochkamen, vermieden wir auch möglichst jede Bewegung, um kein verdächtiges Rascheln oder Knacken zu verursachen. Vor die Stelle, wo der Durchschlupf war, wurde eine Kommode geschoben.

Die Mansarde war außerdem mit zwei Betten, einem Tisch und einigen Stühlen möbliert. Die beiden Ostpreußen, Erwin und Gerhard, bezogen dort

nun für die nächsten Wochen Quartier. Eine Woche lang verließen wir nur einzeln unser Versteck, um auf die Toilette zu gehen. Danach hielten wir uns tagsüber in der Mansarde auf und krochen nur noch nachts, oder wenn Gefahr drohte, in unser Versteck. Auch meine Eltern und Frau Drossel wohnten in diesen 14 Tagen im Haus der Bergers. Außerdem kam noch eine ältliche Jungfer mit ihrem Vater hinzu, die aus ihrer Villa in der Nachbarschaft von den Russen vertrieben worden waren. Wie sich die sieben Erwachsenen und drei Kinder in den unteren Räumen verteilt haben, kann ich nicht mehr sagen. Es war eine wunderbar funktionierende Notgemeinschaft. Unsere Gastgeber waren froh, ein volles Haus zu haben. In einer größeren Gruppe fühlte sich jeder sicherer.

Als wir am 3. Mai bei Bergers Aufnahme fanden, ging mein Vater am Abend zurück in die Wohnung seiner Schwester. Die Wohnungstür stand offen, aber die Wohnung war leer. Die betrunkenen Russen waren verschwunden. Soweit er alles schnell überblicken konnte, fehlte nur der Wintermantel von meiner Mutter, der im Flur gehangen hatte. Er schloss die Wohnungstür ab und war auf dem Rückweg zu Bergers, als er von zwei KZ-Häftlingen - unverkennbar durch die breitgestreifte Häftlingskleidung - angesprochen wurde. Sie wollten wissen, wie weit es noch bis zur Elbe sei. Sie waren auf dem Heimweg ins Rheinland. Da die Nazi-Propaganda die KZ-Insassen als Volksfeinde Nr.1 bezeichnet hatte, außerdem auch Schwerverbrecher in den KZ's untergebracht waren, wurde den Häftlingen, überall wo sie auftauchten, oft sehr viel Misstrauen entgegengebracht. Mein Vater reagierte ganz anders. Er bot ihnen die von uns verlassene Wohnung als Quartier an. Sie könnten sich dort aufhalten, bis sie sich für den Weitermarsch kräftig genug fühlten. Die beiden nahmen das Angebot dankbar an. Mein Vater hatte dabei natürlich auch die Überlegung, dass die Wohnung dadurch vor Plünderungen in unserer Abwesenheit sicher war. Es waren zwei promovierte Leute aus Stuttgart und Köln. Sie blieben drei Tage und zogen dann weiter gen Westen.

Am 4. Mai erfuhren wir, dass auf dem Kasernengelände in P. die Lebensmittelmagazine geöffnet worden waren und die Einwohner dabei seien, dort herauszuholen, was sie nur immer bekommen konnten. Es wurde geplündert, ohne dass die Russen eingriffen. Berger und mein Vater machten sich auf den Weg, um auch noch ein Stück von dem Kuchen abzubekommen. Viel haben die beiden nicht mehr ergattert, sie hatten zu spät davon erfahren. Sie brachten eine ganze Menge Knäckebrötchen und einige 5-kg-Pakete Maggiesuppen mit. Außerdem noch einige Büchsen so genannte Fliegerschokolade. Am



Güterbahnhof hatten sie einen großen Koffer stehen sehen, den holten sie ebenfalls noch. Wer weiß welcher Flüchtling ihn stehen ließ, weil er zu entkräftet war, ihn weiter zu schleppen. Oder bei welchem Durcheinander eines Flüchtlingszuges er einfach vergessen wurde. Ein Name oder eine Adresse waren nicht zu finden. Die Frauen freuten sich über den Inhalt. Der Koffer enthielt zwei Ballen Kleiderstoff und etlichen anderen Kleinkram. Der Stoff war Gold wert, besaßen wir doch nur noch das, was wir in ein paar Koffern mitnehmen konnten.

Nach der Stunde Null, in den nächsten Tagen beruhigte sich langsam die Lage für die Zivilbevölkerung. Die unerwünschten "Hausbesuche" der Russen hörten allmählich auf. Nachdem die KZ-Häftlinge weiter gezogen waren, schlief mein Vater wieder in der Wohnung seiner Schwester. Unsere jüngsten Geschwister wagten wieder auf dem Hof zu spielen. Eines Tages rief ein Russe von der besetzten Nachbarvilla die Kinder an den Zaun und packte ihnen einen großen Klumpen Fleisch, den sie gar nicht tragen konnten, in die Arme. Eingewickelt war das Fleisch in ein Damennachthemd der ehemaligen Bewohnerin der Villa. Die schrie Zeter und Mordio, dass die Russen ihr schönes Gewand mit dem Tierblut verdorben hatten. Alle anderen waren aber froh, dass das Maggiesuppeneinerlei durch ein kräftiges Gulasch unterbrochen werden konnte. Es gab auch wieder das erste Brot zu kaufen. Unter russischer Aufsicht mussten zwei Bäckereien für die Bevölkerung Brot backen. Das Mehl dafür lieferten die Russen an. Erst einmal, später dann zweimal in der Woche hieß es, sich stundenlang anstellen. Pro Person gab es ein Brot - sehr grob, klitschig und nass - aber es war Brot! Oft stand man umsonst an, weil es einfach nicht für alle reichte.

Nach 14 Tagen trennte sich unsere Notgemeinschaft. Wir gingen wieder zurück in die Wohnung. Frau Drossel meldete sich beim neuen Magistrat und erhielt mit ihren Töchtern ein Zimmer zugewiesen. Die russische Kommandantur hatte inzwischen durch ihre Tagesbefehle die ersten neuen zivilen Kommunalstrukturen gegründet. Die beiden Jungen blieben zuerst noch in der Mansarde wohnen. Mit Hilfe meines Vaters fand Gerhard bald bei einem Bauern Arbeit und Unterkunft bei freier Verpflegung, aber ohne Bezahlung. Erwin fiel es schwer selbständig zu werden. Zum Winter musste er sich aber auch ein heizbares Zimmer suchen. Stadtgärtner Berger behielt seinen Posten und erhielt die Weisung, die städtischen Anlagen zu säubern. Es sah überall schlimm aus. Er meldete meinen Vater als Mitarbeiter an. Er wurde als Arbeiter eingestellt und verdiente nun wieder ein paar Mark für die Familie.

Auch wir Mädchen suchten dringend Arbeit. Es gab einen Befehl, der bestimmte, dass jeder zwischen 18 und 60, der kein Arbeitsverhältnis nachweisen kann, sich bei den Russen zum Arbeitseinsatz melden musste. Das war für junge Frauen immer noch riskant. Durch Bergers Vermittlung konnten wir fünf, bis dahin versteckten Mädchen alle in der Friedhofsgärtnerei als Gartenarbeiterinnen anfangen. Wir wurden in der Gärtnerei überall eingesetzt. Am meisten aber zur Grabpflege auf dem Friedhof. P. hat am Stadtrand einen sehr schönen Waldfriedhof. Viele Grabstellen wurden durch die Gärtnerei gepflegt. Diese Stellen, sie waren alle gekennzeichnet, mussten von uns einmal wöchentlich gesäubert, gegossen und geharkt werden. Jede von uns hatte ihr festes Revier, das sie zu bearbeiten hatte. So manches Mal ist es in dem Sommer passiert, dass plötzlich ein Russe auftauchte und uns auch ansprach, dann ließen wir Hacke, Harke oder Gießkanne fallen und rannten laut schreiend quer über alle Gräber und durch Hecken und Büsche dem Ausgang zu. Erst wenn wir einen Arbeiter oder den Chef selbst gefunden hatten, trauten wir uns in männlicher Begleitung wieder an unsere Arbeit zurück. Der Störenfried war dann längst wieder verschwunden. Unser Stundenlohn betrug damals übrigens 0,80 RM. Zusätzlich bekamen wir sonnabends oft einen Kopf Salat, ein Bund Möhren oder etwas Obst mit nach Hause. Das war in jenem Sommer mehr wert als Geld.

Die ersten Toten im Mai 1945 wurden in Massengräbern beigesetzt. Später gab es dann wieder Einzelbeisetzungen. Aber es gab nicht genügend Särge. Also erfand man aus der Not heraus eine sparsame Bestattungsmethode. Aus Brettern wurde für den Toten eine Unterlage in der Größe eines Sargbodens gezimmert. Darauf wurde der Tote gelegt und mit einer Rolle dicken Packpapiers bedeckt und mit Paketschnur festgebunden. Darüber wurde dann ein Leih-sargdeckel gestülpt, der immer wieder verwendet wurde. Nach der Trauerfeierlichkeit am Grab wurde die Trauergemeinde gebeten, die Grabstelle für eine halbe Stunde zu verlassen. Jetzt wurde der Leih-Deckel abgenommen und das Untergestell mit dem Toten darauf in die Grube hinuntergelassen. So manches Mal guckte ein Fuß oder ein Arm unter der Papierdecke hervor. Ich weiß das so genau, weil ich einige Male die Toten am Seil mit in die Grube lassen musste und zwar immer dann, wenn nicht genügend männliche Arbeiter zur Beerdigung gekommen waren.

Neben den vielen Selbstmorden in den ersten Maitagen, gab es auch im weiteren Verlauf des Frühsommers eine sehr hohe Sterberate in der Stadt. Es brach eine Typhus-Epidemie aus. Plötzlich befanden sich im Leitungswasser

Typhusbakterien. Bis das bekannt wurde, hatten sich schon Hunderte infiziert. Darunter auch unsere Großmutter Dietrich. Wie die Typhusbakterien in das Trinkwasser kamen, konnte niemand erklären. Die Stadt hatte ein modernes, funktionstüchtiges Wasserwerk. Wenn auch nach dem Einmarsch der sowjetischen Armee am 1. Mai 1945 alles drunter und drüber ging und das ganze öffentliche Leben der Kommune lahmgelegt war und nicht mehr funktionierte, so erinnere ich mich doch, dass es keine Unterbrechung in der Trinkwasser-, Gas- und Stromversorgung gab. Meine Großmutter starb am 15.05.1945 an Typhus. Sie hatte die Angewohnheit, abends ihr altes Hausmittel gegen Schlaflosigkeit anzuwenden, und ein Glas kaltes Zuckerwasser zu trinken. Mit dem Wasser hatte sie sich dann infiziert. Dieser schweren Infektion hatte sie nicht genügend Abwehrkräfte entgegensetzen.

Es gab in den ersten Wochen Ausgangssperren. Kein Arzt machte in jenen Tagen Hausbesuche. Außerhalb der Krankenhäuser gab es keine Medikamente. Ich weiß nicht mehr, wer meinem Vater den Totenschein ausstellte. Obwohl mein Vater in seiner Heimatstadt ein bekannter Mann war, persönlich auch einige Tischler kannte, gelang es ihm 14 Tage nach der Besetzung der Stadt durch die Rote Armee nicht, einen Sarg zu bekommen. Der Friedhofsverwalter wies ihm zwar die Grabstelle für meine Großmutter zu, aber er machte gleich klar, dass er keine Leute hat und das Grab von meinem Vater selbst auszuheben sei. Die beiden Jungs halfen meinem Vater dabei. Mein Vater schob meiner Großmutter zur Stabilisierung ein Sofakissen unter Kopf und Nacken, wickelte sie dann fest in zwei Wolldecken ein und verschnürte alles mit einer Wäscheleine. Der Friedhofsgärtner lieh uns den Transportwagen, auf denen bei Beerdigungen die Särge von der Kapelle zur Grabstelle geschoben wurden. Mein Vater und die beiden Jungs trugen die Tote auf den Wagen und schoben ihn dann etwa 1 km bis zum Friedhof. Meine Mutter und wir drei Töchter folgten.

Jetzt kam die Schwierigkeit, die Tote in das Grab hinunterzubekommen. Mit zwei untergeschobenen Seilen wurde versucht, sie anzuheben und in das Grab hinabzulassen. Aber schon beim Anheben rutschte der Körper weg und drehte sich. Auch der zweite Versuch, den Körper in die Grube zu senken, gelang nicht. Für meine Mutter war es eine fürchterliche Tortur. Wir führten sie vom Grab weg, gingen mit ihr auf dem Friedhof spazieren und versuchten sie zu beruhigen. Erst als das Grab geschlossen war und mein Vater einen Strauß grüner Zweige auf den Hügel gesteckt hatte, führten wir sie wieder an das Grab. Mein Vater musste ihr wieder und wieder versichern, dass meine

Großmutter richtig im Grab liegt, mit dem Gesicht nach oben. Ob sie es ihm geglaubt hat? Sie hat es bis zu ihrem eigenen Tod nie verwunden, dass sie ihrer Mutter kein "ordentliches" Begräbnis geben konnte. Wir mussten sie immer wieder einmal daran erinnern, wie viele Menschen während des letzten Krieges elendig verreckt sind und irgendwie – wenn überhaupt - verscharrt wurden.

Ganz allmählich normalisierte sich das Leben wieder. Die russische Kommandantur griff jetzt hart durch, wenn ihr Übergriffe auf Zivilisten bekannt wurden. Das verursachte ein gewisses Gefühl von Sicherheit. Die größte Sorge war die Beschaffung von Nahrungsmitteln. Mein Vater ging an manchen Sonntagen bis zu 30 km zu Fuß, um bei Bauern, die er von früher her kannte, für uns um Lebensmittel zu bitten. Zwei Liter Milch und ein paar Eier waren meistens alles, was er nach Hause brachte. Wir hatten keine Wertsachen zum Tauschen und kein Geld, um Schwarzmarktpreise zu bezahlen. In dieser schlimmen Mangelsituation war der Geldwert stark gesunken. Auf dem Schwarzmarkt musste man für ein Brot 25 bis 30 Mark, für 500 g Butter 500 Mark bezahlen. Ein halber Liter Speiseöl kostete 80 Mark. Das sind ein paar Preise, die ich noch in Erinnerung habe. Es wurden zum Glück bald wieder Lebensmittelkarten ausgegeben, die eine geringe Grund-Versorgung zu normalen Preisen sicherten. Die Brotrationen waren so knapp, dass keiner davon satt werden konnte. Die Brotscheiben wurden bei uns genau abgezählt zugeteilt. Mir ist damals so manches Mal vor Hunger schlecht und vor den Augen schwarz geworden.

Hinter unserem Haus lag ein Stück Brachland - ein ehemaliger Holzplatz der Stadtgärtnerei, der inzwischen zum Müllplatz verkommen war. Dort räumten wir uns ein Stück frei - wir wühlten wirklich im Dreck, wie auf einer Müllhalde - , verteilten zum Schluss die abgeschüttete Asche gleichmäßig, gruben den Boden um und pflanzten Kartoffeln (Frühjahr 1946). Wir hatten im Herbst eine fantastische Ernte! Ich wundere mich heute noch, dass uns niemand die Kartoffeln gestohlen hat. Ungefähr acht Wochen nach Kriegsende kam die Schwester meines Vaters in ihre Wohnung, in die wir uns einquartiert hatten, zurück. Zuerst freudiges Wiedersehen, ihrerseits auch Verständnis für unsere Situation. Aber die Wohnung war für sechs Personen einfach zu klein. Für Ulla und mich wurde zwar eine Schlafstelle in der Nachbarschaft gefunden, aber das konnte alles kein lang andauernder Zustand sein. Es kam zwangsläufig zu Streitereien zwischen den Schwägerinnen. Einmal z. B. nur um die abgezählten Streichhölzer zum Gasanzünden.

Wieder trat ein Glücksfall ein, der uns eine eigene Wohnung bescherte. Ein Ehepaar, das eine gleiche Wohnung bewohnte, wollte nach Thüringen zu Verwandten umziehen. Bis der Umzug aber wirklich vonstatten gehen könnte, würden wahrscheinlich Monate vergehen, weil es noch nicht wieder möglich war, private Transporte durchzuführen, und die Genehmigungsverfahren bei den Russen sehr kompliziert und langwierig waren. Die Leute konnten bei ihren Verwandten schon wohnen und bekamen so sehr schnell die Genehmigung zur Umsiedlung nach Thüringen. Für die Zwischenzeit, bis sie ihre Möbel nachholen könnten, suchten sie verlässliche Untermieter. Wir zogen also mit unseren paar Habseligkeiten, die sich durch den Tod meiner Großmutter um etwas Wäsche und Geschirr vergrößert hatten, in die möblierte Wohnung. Später gelang es auch meinem Vater, unsere eigenen Möbel, die ein Bauer für uns sichergestellt hatte, zu uns zu holen.

## 5.

Mir ist beim Schreiben manches Mal die Frage gekommen, ob meine Nachfahren überhaupt Interesse an dem ganzen Kleinkram haben werden, den ich aufgeschrieben habe. Mit zunehmendem Alter wurde mir immer mehr bewusst, wie wenig ich über meine Altvorderen weiß. Von den Eltern wird man ca. 20 Jahre sehr eng auf seinem Lebensweg begleitet und sie kennen ihre Kinder sehr genau. Aber wie weit kennt man seine Eltern? Aus meiner Erfahrung weiß ich, dass man in der Jugend ganz andere Dinge für wichtig hält und die Nachfrage nach Herkunft und Familie in den Hintergrund tritt. Meinen Nachkommen wollte ich ein ganz persönliches Zeitbild hinterlassen.

Unter den zur Zeit auf der Erde lebenden mehr als 6 Milliarden Menschen, bin ich nur eine der vielen, vielen namenlosen Frauen der Weltgeschichte, die geboren werden, ihr Leben leben und wieder von der Bildfläche verschwinden. Ich habe nichts Außergewöhnliches geleistet, was ich unbedingt der Weltöffentlichkeit verkünden müsste. Aber ich wollte, dass meine Kinder und Kindeskinde wissen, wie ich gelebt habe, denn einen Teil meiner Gene habe ich an sie weitergegeben. Es wäre schön, wenn sie auch ein wenig die Zeit verstehen lernten, in die ich hineingeboren wurde. Meiner Familie und mir ist es, bezogen auf das 20. Jahrhundert, trotz Krieg und Zerstörung verhältnismäßig gut gegangen, wenn ich dagegen die Milliarden betrachte, die im Elend leben und täglich ums Überleben kämpfen.

Wo steht die Menschheit heute? Haben es Millionen Tote geschafft, dass Menschen ablassen von Krieg, Mord, Folterungen und Vergewaltigungen?

Ich habe den Glauben an einen weltweiten Humanismus verloren. Die Lernfähigkeit des menschlichen Geistes scheint an Grenzen zu stoßen, zumindest in humanitären Bereichen. Der Mensch hat es nicht verstanden, seine primitiven Urinstinkte im Laufe seiner Evolutions-Geschichte zu ersticken oder zu wandeln. Juden, Christen, Moslems beten alle zu dem "einzig wahren, alleinigen Gott"! Wo bleibt die Vernunft und der Verstand?

Meinen Nachfahren wünsche ich ein Leben in einer friedlichen Welt, damit sich jeder nach seinen Fähigkeiten entwickeln kann.

Käthe Müller

**„Es war für mich ein ungeheurer Umerziehungsprozess“**

*Käthe Müller erlebte das Kriegsende als Neunzehnjährige in einer Antifaschule in Kreckow bei Stettin.*

Kriegslied

’s ist Krieg! ’s ist Krieg! O Gottes Engel wehre,  
Und rede du darein!  
’s ist leider Krieg – und ich begehre  
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt’ ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen  
Und blutig, bleich und blass,  
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen  
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,  
Verstümmelt und halb tot  
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten  
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,  
So glücklich vor dem Krieg,  
nun alle elend, alle arme Leute,  
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch und ihre Nöten  
Freund, Freund und Feind ins Grab  
Versammelten, und mir zu Ehren krächten  
Von einer Leich herab?

Was hül’f mir Kron’ und Land und Gold und Ehre?  
Die könnten mich nicht freun!  
’s ist leider Krieg – und ich begehre,  
Nicht schuld daran zu sein!

Matthias Claudius (1740 – 1815)

Lange habe ich nach diesem Gedicht gesucht, um meine Verfassung am Ende des Zweiten Weltkrieges ausdrücken zu können, und ich kann nicht sagen, wie oft ich Anlass hatte, es innerhalb meines fast 80jährigen Lebens zu zitieren.

1990 sagte Richard von Weizsäcker: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Niemand wird um dieser Befreiung willen vergessen, welche schweren Leiden mit dem 8. Mai erst begannen und danach folgten. Aber wir dürfen nicht am Ende des Krieges die Ursache für Flucht, Vertreibung und Unfreiheit sehen. Sie liegt vielmehr in seinem Anfang und im Beginn jener Gewaltherrschaft, die zum Kriege führte. Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.“ Dieses Zitat trifft auf mein Leben vollinhaltlich zu.

Am 8. Mai 1945 war ich auf der antifaschistischen Frontschule des Nationalkomitees Freies Deutschland in Kreckow bei Stettin. Nachdem mein wiederholter Versuch, nach Hause zu kommen, gescheitert war, boten mir auf der sowjetischen Kommandantur aus der Emigration zurückgekehrte antifaschistische Widerstandskämpfer an, die Möglichkeit dieses Schulbesuches zu nutzen, da ich sowieso allein und mittellos auf der Straße stand. Zugleich sahen sie in mir eine Kriegsdienstmaid, eine BDM-Führerin und eine Abiturientin, die von 12 Schuljahren elf innerhalb des Dritten Reiches absolviert hatte. Dieses Angebot war eine Antwort auf die Frage: Kann man diese Jugend umerziehen?

Ob und wie der 8. Mai 1945 begangen wurde, kann ich nicht sagen, weil ich damals mit meiner eigenen Bilanz vollständig beschäftigt war. Erst in einem Prozess des Lernens und Verstehens bekam der 8. Mai in meinem Leben einen gebührenden Platz, worüber ich gern später berichte.

Wie kam es dazu, dass ich auf der Frontschule landete? Wir Kriegsdienstmaidens in Peenemünde wurden Ende März 1945 plötzlich entlassen, meine Mutter war bereits mit einem Hausboot aus Stettin geflüchtet, mein Bruder war Soldat, meine Schwester in der Kinderlandverschickung. Wohin sollte ich mich wenden, wenn selbst unsere Vorgesetzten im Kriegshilfsdienst nicht mehr wussten, wozu sie uns noch einsetzen könnten. Eine Schulfreundin lud mich zu ihren Verwandten auf Rügen ein, wohin ich dann auch mehr oder weniger glücklich gelangte, denn es gab keine geregelten Verkehrsverhältnisse mehr.



Nach meinem 19. Geburtstag am 7. April 1945 unternahmen meine Freundin, ihre Mutter und ich die erste Erkundungsfahrt nach Stettin, um Rückkehrmöglichkeiten zu prüfen. Meine Aussichten waren sehr gut, und ich war entschlossen, sobald wie möglich erneut zu starten und unser Lebensmittelgeschäft wiederzueröffnen. Nachdem der erste Versuch am zu schweren Gepäck gescheitert war, gelang der zweite mit dem aus einem Faltenrock genähten Rucksack gut, wenn man eine Reise per Anhalter auf Panjewagen, mit dem LKW, aber auch lange Strecken zu Fuß so nennen kann. Zwei Tage brauchte ich dazu, zum Schluss noch in Gesellschaft von zwei Frauen mit einem Handwagen und einem Kind darauf. Wir hatten das gleiche Ziel und den gleichen Misserfolg: Am Ende unseres Weges lag vor uns unsere Heimatstadt, die nicht zertrümmert war, die noch teils russisch, aber schon teils polnisch besetzt war. Wir befanden uns in einer aussichtslosen Situation.

Deshalb war es für mich ein Glücksfall, auf der Kommandantur auf Menschen zu treffen, die mich aufnahmen, auf Menschen, die ebenso gut mit mir hätten rechten können, die allen Grund gehabt hätten, mich zu verurteilen und mich meinem Schicksal zu überlassen. Es waren dies Aenne Kundermann, Adam Scharrer, Kurt Bürger und – vermutlich der bekannteste – Willi Bredel. Das waren einige der Genossen, die sich meiner annahmen. Wir waren zu viert, die beiden Frauen, der Junge und ich, wir hätten weder nach Stettin weiter können, noch hätten wir dort andere Lebensmöglichkeiten finden können. So sorgten die beiden schon etwas älteren Frauen in den uns zugewiesenen Unterkünften für Sauberkeit und Ordnung, und ich ging zur Schule, zusammen mit etwa 100 jungen Kriegsgefangenen.

Wer nicht dabei gewesen ist, kann sich nicht vorstellen, wie das ist, wenn zwischen allem Chaos ringsum ein geradezu friedensmäßiges Leben geführt wird. Ringsum war der Ort menschenleer, weil alle Einwohner evakuiert oder geflüchtet waren. Kriegseinwirkungen, Bandenkriege und Frontkämpfe hatten in diesem Gebiet ihre Spuren hinterlassen. Ich wusste bereits aus eigener Erfahrung was das bedeutete. Als ich noch Schülerin war, saßen wir nachts wegen der anglo-amerikanischen Luftangriffe im Keller und morgens wurden wir per LKW zu den meistgetroffenen Gegenden gefahren, um aufzuräumen. Schon damals hatte ich erste Begegnungen mit Leichen. Das häufte sich zum Kriegsende immer mehr, denn die Nazis erhängten öffentlich desertierte Soldaten, und später wurden auf Stalins Befehl Sowjetsoldaten aufgehängt, die geplündert und vergewaltigt hatten.

Von Ende April bis zum 6. Juni blieb ich auf der Schule, die dann nach Rüdersdorf bei Berlin verlegt wurde. Ich fuhr mit. Es ist nicht zu beschreiben, wie bei allem Vorbehalt diese Frontschule auf mich gewirkt hat. Als dann die Landesregierung in Schwerin gebildet wurde, nahm man mich auch dorthin mit, gab mir kurzzeitig Arbeit im Kinderheim in Waren-Müritz, und im Juli/August kehrte ich nach Bergen auf Rügen zurück.

Es war für mich ein ungeheurer Umerziehungsprozess, den ich durchlief; denn was sagten mir schon Marxismus-Leninismus, was Heine, was Ostrowski? Was mich hingegen sofort ganz fesselte, das waren die niveaullernen Musikabende und Dichterlesungen. Sowohl die Kommunisten, die aus der Emigration gekommen waren, als auch die, die aus den Konzentrationslagern in der Kommandantur auftauchten und sich mit ihren Kampfgefährten in der Schule trafen, machten auf mich einen unauslöschlichen Eindruck. Denn aus der Schulzeit und der Nazipropaganda kannte ich nur Stuhlbeinkommunisten, was bedeutete: hirnlose Schläger. Stattdessen sprachen mit mir Persönlichkeiten, deren Bild ich zeitlebens nicht vergessen kann. Es waren insbesondere zwei Begegnungen, die fortan meinen Lebensweg bestimmten.

Kurt Bürger trat mir in einer russischen Offiziersuniform entgegen. Es genierte mich, dass dieser kräftige Hüne mit dem wunderbaren Deutsch und dem verständnisvollen, souveränen Auftreten in so kurzen klobigen Kommissstiefeln steckte. Er flößte mir grenzenloses Vertrauen ein. Man muss immer bedenken, dass ich vorher allen diesen Menschen feindlich gesonnen war, und das Bild in meinem Ausweis zeigte mich in der BDM-Uniform, als Anhängerin der ihnen verhassten Nazis. Kurt Bürger erfuhr es nicht, dass er mich zeitlebens begleitete, denn er verließ mit den anderen Deutschen Anfang Juni die Antifa-Schule, um die Landesregierung in Mecklenburg-Vorpommern aufzubauen. Als ich in den 70er Jahren in Berlin-Hohenschönhausen die Traditionsarbeit leitete, beantragte eine Schule den Namen Kurt Bürger. Wie stolz war ich, diese bedeutende Persönlichkeit kennen gelernt zu haben, so konnte ich auch dieses Vorhaben aktiv begleiten. Ich bedauere sehr, dass diese mutigen Antifaschisten in unseren Tagen nicht mehr für würdig erachtet werden, einer Schule ihren Namen zu geben, damit die Kinder ihrem humanistischen Leben nacheifern können. Mir haben diese Traditionen viel bedeutet.

Gottfried Grünberg ist mir nur ganz kurz begegnet, aber sein Eindruck auf

mich blieb ebenso richtungsweisend. Ich gehörte zu denen, die nach der Antifa-Schule aktiv in den Neuaufbau einbezogen wurden. Obwohl sich Gottfried Grünberg sicher nicht mehr an mich erinnern konnte, bat ich ihn viele Jahre später, mir behilflich zu sein, dass mein Mann und ich wohnungs- und arbeitsmäßig an einem Ort wirken könnten. Er, Gottfried Grünberg, war inzwischen mein Volksbildungsminister in Schwerin geworden.

Unbeantwortet blieben unmittelbar nach dem Krieg Fragen nach meiner Familie: wohin sollte ich mich wenden? Unklar war auch meine berufliche Zukunft: Was sollte aus mir werden? Ich war 1926 in Stettin geboren worden und wuchs in einer Großfamilie von Handwerkern und Kaufleuten auf. Alle wirkten ziemlich nahe beieinander, ich selbst hatte drei Geschwister, so dass meine Kindheit sehr glücklich und behütet verlief. Das änderte sich auch nicht, als meine Eltern etwas weiter weg von meinen Verwandten bauten und ich eingeschult wurde. Politisch verhielten sie sich neutral, und ich merkte nicht, wie ich in den Faschismus hineinwuchs. Ich fütterte Seidenraupen (für Fallschirmseide), strickte Socken und Handschuhe für Verwundete, damit sie schnell wieder an die Front können, übte Kulturprogramme mit meiner Jungmädelsgruppe ein, die wir dann den Lazarettinsassen zu Gehör brachten. Normalität war der Aufenthalt im Keller, wenn die Sirenen Fliegeralarm anmeldeten, Normalität war, dass die Jungen in meiner Klasse in Uniform saßen, damit sie bei Fliegeralarm sofort zu ihrer Flakstellung laufen konnten, um feindliche Flugzeuge abzuschießen, und Normalität war auch, dass ich im Kriegshilfsdienst Schützengräben in Lebehnke bei Schneidemühl aushob und in der Munitionsfabrik in Peenemünde arbeitete.

An dem folgenden Beispiel möchte ich noch einmal zeigen, wie problematisch sich meine Rückkehr ins Nachkriegsleben unter völlig veränderten politischen Gesichtspunkten gestaltete. Meine väterlichen Freunde meinten es gut mit mir, als sie mich nach Bergen zurückbrachten und zusammen mit Rudi Reichert für den Aufbau eines antifaschistischen Jugendausschusses verantwortlich machten. Was stellten wir nicht alles auf die Beine, rasten mit dem Motorrad über die Insel, um die enttäuschten und um ihre Jugend betrogenen Jungen und Mädchen für ein neues Leben zu gewinnen. Zu Weihnachten ließ ich beim Bäcker aus einem Zentner Mehl Gebäck backen, lud zu einer Vorweihnachtsfeier ein, organisierte alles bis ins Kleinste, und viele, viele kamen. Aber sie kamen nur wegen der Kekse, danach verschwanden sie heimlich, unheimlich, und ich kam zur Besinnung: Wie wollte ich, eine ehemalige BDM-Führerin, mit den alten Methoden eine

neue Lebenseinstellung und vor allem wieder Mut zum Leben schaffen?

Dass ich eine falsche Einstellung hatte, bestätigte man mir auch in der Uni Greifswald, wo ich wegen eines Studienplatzes nachfragte: “Legen Sie erst einmal Ihre faschistische Vergangenheit ab,“ wurde mir ans Herz gelegt. So blieb ich wieder auf der Strecke.

Aber ich hatte schon einen Teil meiner Familie gefunden, meine Mutter befand sich noch auf dem Hausboot in Darguhn, auch meine Schwester, beide hatten Typhus. Während ich die Mutter ins Krankenhaus brachte, nahm ich die Schwester mit zu mir nach Bergen, zu Fuß, per Anhalter und mit dem Handwagen. Bis zum Frühjahr 1946 behielt ich sie bei mir; als ich dann in Putbus einen Lehrerbildungskurs besuchen konnte, brachte ich sie zur Mutter zurück, deren Hausboot inzwischen beschlagnahmt worden war. Es dauerte noch bis Ende 1946, bis die Familie endlich wieder zusammengefunden hatte.

Dieter Otto

## **„Jetzt werden wir alle erschossen“**

*Dieter Otto erlebte das Kriegsende als Elfjähriger auf der Flucht in einem Dorf in Elbnähe.*

### 1.

Am Morgen des ersten Tages des Jahres 1945, das für die ganze Welt endlich den so lange erhofften Frieden bringen sollte, stand ich zusammen mit der Tochter unserer Quartiergeberin hoch oben am Dachfenster des kleinen Siedlungshauses am Rande von Gransee. Wir machten uns einen Jux, die wenigen Passanten, die unten auf der Straße an unserem Grundstück vorbeiliefen, mit Schneebällen vom frischen Schnee, der in der Silvesternacht gefallen war, zu bewerfen. Wir waren beide recht übermütig und jedem, der wegen der unerwarteten Belästigung etwa zornig zu uns nach oben schaute, riefen wir ein frohes "Prosit Neujahr!" ins Gesicht.

Wenn wir nur im geringsten geahnt hätten, was uns in den kommenden Monaten noch so alles an Angst und Schrecken bevorstand, wären wir sicher nicht so unbeschwert gewesen. Unsere Fröhlichkeit stand aber auch ganz im Widerspruch zu dem, was wir in den Tagen unmittelbar danach auf der Straße, die an unserer Siedlung vorbeilief, zu sehen bekamen. Fast täglich zogen auf einmal lange Flüchtlingstrecks an uns vorbei. Anfänglich haben wir uns als Kinder noch amüsiert über die kuriosesten Wagenaufbauten, wo die armen Menschen auf ihrer langen Wanderung vor der eisigen Kälte des Nachts Unterschlupf suchten, über die vielen Haushaltsgegenstände, die überall herumhingen, über die alten ausgemergelten Pferde, die nur mühsam die mit riesigen Lasten überladenen Wagen über das rumpelige Kopfsteinpflaster zogen. Solche Bilder kannte man bis dahin nur von irgendwelchen Abenteuer- oder Kriegsfilmen über das Mittelalter, den 30-jährigen Krieg oder die Schlachten, die der "Alte Fritz" schlug. Nun war es plötzlich kein Kino mehr, sondern erschreckende Realität, und langsam setzte sich auch bei uns die Erkenntnis durch, was für persönliches Leid hinter all dem steckte, was uns Kindern anfänglich so schnurrig erschien.

Schon im Oktober 1944 waren die ersten Sowjetsoldaten in Ostpreußen eingedrungen und der Krieg nun endgültig dahin zurückgekehrt, von wo er

seinen Ausgang genommen hatte. Neujahr 1945 stand die Rote Armee bereits an der Weichsel, nur noch 500 Kilometer von der Reichshauptstadt entfernt. Im Spätherbst des Jahres 1943 hatte ich zusammen mit meiner Mutter und meiner kleinen, fünf Jahre jüngeren Schwester die Reichshauptstadt, meine Heimatstadt Berlin, wegen der fortwährenden Bombenangriffe verlassen. Nun hatten wir bei einer Kriegerwitwe und ihren beiden Töchtern, deren älteste in meinem Alter war, am Rande von Gransee Unterschlupf gefunden. Der ältere Sohn des Hauses leistete seinen „Arbeitsdienst“. Noch waren wir guter Dinge und hofften auf eine baldige, natürlich „siegreiche“ Beendigung des Krieges. Die Russen waren nun zwar in Ostpreußen – doch bis hier zu uns, war es noch weit – so dachten wir jedenfalls.

## 2.

Doch die Westalliierten bedrängten Stalin, endlich die Ostfront voranzutreiben, um sie zu entlasten, und am Morgen des 12. Januar 1945 war es dann so weit: Die Rote Armee eröffnete ihre große Winteroffensive auf einem Abschnitt von über 1.200 Kilometern zwischen der Ostsee und den Karpaten. Im Verlauf der nächsten zwei Wochen wurden Rumänien, Polen, Ungarn und weite Gebiete der Tschechoslowakei besetzt.

Wir aber hier in Gransee lebten immer noch friedlich und glücklich in den Tag hinein, so als gäbe es draußen im Lande keinen Krieg mehr. Soweit ich mich erinnern kann, wurde in Gransee während dieser Tage auch Fliegeralarm gegeben. Nur am Tage, wenn der Himmel frostig klar war, konnte man in großer Höhe am Ende der weißen Kondensstreifen, die sich manchmal über das halbe Firmament ausbreiteten, wie kleine Silberpfeile die riesigen Bomberverbände beobachten, die sich wieder mit ihrer todbringenden Last der Reichshauptstadt näherten. Dann kam es zuweilen vor, dass es Haufen von Stanniolpapierstreifen vom Himmel regnete, die von den alliierten Maschinen abgeworfen wurden, um den deutschen Funkverkehr zu stören und das Abhören der Kommunikation unter den feindlichen Verbänden zu erschweren. Das war aber auch alles, was auf uns herabfiel. Dass es einmal auch Bomben sein könnten, daran glaubten wir nicht. Während in Berlin und anderen Großstädten die armen Menschen in Kellern und Bunker um ihr Leben zitterten, saßen wir wegen der Stromsperrungen öfter bei Kerzenschein vor dem warmen Ofen und sangen die schönen alten deutschen Volkslieder, während unsere Mutter uns am Klavier begleitete.

Und mit dem Monat März waren dann die ersten linden Düfte ins Land

gezogen, viel früher als erwartet. Die Kinder der Siedlung spielten ihr traditionelles Indianer-Spiel. Das taten sie schon jahrelang. Man konnte es an den entsprechenden Utensilien sehen, die der Sohn von Frau Fieting über all die Zeit, die er noch im Hause war, in vielen großen Kartons angesammelt hatte. Da war ein herrlicher Federschmuck, lange Lanzen, Flitzbogen mit Pfeilen in einem reich verzierten Köcher, gefährlich aussehende Keulen und vieles andere mehr. Über die Jahre hatte sich eine gefestigte Stammeshierarchie herausgebildet. Da musste ich als Fremder ganz unten anfangen. Es sei denn, ich spielte freiwillig das "Bleichgesicht". Aber am Marterpfahl wollte ich ja nun auch nicht gleich am ersten Tage enden. Die Umgebung der Siedlung war wie geschaffen für Indianer-Spiele: Dichte Wälder mit Höhlen, dann aber auch wieder weite Waldwiesen und auch Sandberge, in denen man sich so schön vergraben und verstecken konnte. Zu dem Indianer-Spiel kamen auch Jungen aus der Stadt und die Indianer der angrenzenden Dörfer gehörten natürlich zu einem anderen Stamm und waren unsere "Feinde" - wie sollte es auch anders sein. Überall war Krieg – so auch beim Spielen! Obgleich ich nun schon wieder Gefahr lief, von irgendeinem "Stammesfremdling" verprügelt zu werden, machte es trotzdem riesigen Spaß.

Wir hatten den Krieg völlig vergessen - doch dann kam der 16. April 1945. An jenem Tag überschritten sowjetische Soldaten unter Marschall Shukow in breiter Front die Oder und die Neiße und setzten zum Sturm auf Berlin an. Bereits am 19. April erreichten die Spitzen der Roten Armee den südlichen und südwestlichen Teil von Berlin. Nun bekamen wir auch langsam Angst.

### 3.

Und dann war es plötzlich so weit, ich erlebte meine erste „Feindberührung“. Eines Tages, als ich von der Schule den Berg hinauf zur Siedlung kam, sah und hörte ich ein russisches Flugzeug, wie es im Tiefflug das Bahnhofsgelände anflog. Als die ersten Maschinengewehrsalven aus den Tragflächen des Flugzeuges aufblitzten, versuchte ich schnellstens hinter einer der dicken Pappeln, die meinen Weg säumten, in Deckung zu gehen. Ich warf mich lang auf die Erde, immer bestrebt, in den Sichtschatten des Baumes zu kommen. Obwohl ich mir eingestehen musste, dass der Pilot sicher ein anderes Angriffsziel suchte, als ausgerechnet mich, klopfte mir doch ganz schön das Herz. Solch direkte Konfrontation mit einem unserer Feinde hatte ich ja bis dahin noch nicht erlebt.

Und dann nahm ein Kompanie der Waffen-SS direkt hinter unserer Siedlung

auf einer Waldlichtung Quartier. Natürlich war den jungen Landsern auf ihrem Weg in die oder von der Stadt, der sie zwangsläufig bei uns am Haus vorbeiführte, unser obligatorischer abendlicher Gesang nicht entgangen. So dauerte es denn auch nicht lange, und wir hatten fast täglich zu abendlicher Stunde immer zwei oder drei Männerstimmen dabei, die unseren Gesang tatkräftig unterstützten. Die noch recht jugendlichen, gerade mal zum Wehrdienst eingezogenen Soldaten, die alle Angst hatten, noch so kurz vor Toresschluss ihr junges Leben für eine Sache zu opfern, an die schon keiner mehr so richtig glaubte, freuten sich jedes Mal, für ein oder zwei Stunden nicht daran denken zu müssen. Allerdings kamen sie nicht nur, um kräftig mitzusingen. Sehr bald merkten wir Kinder auch, dass natürlich unsere mit 34 Jahren noch sehr jugendlich wirkende Mutter nicht nur ihres Gesanges wegen von ihnen schwärmerisch umworben wurde.

Am 16. April 1945 hatte der Sturm auf die Reichshauptstadt begonnen, am 29. April stand die Reichskanzlei zum ersten Mal unter direktem Beschuss sowjetischer Artillerie. Die Russen standen bereits am Potsdamer Platz. Schon Tage zuvor, genau 10 Tage vor der endgültigen Einnahme Berlins, hatten Hitlers Stellvertreter Reichsmarschall Hermann Göring und Reichsführer der SS Heinrich Himmler den Führerbunker verlassen. Heinrich Himmler setzte sich zunächst in ein Mecklenburger Sanatorium ab. Auf seinem Weg dorthin besuchte er offensichtlich auch die SS-Kompanie, die bei uns im Wäldchen hinter der Siedlung Quartier bezogen hatte. Bevor er dort noch eine flammende Rede über den unvermeidlichen Endsieg hielt, muss er mit einem Begleiter einen kleinen Spaziergang durch unsere Siedlung gemacht haben. Ich kann mich jedenfalls erinnern, dass er dabei unmittelbar an mir vorübergegangen ist. Ich hatte mich richtig erschrocken, diesem gefürchteten Mann, den ich bis dato nur von Zeitungsbildern und Wochenschaunachrichten kannte, nun auf einmal so persönlich gegenüberzustehen.

Es war so, als ob die SS-Kompanie in unserem Wäldchen nur noch den Besuch ihres obersten Führers abwartete, dann wollte man sich ebenfalls "aus dem Staube machen". Was die Jungs erwartete, wenn auch sie in die Hände der Russen fielen, war ihnen bewusst. Deshalb hieß die Parole: so schnell wie möglich über die Elbe zum Amerikaner, ehe der ganze Strom von der Roten Armee abgeriegelt war. Die beiden Soldaten, die bei uns die ganzen Tage verbracht hatten, drängten uns, mit ihnen mitzufahren und sie überredeten ihren Hauptmann, uns mitzunehmen. So kam es denn dazu, dass wir ohne groß



zu überlegen, uns von einer zur anderen Stunde entschlossen, das gefährliche und ungewisse Abenteuer zu wagen. Auf die Mitnahme irgendwelcher Zivilisten war die Truppe natürlich nicht eingerichtet. Unsere Wirtsfrau mit ihrer kleinen Tochter durfte an der Seite des Hauptmanns im offenen Kübelwagen mitfahren. Wir anderen mussten uns in dem etwas klobigen Funkwagen der Kompanie so gut es ging einrichten. Ich lag recht unbequem mit angezogenen Knien direkt auf dem Bedienungspult. Die Anzahl der Decken reichte nicht aus, so dass ich doch noch den Druck etlicher Hebel und Schalter zu spüren bekam.

Um vor Tieffliegern einigermaßen sicher zu sein, machte sich die Kolonne auf den Weg, sobald die Dunkelheit hereingebrochen war. Da die Hauptchausseen mit Flüchtlingstrecks teilweise völlig verstopft waren, benutzten wir auch irgendwelche untergeordneten Landstraßen. Das hatte allerdings zur Folge, dass ich bei dem Gerumpel auf den vielfach unbefestigten Wegen fürchterlich hin- und herschaukelte und mir schnell überall blaue Flecken holte. Mein Martyrium vergrößerte sich noch, als die Kolonne mehrfach gezwungen war, plötzlich auf engstem Raume zu wenden, um die holprige Landstraße, die wir gerade gekommen waren, wieder zurückzufahren. Es kam nämlich vor, dass uns auf manchem Wege flüchtende Menschen entgegenkamen mit dem Ruf: "Zurück - zurück! - Die Russen sind schon im nächsten Dorf." Das zeigt sehr deutlich, in welcher permanenten Gefahr wir uns während unserer ganzen Exkursion befanden.

#### 4.

Als der Morgen des 30. April graute, waren wir bis nach Kyritz gekommen. Außerhalb der Stadt in einem kleinen Wäldchen machten wir während des Tages so gut getarnt wie möglich Station. Die nervliche Anspannung der vergangenen Nacht ließ mich nun auch jetzt am Tage nicht zur Ruhe kommen. Völlig apathisch betrachtete ich den ganzen aufgeregten Rummel um mich herum. Wir befanden uns inmitten einer SS-Kompanie! Wenn mir das jemand noch vor einer Woche gesagt hätte, ich hätte es nicht geglaubt. Unser Funkwagen stand unmittelbar neben einem riesigen Bombentrichter. Und in den warfen uns am Abend, kurz bevor wir zur Weiterfahrt starten wollten, die Soldaten in hohem Bogen. Wir hatten es uns schon wieder auf unseren Funkkästen "bequem" gemacht und warteten darauf, dass es nun aufs Neue weitergehen sollte, da wurden plötzlich die Türen aufgerissen und wir unsanft und ohne lange Vorwarnung wie eben geschildert in den Bombentrichter

expediert. Was war geschehen? Über uns waren unvermutet plötzlich russische Tiefflieger aufgetaucht. Trotz der bereits eingetretenen Dunkelheit war der Wald mit einem Mal ganz gespenstig in das helle Licht von Leuchtraketen getaucht. Mit jeder Sekunde erwarteten wir den Angriff - aber Gott sei Dank, alles blieb ruhig. Die Maschinen drehten wieder ab. Als wir völlig entnervt wieder in unseren Wagen krauchen wollten, wurde ein Funkspruch der Heeresleitung durchgegeben: "Heute Nachmittag ist der Führer und Reichskanzler des Großdeutschen Reiches Adolf Hitler im Kampf gegen den Bolschewismus in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei kämpfend gefallen!"

Wir alle waren in diesem Augenblick hinsichtlich der gerade mal überstandenen Gefahr noch so geschockt, dass uns selbst diese Nachricht nicht so recht erschrecken konnte. Bei den Soldaten selbst, die ja mal begeistert den Eid auf den „Führer“ geschworen hatten und einst bereit gewesen waren, für ihn in den Tode zu gehen, war zu diesem Zeitpunkt offensichtlich schon jeder Enthusiasmus geschwunden. Bei ihnen machten sich hinsichtlich der Formulierung "kämpfend gefallen" die ersten Zweifel bemerkbar, und diese formulierten sie auch. So etwas wäre noch vor Monaten unmöglich, wenn nicht sogar tödlich gewesen. Für uns aber war der Krieg noch lange nicht zu Ende. Die SS-Kompanie machte sich weiter auf den Weg in Richtung Elbe. Wir mussten, wie schon in der vergangenen Nacht, wiederum viele Umwege fahren. Endlich gegen Morgen hatten wir Havelberg erreicht. Die direkte Chaussee nach Sandau, wo man versuchen wollte, die Elbe zu überqueren, muss aus irgendeinem Grunde nicht befahrbar gewesen sein, denn die Kolonne wich plötzlich unerwartet in Richtung Osten aus. Als wir wiederum nach vielen Umwegen das Dorf Kamern erreichten, stoppte der Konvoi, und wir wurden urplötzlich mit unseren paar Habseligkeiten auf die Straße gesetzt. Die Kompanie bekäme jetzt direkte Feindberührung, hieß es, und da dürften sie Zivilisten nicht mehr bei sich behalten.

## 5.

Nun standen wir da. Ehe wir auch nur ein Wort der Erwiderung sagen konnten, war die Kompanie davongezogen. Der Hauptmann, mit unserer Wirtsfrau und Tochter im Wagen, musste vor dieser Aktion schon weiter entfernt gewesen sein, denn von Mutter und Kind war weit und breit nichts zu sehen. So bezogen wir erst einmal Quartier in einer Scheune, im ersten und besten Bauernhof, den wir fanden. Meine Mutter ging, um etwas Essbares für uns zu

erbetteln, und nachdem wir uns gestärkt hatten, machten wir es uns im weichen Heu bequem und holten erst einmal den Schlaf nach, den wir bis dato versäumt hatten. Ich glaube, wir schliefen bis zum nächsten Morgen durch.

Es war nun inzwischen schon der 2. Mai angebrochen. Auf der Dorfstraße herrschte eine hektische Betriebsamkeit. Versprengte Wehrmachtseinheiten strömten mal in die eine, mal in die andere Richtung. Es hieß, der Russe stehe unmittelbar vor dem Dorf und würde es in jeder Minute angreifen. Die Zivilbevölkerung solle das Dorf auf jeden Fall verlassen und sich auf die weiten Wiesen hinter dem Dorf begeben und dort in den Büschen am Graben Schutz suchen. So zogen wir denn los, nicht bevor ich mich jedoch auf dem Plumpsklo von meinen letzten faschistischen Utensilien trennte, unter anderem von meinem HJ-Abzeichen. Ich hatte dabei ein mir bis dato unbekanntes komisches Gefühl, so als wenn ich Verrat an Deutschland beginge. Meine Mutter hingegen war entsetzt, dass ich das Zeug immer noch mit mir herumschleppte.

Wir gingen also mit den übrigen Dorfbewohnern hinaus auf die weiten Wiesen, nur mit dem, was wir auf dem Körper trugen. Als einzige Last trug meine Mutter ihr geliebtes Akkordeon, von dem sie sich nicht trennen wollte. Bei den hohen Büschen an einem Wassergraben ließen wir uns nieder und tarnten uns so gut es ging. Unter uns waren auch einige „Fremdarbeiter“ aus dem Osten, Polen oder Russen, die im Dorf bei den Bauern beschäftigt waren. Vereinzelt liefen Soldaten an uns vorbei, ziellos mal in die eine, mal in die andere Richtung. Ich glaube, die Offiziere hatten die Übersicht über ihre Haufen völlig verloren.

Dann aber versammelte sich auf einmal eine große Menge Militär vor uns auf der Chaussee, die zu dem Dorf führte, aus dem wir kamen. Von unserer Stellung aus konnten wir die Straße gut beobachten. Es sah so aus, als wenn sie ihre Waffen auf das Gelände und das andere Dorf richteten, das hinter uns am Horizont sichtbar war. Wenn sie dort den Gegner vermuteten, dann mussten wir zwangsläufig zwischen die Fronten geraten. Uns wurde immer mulmiger zumute. Als wir jeden Augenblick den Angriff vermuteten und uns immer tiefer in das feuchte Gras verkrochen, stoben sie plötzlich alle auseinander. Russische Tiefflieger jagten über unsere Köpfe hinweg. Sie flogen so tief, dass man die Piloten deutlich erkennen konnte. Jetzt glaubten wir fest, unsere letzte Stunde hätte geschlagen und wir erwarteten die erste Maschinengewehrsalve. Aber nichts dergleichen geschah!

Die Piloten winkten aus ihren Kabinen! Wem winkten sie zu? Doch nicht etwa uns? Mitnichten - jetzt konnten auch wir es erkennen. Die „Ostarbeiterinnen“ schwenkten übergücklich ihre großen Kopftücher. Sie winkten ihren Landsleuten zu in der Hoffnung, nun bald nach Hause zu kommen. Da peitschten plötzlich Schüsse durch die Gegend. Die Russen schossen also doch? Wir duckten uns wieder ins Gras. Aber nein - deutsche Soldaten hatten die winkenden „Fremdarbeiterinnen“ feige erschossen. So schnell war ihr Traum von einer baldigen Heimkehr erloschen. Sie würden die Ihrigen nie wiedersehen. Wenn die Russen uns in dieser Situation vorgefunden hätten, wären wir bestimmt nicht mehr am Leben. Ich hätte sie verstehen können, wenn sie sich an uns gerächt hätten.

Nun strömten immer mehr deutsche Soldaten an uns vorbei über das Feld. Alle in Richtung Westen. Auch sie wollten sich jetzt zum Amerikaner jenseits der Elbe durchschlagen. Sie winkten uns, mit ihnen mitzukommen. "Aber nicht mit dem Akkordeon", meinte einer - "und der Russe bekommt es auch nicht!" Ich glaube, meine Mutter begriff gar nicht so schnell, was er tat. Im hohen Bogen hatte er ihr "bestes Stück" in den Bach geworfen. Sie guckte wie versteinert hinterher, als sich der Blasebalg voll Wasser sog und das Instrument langsam in dem trüben Wasser für immer versank!

Wir eilten den Landsern hinterher. In der nun langsam hereinbrechenden Dämmerung kamen wir an den toten Frauen vorbei. Dann erreichten wir, gerade als es dunkel wurde, das Dorf am Horizont - Neukamern. Am Ende der stockfinsternen Dorfstraße stand ein brennender Panzer. Ich riet, um diesen einen großen Bogen zu machen, falls sich noch scharfe Munition darin befinden sollte. Als wir den Wald erreichten, peitschten Schüsse durch die Nacht, nur noch wenige Meter von uns entfernt. "Haut hier ab, das ist zu gefährlich für euch!", rief uns ein Soldat entgegen, der hinter einem Baum Deckung genommen hatte. Wir taten, was er uns geraten hatte. Wir ergaben uns in unser Schicksal, kehrten um und gingen zum Dorf zurück. Zerschlagen war unsere Hoffnung, nun doch noch bis zur Elbe vorzudringen und zu den Amerikanern zu gelangen. Jetzt waren wir hoffnungslos den Russen in die Hände gegeben.

Erst heute, als ich meine Erlebnisse zu Papier bringe, habe ich erfahren, dass wir sowieso unser damaliges Ziel nie erreicht hätten. Die ach so gütigen Amerikaner hatten nämlich den Befehl, nur Armeeangehörige über die Elbe zu lassen. Zivilisten wurden unbarmherzig zurückgewiesen. Es soll den Fall

gegeben haben, dass sich flüchtende Zivilpersonen extra Uniformteile von gefallenen Soldaten übergezogen haben, nur um über die Elbe gelassen zu werden. Wir kamen zurück zum Dorf. Um den brennenden Panzer machten wir wieder einen Bogen und baten beim ersten besten Bauern um ein Quartier für die Nacht. Wir fanden eine Unterkunft in der Gesindestube. Ein Tisch, eine große Bank und ein paar Stühle - das war die ganze komfortable Möblierung des Raumes. Meine Mutter legte meine kleine Schwester auf den Tisch, sie legte sich auf zwei, drei Stühle davor, um meine Schwester festzuhalten, damit sie nicht vom Tisch stürzt. Ich legte mich mit der anderen Tochter unserer Granseer Wirtin, die ja nun auch noch bei uns war, auf die lange Bank. Wir versuchten, wie wir am besten Platz hatten. Es ging, wenn wir mit den Köpfen in entgegengesetzter Richtung lagen, dann konnten wir die Beine nebeneinander legen. Es war furchtbar hart und eng. Aber für diese eine Nacht wird es schon gehen, dachten wir. Wenn wir gewusst hätten, dass das unser Quartier für die ganze nächste Woche sein würde, hätten wir uns vor lauter Verzweiflung wahrscheinlich gar nicht erst hingelegt.

## 6.

Wir hatten uns gerade erst ausgestreckt, da wurde es laut im Hof und im Haus. Dann wurde die Tür aufgerissen und ein hereinstürmender russischer Offizier mit gezücktem großen Armeerevolver jagte uns von unserer Lagerstätte auf und drängte uns in die große Küche des Bauernhauses. Da waren schon alle Hausbewohner versammelt und standen fein ausgerichtet in einer Linie dicht aneinandergedrängt, wie zu einer Exekution. „Jetzt werden wir alle erschossen“, sagte meine Mutter ganz leise und ruhig zu mir und drückte uns Kinder an ihre Seite. Ich sah ganz gelassen auf den Revolver in der Hand des Offiziers, auf seine Uniform, dann in sein Gesicht. Er blickte ganz freundlich drein. Ich betrachtete ihn näher und bemerkte, dass er keine der zerlumpten dreckigen Uniformen der Russen trug, wie wir sie von Bildern aus der Wochenschau kannten. Er sah ganz schneidig aus und an der typischen eckigen Mütze bemerkte ich erst jetzt, dass wir keinen russischen, sondern einen polnischen Offizier vor uns hatten.

Auf einem nach dem Kriege in der Zeitung veröffentlichten Aufmarschplan der russischen Armeen ist zu erkennen, dass diese an ihren Flanken durch polnische Streitkräfte abgesichert wurden. So operierte im nördlichen Bereich neben der sowjetischen 1. Belorussischen Front die 1. Polnische Armee, von der wir nun einen Vertreter vor uns hatten. Ich habe nicht mehr in Erinnerung,

was er im Einzelnen von jedem wissen wollte. Ich kann mich nur noch erinnern, dass er einige Brocken deutsch sprach. Den Rest ließ er sich von den polnischen Fremdarbeiterinnen, die natürlich auch auf diesem Bauernhof ihren Zwangsdienst versahen, übersetzen. Dann deutete er an, dass wir uns wieder auf unsere Zimmer zurückziehen könnten. Meine Mutter blieb mit uns zögernd stehen. "Und wir werden nun nicht erschossen?", fragte sie ungläubig. Der Offizier, der ihre ängstliche Frage offenbar verstanden hatte, lachte, schüttelte verneinend den Kopf und sagte: "Alles Nazi - Propaganda!"

Schon am nächsten Tag trafen dann die Russen ein, finstere Gesellen. Wir trauten uns nicht auf die Straße, wir spielten nur noch in unserem Zimmer oder auf dem Hof. Ich kann mir heute nicht mehr vorstellen, wie wir es dort überhaupt sechs oder sieben lange Tage ausgehalten haben. Mit der Tochter unserer ehemaligen Wirtsfrau spielte ich "Himmel oder Hölle", ein idiotisches Spiel mit einem von vier Fingern zu bewegendes gefaltetes Papier. Je nach gewünschter Öffnung musste man seinen Partner küssen oder konnte ihm eine schallende Ohrfeige verpassen. Wir mussten das Spiel einwandfrei beherrscht haben, denn ich kann mich entsinnen, dass sich meine Mutter fürchterlich darüber aufregte, dass wir uns fortwährend küssten. Ansonsten bekamen wir von ihr nicht viel zu sehen. Im Nachbarhaus logierte der Dorfkommandant. Dort wurde bereits der Endsieg gefeiert, Tag für Tag. Und meine Mutter musste mitfeiern. Da waren die Russen unerbittlich. Wir aber wollten nach Berlin zurück. Der Kommandant schüttelte den Kopf, solange noch Krieg war: "Njet!"

Und es war immer noch Krieg. Am 5. Mai hatte meine kleine Schwester Geburtstag, ihren siebenten. Von einer der Polinnen, die sich auch immer noch auf dem Bauernhof aufhielten, bekam sie eine lilafarbene Haarschleife. Auf dem Misthaufen fand ich Reste einer Deutschlandkarte. Unser Gebiet bis hin nach Berlin war noch relativ gut erhalten. Jetzt schmiedete ich Pläne, wie wir laufen müssten. Dann, zwei Tage später war es endlich soweit. Am 7. Mai vor den Amerikanern allein und am 8. Mai in Berlin-Karlshorst vor allen Alliierten erfolgte die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Jetzt hatten unsere Russen Grund noch einmal so richtig zu feiern. "Woina kaputt! - Woina kaputt!" schriegen sie in einem fort und schwenkten die Wodkaflaschen.

7.

Endlich, endlich war nun der Krieg wirklich zu Ende. Bald sollten wir erfahren, wie viel Leid er über die ganze Welt gebracht hatte. 25 Millionen Soldaten waren gefallen, darunter 4 Millionen Deutsche. Von den Opfern unter der Zivilbevölkerung ganz zu schweigen, 6 Millionen wurden allein in den Konzentrationslagern umgebracht. Wie hatte doch Hitler am Beginn seiner Herrschaft so stolz verkündet: "Am deutschen Wesen soll die ganze Welt genesen!" Nun war auch der Kommandant bereit, uns einen Passierschein nach Berlin auszustellen. In unserem Haus hielt sich noch eine Flüchtlingsfamilie aus der Brillenstadt Rathenow auf. Die wollten auch nach Hause. Rathenow lag auf unserer Route, also zogen wir mit ihnen. Sie hatten einen kleinen Handwagen, und so konnte sich meine kleine Schwester auf dem langen Weg zu unserer ersten Zwischenstation ab und zu darauf ausruhen. Denn bis nach Rathenow waren es ca. 30 km. Ein schier endloser und beschwerlicher Weg für den ersten Tag und das gleich am Anfang unserer schwierigen Tour bis nach Berlin.

Über Rehberg, Molkenberg und Schollene erreichten wir Rathenow. Schon von weitem, wo die Chaussee hinter Schollene am Weißen Berg einen großen Bogen schlägt, konnten wir sehen, dass es an vielen Stellen der Stadt noch brannte. Unsere Weggefährten hatten Glück - wir hatten Glück. Ihr Haus, direkt im Schatten der St. Marien-Andreas-Kirche in der Altstadt gelegen, stand noch, wenn auch stark beschädigt, und so hatten auch wir ein Quartier für die erste Nacht. Wir müssen völlig am Boden gewesen sein, nach solcher, für uns völlig ungewohnten Strapaze. Doch am nächsten Morgen sind wir offensichtlich gleich wieder in aller Herrgottsfrühe aufgebrochen, denn auch für den nächsten Tag hatten wir uns ein gehöriges Stück vorgenommen. An die genaue Strecke, die wir an den nächsten zwei Tagen gewandert sind, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nur, dass wir am Abend des dritten Tages bis nach Nauen gekommen sind. Da es von Rathenow bis nach Nauen ca. 40 km sind, müssen wir unterwegs noch einmal übernachtet haben. Ich weiß aber weder wo, noch bei wem. Ich kann mich nur noch erinnern, dass wir an einem großen See vorbeikamen, auf dem die Russen nach ihrer Art, d.h. mit Handgranaten, "fischten". Wir erschrakten über die Detonationen und die hohen Wasserfontänen und dachten schon, der Krieg wäre doch noch nicht zu Ende. Aber die Russen lachten über unsere ängstlichen Gesichter und zeigten uns stolz ihre reichliche Beute.

Dann saß meine Mutter plötzlich auf einem Panjewagen und spielte russische Volkslieder auf einem Akkordeon. "Matka Artista bei Varieté ?", fragten die Russen und wollten uns am liebsten gar nicht weglassen. Für "Artista" (Künstler) hatten die Russen eine große Vorliebe, sie standen unter ihrem besonderen Schutz. Davon konnten wir nur profitieren. Auf diese Art bekamen wir aber wenigstens etwas zu essen. Wie wir überhaupt auf unserer ganzen Tour feststellen mussten, dass die Russen auch besonders zu uns Kindern überaus freundlich waren und wir schon deshalb keinen Hunger zu leiden hatten.

Wenn ich die Landkarte nach unserer damaligen Route befrage, dann kann der See, von dem die Rede war, nur der zwischen den Ortschaften Gräningen und Nennhausen sein. Das heißt also, dass wir die südliche Route gewählt hatten. Am Abend des dritten Tages also waren wir in Nauen. In der Bahnhofsstraße wies uns irgendetwas ein Quartier in einer ehemaligen HNO-Praxis zu. Hier trieb ich meine Späße mit dem Hohlspiegel auf der Stirn. Entweder hatten wir den nächsten Morgen verschlafen, oder aber wir brauchten viel Zeit, um etwas zum Frühstück zu erbetteln - jedenfalls müssen wir von Nauen aus sehr spät, vielleicht erst gegen Mittag losgezogen sein.

Es war inzwischen der 12. oder 13. Mai, aber wir hatten eine Temperatur wie Mitte August. Es herrschten ausgesprochene "Hundstage". Wir kamen nur mühsam voran. Die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf die ungeschützten Köpfe. Wir waren völlig durchgeschwitzt. Wir waren ja noch wintermäßig gekleidet. Meine Mutter zum Beispiel trug immer noch ihre Skihose. Meine Schwester hatte zwei ihrer Lieblingskleider übereinander an. Wer einen Blick auf die Landkarte wirft, kann erkennen, dass die Landstraße von Nauen in Richtung Berlin nichts für Fußgänger ist. Auf einer Länge von ca. 8 km bis nach Wustermark steht kein Haus, befindet sich kein Dorf an der Landstraße. Nur kahle Felder links und rechts, kaum ein Schatten spendender Baum. Es dauerte nicht lange und wir waren völlig ermattet vor Durst und Hitze. Wir hatten ja keinerlei Behälter, wo wir uns hätten etwas mitnehmen können.

Kein Mensch war weit und breit, den wir um einen Schluck Wasser hätten bitten können. Da kamen wir an einem großen Rhabarber-Feld vorbei. Der Rhabarber stand gut, war schon hochgewachsen, aber er war natürlich noch lange nicht reif. Giftig grün sah er aus und roh verzehrt schmeckte er natürlich sauer, so ungemein sauer, das gab es gar nicht. Aber wir quetschten die langen



störrischen Strünke und kauten solange darauf herum, bis sich Tropfen um Tropfen des sauren Saftes in unsere verdorrten Kehlen ergossen. Wir stürzten uns auf den Rhabarber wie das Volk Israel sich in der Wüste auf das Manna, das vom Himmel regnete, gestürzt haben mag. Wir waren etwas erleichtert und hatten wieder neuen Lebensmut bekommen - aber die Erquickung hielt nicht lange vor. Ich hatte das Gefühl, mein Durst wäre nun noch stärker als vorher. Wir konnten nicht weiter, und als wir in der Ferne auf der rechten Seite, vielleicht 800 bis 1.000 m von der Chaussee entfernt, eine kleine Wohnsiedlung entdeckten, wichen wir von unserer Route ab und beschlossen dort, wenn möglich, den nächsten Morgen abzuwarten.

Als wir in der schmucken Ansiedlung eintrafen, empfing uns eine frohe Meute, die um einen Brunnen saß und klares frisches Wasser schöpfte. Als ich darauf losstürmen wollte, hielt mich meine Mutter mit aller Gewalt zurück und warnte uns inständig, davon auch nur einen Tropfen zu trinken. Nach dem Genuss des rohen unreifen Rhabarbers könnte dies unser Tod sein! Zumindest könnten wir alle solche Magenkrämpfe bekommen, die unser Weiterkommen ernsthaft gefährden könnten, vom garantiert einsetzenden Durchfall ganz zu schweigen. So ergaben wir uns in unser Schicksal und benetzten nur vorsichtig unsere trockenen Lippen mit dem herrlich kühlen frischen Wasser. Wir blieben dort die Nacht und ruhten unsere zerschlagenen Körper auf einem Strohlager aus, das in dem Zimmer eines kleinen Hauses ausgebreitet war. Zu uns hatte sich ein junger Mann gesellt, der offensichtlich seine Wehrmachtsuniform gegen unverdächtige Zivilkleidung hatte tauschen können und der nun auch auf dem Wege zu seiner Mutter in Steglitz war. Meine Mutter hatte sich gleich geschickt an die Wand gebettet und uns drei Kinder zwischen sich und den ehemaligen Landser postiert. Man konnte ja nie wissen. Aber versucht hat er es offensichtlich trotzdem, obwohl wir Kinder mit im Raum waren, wie schon vorher bei den Russen in Neukamern. Nur dass diesmal meine Mutter ihre Zustimmung verweigern konnte, ohne sich fortwährend auf entsprechende Verbote des sowjetischen Kommandanten berufen zu müssen.

## 8.

Am Morgen des fünften Tages unserer Wanderschaft brachen wir früh auf. Ich nehme an, dass wir jetzt von dem herrlichen Wasser trinken durften. Ansonsten frage ich mich heute noch, wovon wir eigentlich die ganze Zeit gelebt haben. Kurz hinter Wustermark stießen wir auf eine Gruppe weiterer

Rückwanderer, die gerade mit einem auf einem Traktor sitzenden Russen verhandelten, damit er sie auf seinem Anhänger doch ein Stück mitnehmen soll. Der Russe sagte zu, und wir gesellten uns zu der Gruppe. Wie lange wir gefahren waren, weiß ich nicht mehr, es könnten durchaus 10 - 15 km gewesen sein, da löste sich plötzlich, aus welchem Grund auch immer, der Anhänger von der Zugmaschine. Wir riefen dem Russen, der dieses im ersten Augenblick offensichtlich gar nicht bemerkt hatte, ein lautes "Stoi!" hinterher. Dieser drehte sich kurz um, bemerkte das Malheur, grinste schadenfroh und fuhr, ohne sich weiter um seinen beladenen Anhänger zu kümmern, davon.

Wir waren anfänglich so geschockt, dass wir gar nicht bemerkten, dass sich dieses alles an einer stark abfälligen Stelle der Chaussee abspielte. Und ehe wir uns versahen, hatte der Anhänger, auf dem wir nun ängstlich kauerten, seine Fahrt auch ohne Traktor fortgesetzt und rollte unablässig die Chaussee hinunter. Das hätte alles sehr lustig sein können, wenn er auf der Fahrbahnmitte geblieben wäre. Aber das war nicht der Fall. Er steuerte beharrlich auf den nicht gerade flachen Straßengraben zu. Ich weiß nicht, ob noch jemand abgesprungen war und versucht hatte, den verhängnisvollen Lauf des Wagens zu stoppen. Es wäre wahrscheinlich auch gar nicht mehr möglich gewesen. Zu sehr hatte sich das Tempo inzwischen erhöht. Wir sahen uns schon alle in den tiefen Graben stürzen. Da veränderte plötzlich das Gefährt, mit dem wir so unheilvoll verbunden schienen, seine Richtung und stieß gegen einen der dicken Chausseebäume. Wir wirbelten zwar alle bei dem Anprall mächtig durcheinander, aber verletzt hatte sich offenbar niemand. Ein Sturz über Kopf in den Graben wäre mit Sicherheit nicht so glimpflich abgelaufen.

Als wir uns alle von dem Schrecken erholt hatten, machten wir uns mutig weiter auf den Weg. An Döberitz und Dallgow waren wir vorbeigefahren, jetzt erreichten wir bei Staaken die Stadtgrenze von Berlin. Hier begann die wie mit einem Lineal gezogene Heerstraße, Hitlers berühmte Ost-West-Achse, die schließlich nach ca. 18 km am Brandenburger Tor endet. Gleich hinter der Stadtgrenze hatten wir an einer Litfaßsäule einen Befehl der Sowjetischen Militäradministration gelesen, in dem vom augenblicklich herrschenden Ausnahmezustand und nächtlichen Sperrstunden die Rede war. Wer nach 18 Uhr noch auf der Straße angetroffen wurde, konnte ohne Anruf erschossen werden. Wir hatten selbstverständlich auch keine Uhr mehr bei uns - ein Deutscher hatte zu dieser Zeit eben keine Uhr - , um die Zeit zu kontrollieren. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, war es aber bereits Mittagszeit! Uns

blieben also nur noch sechs knappe Stunden.

Wenn man bedenkt, dass wir vom Brandenburger Tor auch noch mindestens 7 oder 8 km zu laufen hatten und an diesem Tag schon 4 bis 5 km in den Beinen hatten, dann würden es insgesamt wieder über 30 km werden, die wir zu absolvieren hätten. Und wir hatten diesmal keinen Handwagen zur Verfügung, wie am ersten Tag unserer Tour. Meine kleine Schwester musste nun die qualvollen nächsten Kilometer ganz allein bewältigen. Wir entschlossen uns trotzdem weiterzumachen. Der Drang, nun endlich nach Hause zu kommen, verlieh uns Flügel. Dann kamen uns Leute entgegen, die da meinten, dass die Innenbezirke wegen Seuchengefahr gesperrt seien. Trotzdem liefen wir unverdrossen weiter. Aber keine 5 bis 6 km weiter wurde unser bis dahin ungebrochener Optimismus bereits auf eine harte Probe gestellt.

Wir hatten Pichelsdorf erreicht. Wir waren heilfroh, als wir die Havelbrücke erreichten und diese unzerstört vorfanden. Eine gesprengte Brücke in dieser Region hätte unseren ganzen Plan zunichte gemacht. Im Süden lag der unüberwindbare Wannsee und im Norden hätten wir bis nach Spandau ausweichen müssen, um irgendwo die Havel zu überqueren. Wir wären dann an diesem Tag nicht mehr bis zum Rudolfplatz, wo wir immer noch auf ein unzerstörtes Haus mit unserer Berliner Wohnung hofften, gekommen. So aber gingen wir frohen Mutes nach Pichelswerder hinüber, in der Meinung, dass uns nun nichts mehr aufhalten könnte. Aber wir hatten nicht an den Stößensee gedacht und daran, dass hier noch eine zweite Brücke existierte. Aber sie existierte eben nicht mehr. Es hätte mich auch sehr gewundert, wenn die Nazis den Russen einen so freien Zugang über die Heerstraße gelassen hätten. Nun waren wir also doch, früher als gedacht, am Ende. Wir betrachteten traurig die ins Wasser hängende Brücke und ließen verzweifelt die Köpfe hängen. Nicht so der mit uns mitziehende Soldat, der auf jeden Fall heute noch zu seiner Mutter nach Steglitz kommen wollte.

Ihm war nämlich als erstem aufgefallen, dass die Brücke ganz ungewöhnlich gesprengt worden war. Normalerweise sprengt man eine Brücke, indem man das eine Widerlager zerstört und die Brücke dann in der Länge mit der einen Breitseite nach unten wie eine schiefe Ebene ein Hinüberkommen an das andere Ufer unmöglich macht. In unserem Falle aber lag die gesamte südliche Längsseite der Brücke im Wasser, während sich der Rand der Nordseite unversehrt von Ufer zu Ufer spannte. Für Fahrzeuge jeglicher Art war die

Brücke dadurch natürlich unpassierbar, aber nicht für einen wagemutigen Kletterer, der sich quasi wie ein Affe hängend und am Brückengeländer festhaltend auf dem unteren Holm des Geländers von Lücke zu Lücke zwischen den vertikalen Streben langsam fortbewegte.

Er würde dieses Unterfangen auf jeden Fall wagen, meinte der clevere Soldat, und wenn wir ganz mutig ihm hinterherkommen würden, müsste es uns auch gelingen. Man dürfe dabei nur nicht nach unten ins Wasser schauen, meinte er. Aber als er erfuhr, dass wir alle nicht schwimmen konnten, war er schon etwas skeptischer, ob wir es schaffen würden. Er bot sich aber an, meine Schwester auf seinen Armen mit hinüberzutragen. Da ihm dabei aber zwei große Einweckgläser mit Schmalz, die er in den Jackentaschen trug, behinderlich waren, verstaute meine Mutter nun ihrerseits die Gläser in ihren Taschen. Meine Mutter war sehr dankbar, dass ihr die Tochter abgenommen wurde, denn für sie alleine wäre es unmöglich gewesen, ihr kleines Kind und sich selbst heil über die gesprengte Brücke zu bekommen. Sie musste sich krampfhaft mit beiden Händen am Brückengeländer festhalten. Dabei floss ihr nun aber ständig das von der Hitze weich gewordene Schmalz aus dem einen Weckglas, bei dem offensichtlich der Deckel verrutscht war. Weil sie sich nicht getraute, auch mal für einen längeren Augenblick das Geländer nur mit einer Hand festzuhalten, konnte sie nicht verhindern, dass sich fast die Hälfte des Schmalzes in ihre Tasche entleerte und nun auch schon die Hose hinunterlief. Als wir alle vier endlich das gegenüberliegende Ufer erreicht hatten, bot meine Mutter ein Bild des Jammers. Nachdem wir nun auch dieses schier unüberwindbare Hindernis gemeistert hatten, waren wir voller Zuversicht, dass wir auch noch den "Rest" unseres Weges gut überstehen würden.

## 9.

Wir schritten nun wieder mutig voran. Für unseren hilfsbereiten Begleiter allerdings nicht schnell genug, er trennte sich von uns. Den Rest des Gänseschmalzes konnten wir behalten. Wir liefen und wir liefen, Kilometer für Kilometer, immer schnurgeradeaus. Als wir Charlottenburg erreichten, kam langsam der Funkturm in Sicht. Er hatte all die schweren Bombennächte überdauert. Meine Schwester rief begeistert: "Der Funkturm - der Funkturm! Jetzt sind wir gleich zu Hause". Es waren aber immer noch mindestens 20 km. Als wir dann hinter dem "Adolf-Hitler- Platz", der ja immer noch so hieß, in das einst vornehmere Charlottenburg kamen, vorbei an dem ausgebrannten

Deutschen Opernhaus, wo ich seinerzeit meine erste Oper erlebt hatte, bis hin zum Knie, da konnten wir etwas beobachten, was uns völlig unfassbar erschien und uns vor Verwunderung in ungläubiges Staunen versetzte: Inmitten all der zerbombten und ausgebrannten schwarzen Ruinen schlenderten frühlingshaft gekleidete junge Frauen und an vielen Stellen hatte man Stühle und Tische vor die Trümmer gestellt und aus den Kellern bewirtete man sie mit irgendwelchen selbst gemixten Getränken. Obwohl wir nun durch die wiederum unbarmherzig herabbrennende Sonne ebenfalls durstig und müde geworden waren, hatten wir doch gewisse Hemmungen, uns unter dieses muntere ausgeputzte Völkchen zu mischen. So dreckig, verstaubt und verschmiert wir waren, erschienen sie uns wie von einem anderen Stern.

Dann endlich wurde auch die ebenfalls fast unversehrte Siegestsäule sichtbar und wir konnten in der Ferne bereits das Brandenburger Tor ausmachen. Kurz vor dem Tor, auf der linken Seite der Allee waren sowjetische Soldaten eifrig bemüht, ein großes Denkmal zu errichten. Die dafür präparierten Panzer standen schon (und stehen auch noch heute!) auf ihrem Platz. Hatte uns der Anblick des arg zerstörten Tiergartens schon recht traurig gemacht, so wurde uns nun die ganze sinnlose Zerstörung unserer geliebten Heimatstadt so recht bewusst, als wir durch das Brandenburger Tor das Zentrum der einst so ruhmreichen "Reichshauptstadt" betraten und sahen, was von all der Pracht und Herrlichkeit nun noch übriggeblieben war. Unter den Linden, vorbei an einem riesigen Aufgebot verwundeter deutscher Soldaten, die sich dort einfach auf der Straße gelagert hatten, drangen wir ins Zentrum bis zum Alexanderplatz vor. An der Schloßfreiheit tummelten sich Unmengen von russischen Soldaten, die auf den Löwen und Figuren des Kaiser-Wilhelm-Denkmal herumturnten, um sich in richtiger Siegerpose fürs Familienalbum fotografieren zu lassen.

Wie hatte sich die Gegend in dieser Zeit verändert. Was hatte der Krieg aus dieser Stadt gemacht. Wo waren alle die Menschen, die hier einst so glücklich waren? Wir mussten uns nun beeilen. Es fing schon an zu dämmern und die Sperrzeit rückte näher. Am S-Bahnhof Jannowitzbrücke wollte meine Mutter auf einmal nach rechts über die Spree. Ich hatte große Mühe sie davon zu überzeugen, dass dies vollkommen falsch wäre. Zum Glück war die Jannowitzbrücke gesprengt. Sie lag im Wasser und ein Hinüberkommen auf die andere Seite war unmöglich. Ansonsten wären wir an diesem Tage wirklich nicht mehr bis nach Hause gekommen, denn die Oberbaumbrücke war ja auch gesprengt. So gingen wir also notgedrungen weiter die

Holzmarktstraße entlang in Richtung Schlesischer Bahnhof.

Am Schlesischen Bahnhof machten wir dann doch noch einen Fehler. Anstatt die damals schon, zumindest für ein paar Meter in der Mitte, vom Schutt halbwegs geräumte Stralauer Straße an der Ruine der Andreas-Kirche weiter zu laufen, bogen wir, weil wir es so von der Straßenbahnfahrt her kannten, in die Breslauer Straße (die es heute gar nicht mehr gibt) ein, um zum Bahnhof zu gelangen. Hier aber war natürlich nichts geräumt. Die Ruinen beider Straßenseiten waren voll auf die Fahrbahn gestürzt und wir mussten über meterhohe Trümmerberge klettern. Von den Schienen der Straßenbahn, die uns als Wegweiser dienen sollten, konnten wir nichts mehr entdecken, sie waren vollständig zugeschüttet. Aus den Ruinen ringsherum qualmte es noch immer und ein süßlicher Brandgeruch drang uns in die Nasen. Ein altes Mütterlein, das hier in diesem Trümmermeer das einzige Lebewesen zu sein schien, labte uns mit einem Becher Wasser.

Der Schlussakkord hatte begonnen. Als wir die lange Mühlenstraße hinunter liefen und im Hintergrund den völlig zerbombten U-Bahnhof Osthafen ausmachten, wurden unsere Schritte immer langsamer. Wir ließen bald die Köpfe hängen. Wie sollte in diesem Inferno noch ein Haus stehen? Unser Haus, warum sollte gerade dieses unversehrt geblieben sein? Warum sollten mein Vater und meine Oma noch leben? Wo sollten wir hin, wenn sie alle tot waren? Endlich kamen wir zur Caprivistraße. Von der ganzen rechten Straßenseite blickten uns nur noch geschwärzte Ruinen entgegen. Der Kurzwarenladen von Käbler, wo ich als Kind auch mal auf dem Verkaufstisch sitzen durfte, und auch der Buchladen von Frau Neuman, wo meine Mutter mir immer die schönen Kinderbücher gekauft hatte, lagen in Schutt und Asche, natürlich auch die Caprivistraße Nr. 6, wo meine Mutter ihre Kindheit verlebte.

Zuerst hatte ich mich in der Stralauer Allee von den übrigen getrennt und war schneller vorgelaufen, weil ich es nicht mehr erwarten konnte, endlich zu Haus zu sein. Die Tochter unserer Granseer Wirtin war mit mir mitgekommen. Nun aber stand ich an der Ecke zum Rudolfplatz und getraute mich nicht weiterzugehen. Ich bat meine Begleiterin doch mal um die Ecke zu gehen und zu sehen, ob wenigstens unser Haus noch stünde. Die Häuser vor dem Elektrizitätswerk, da wo ich mit meinen Eltern damals beim "Bayrischen Seppel" zur Volksabstimmung war, und das Haus davor waren ebenfalls abgebrannt - aber unser Haus, das stand noch! Das Gefühl der Freude und

Dankbarkeit, das mich bei diesem Anblick erfasste, kann man wohl nicht in Worte fassen. Die letzten Meter bin ich gerannt, bis ich vor der verschlossenen Haustür stand. Inzwischen war die Sperrstunde angebrochen und da mussten die Häuser verschlossen werden, damit sich niemand dahinein flüchten konnte. Ich lief vor zu den Balkons, weil ich Stimmen vernommen hatte. Auf dem Balkon meiner Oma im ersten Stock hörte ich laute Unterhaltung. Ich machte mich bemerkbar, fremde Gesichter sahen über die Brüstung. Ich gab mich zu erkennen. Dann hörte ich, wie man nach meinem Vater und meiner Oma rief: "Ottos sind da!" - und dann sah ich sie, meinen Vater und meine Oma.

Am Abend, als ich in dem schönen, großen, weichen Ehebett meiner Oma lag und das vertraute Ticken des großen Chronometer an der Wand vernahm, da dachte ich übergücklich an ein Kinderbuch von mir, das von einem Engelchen handelte, das von einer Wolke fiel und sein Mütterchen suchte. Dort hieß es zum Schluss: "Denn endlich, endlich war es zu Haus!"

Alice Pfitzner

### **„Einer hob mich vom Zaun – ein anderer spendete Blut“**

*Alice Pfitzner erlebte das Kriegsende als Fünfzehnjährige in Dresden.*

Zwei besondere Erlebnisse hatte ich, an die ich gerne zurückdenke. Eins vor und eins nach dem 8. Mai 1945. Beide waren von anderer Art, als manche das Kriegsende und damit die Befreiung von Faschismus erlebt hatten.

Zum ersten: Es war kurz nach dem Bombenangriff auf Dresden am 13. Februar 1945. Ich arbeitete damals in einem Dresdner Betrieb nahe unserem Wohnort. Die Sirenen heulten wieder einmal. Es war mittags. Meine Mutter hatte mir – ich war 15 Jahre alt - eingeprägt: Komm nach Hause, wenn es Alarm gibt. Vom Nebeneingang des Betriebes war es nicht weit bis in den Keller unseres Hauses. Aber das Betriebstor war geschlossen. Was nun? Ich kletterte über den Zaun. Neben mir russische Kriegsgefangene. Ihr Ziel war das nahe liegende Feld. Eine andere Sicherheit gab es für sie nicht. Alles musste schnell gehen. Da geschah es: Ich blieb mit dem Rock am Zaun hängen und schrie auf. Einer der Gefangenen, er war mit den anderen schon ein Stück weg vom Tor, kam zurück und hob mich vom Zaun. "Danke", flüsterte ich und rannte nach Hause.

Es war bereits einige Zeit Frieden, als ich das zweite Erlebnis dieser Art hatte. Für eine kurze Verweildauer war ich in Lübben im Spreewald. Dort hörte ich vom Schicksal eines zweijährigen Jungen, der im dortigen Krankenhaus lag. Das Kind musste dringend operiert werden. Die Ärzte meinten: eine Bluttransfusion sei erforderlich. Aber der Kleine hatte eine seltene Blutgruppe, den Rh-Faktor negativ. Im Krankenhaus gab es keinen Vorrat dieser Art. Einer der Ärzte hatte die Idee, sich an die damals in Lübben stationierte sowjetische Garnison zu wenden. Wird sie helfen können? Der Erste Offizier rief die Soldaten zusammen. Zwanzig waren sofort bereit, Blut zu spenden. Der Dreizehnte hatte den benötigten Rh-Faktor.



Ursula Maria Raupach

## **„Die Mehlsäcke hatten uns vor dem sicheren Tod bewahrt“**

*Ursula Maria Raupach erlebte das Kriegsende als Neunjährige in Merseburg.*

Ihr ruft noch: „Krieg dem Kriege!“ – doch ich rate euch, lieber zu rufen: „Verachtet sei hinfort der Hass!“ Nur wenn der Hass verächtlich wird, kommt auch die Zeit, die euch den Krieg verachten lehrt! (Bo Yin Ra: „Das Buch vom lebendigen Gott“, Bern 1990)

„Hands up and come out!“ Die fremden Worte aus dem Lautsprecher im Schlafsaal des Leunaer Hochbunkers ließen uns aufhorchen. Träumten wir oder bewahrheiteten sich die Gerüchte der letzten Tage? Seit nunmehr über vier Wochen hatten wir unser Domizil hier im Leunaer Bunker aufgeschlagen. (Schlimmes war dem vorausgegangen! Aber darüber später mehr.) Zwei überbreite Bettgestelle und ein kleiner Kastenschrank dienten uns seither als Mobiliar. In einem der Bettgestelle ruhten auf einer Strohmatte unter Decken Mutti und Oma, das andere teilten wir uns. Wir, das waren meine beiden schon fast erwachsenen Schwestern, unser Nesthäkchen Uta und ich.

Die harsche Stimme hatte uns im Schlaf überrascht. Die Menschen um uns herum sprangen sichtlich verwirrt von ihren Ruheplätzen auf. Der Bunkerschlafsaal hatte keine Fenster. Nur eine schwache Notbeleuchtung diente der Orientierung; man wusste nie, ob es Tag oder Nacht war. „Was soll'n das?“, ruft eine angstvolle Frauenstimme. „Na, was schon, die Amis sind da!“, antwortet es schnoddrig aus irgendeiner Ecke. Als wäre das ein Stichwort gewesen, bricht sofort Panik aus. Zielloos laufen einige laut weinend hin und her, während andere zur Ausgangstür drängen, rücksichtslos auch jedes lebende Hindernis beiseite drückend.

Mutti hat sich auf unseren Bettrand gesetzt, streicht, wohl um uns zu beruhigen, mit zittriger Hand über unser Haar. Oma betet. Jetzt erscheinen bis an die Zähne bewaffnete fremde Soldaten am Saaleingang. Grelles Scheinwerferlicht leuchtet in jeden Winkel, lässt das panische Geschrei und Gejammer für Momente verstummen. Dann wieder die Aufforderung aus dem Lautsprecher, diesmal in deutscher Sprache: Wir sollen hintereinander mit erhobenen Händen den Bunker verlassen. Wir greifen nach unseren Sachen, die meisten tragen wir hier sowieso immer auf dem Leib, und reihen uns in die

Schlange der Wartenden ein. Sollte damit der Krieg für uns beendet sein?

Vieles hatte ich in diesen Kriegsjahren schon erlebt, was mein Kindergemüt ängstigte, doch das letzte Jahr wurde zum schrecklichsten aller Schrecken. Konnte uns danach überhaupt noch etwas erschüttern? Es war der fünfte Kriegswinter und die Bombenangriffe auf unser Industriestädtchen hatten gewaltige Ausmaße angenommen. So war wohl in der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Massakers auch der Slogan entstanden: „Berlin, Leipzig, Merseburg, Halle – dann ist der Krieg alle!“ Wir Kinder hatten die Schule wechseln müssen, weil die Linienbusse an der Front gebraucht wurden. Zu Fuß aber war es für uns Drittklässler viel zu weit, um vom Exerzierplatz, so nannte sich unsere Siedlung am Rande von Merseburg, bis zur Albrecht-Dürer-Schule im Stadtzentrum zu gelangen. Der Weg zur Lessingschule, die wir nun besuchen mussten, war zwar bedeutend kürzer, führte jedoch weite Strecken über freies Feld. Wir waren auf diesem Wege schutzlos, wenn sich plötzlich Fliegeralarm ankündigte.

Für uns Kinder gab es – genau wie für die Erwachsenen – in dieser Zeit nur ein einziges wichtiges Thema. Das hieß: “Wie kann man die heimtückischen Angriffe aus der Luft, die uns in jedem Moment und in jeder Situation überraschen konnten, schadlos überstehen?“ Der öffentliche Bunker war von unserer Siedlung aus, selbst wenn wir auf Windesflügeln eilten, bestenfalls in einer halben Stunde erreichbar. Die kleinen Reihenhäuschen aber schienen uns nicht stabil genug zu sein, um dem Bombenhagel zu trotzen und uns Schutz zu bieten.

An dem Tag nun, der mir so lebhaft in Erinnerung ist, nicht nur, weil es der Nikolaustag war, hatte ich meine Freundinnen auf dem Heimweg von der Schule mit dem Hinweis auf Tieffliegerangriffe dermaßen angetrieben, dass wir ziemlich geschwind zum Exerzierplatz gelangt waren. Der Grund meiner Eile an diesem Tag war weder Krieg noch Nikolaus, der Grund war die köstlichste aller Nudelsuppen, die uns Mutti zum Mittag versprochen hatte. Die Nudeln dazu hatten wir selbst zubereitet. Schon auf dem Hof meinte ich, die Suppe schnuppern zu können. Die Teller standen ja auch bereits auf dem Küchentisch und der Topf mit der Nudelsuppe dampfte auf dem Herd. Utakelchen, unsere Jüngste, bekundete, mit dem Löffel auf den noch leeren Teller klopfend, lautstark ihren Unwillen über die lange Wartezeit. Schnell warf ich den Schulranzen in eine Flurecke, hielt die Hände kurz unter den Wasserhahn am Ausguss und saß hurtig wie der Blitz ebenfalls am Tisch.

Mutti rührte mit der Schöpfkelle in dem großen Topf, um Dickes und Dünnes gleichmäßig zu verteilen. Dann wurden die Teller gefüllt. Am liebsten hätte ich mir ein Häufchen draufsetzen lassen, aber leider ging das ja mit Suppe nicht. „Eigentlich schade!“, dachte ich und tauchte wie die anderen mit großem Appetit den Löffel in die Suppe. Im gleichen Moment ertönte das Geräusch, das uns Kinder jedes Mal in Schrecken und Panik versetzte. Die Sirenen fingen laut zu heulen an! „Voralarm, esst schnell eure Suppe auf!“, rief Mutti. Doch die Signale für den Voralarm wechselten ohne Pause in das noch grausigere Geheul für den Vollalarm über. Es blieb keine Zeit mehr zum Essen. Aus dem kleinen Radio ertönte die Stimme des Sprechers: „Feindliche Bomberverbände im Anflug auf den Raum Halle-Merseburg!“

Heute noch stellen sich mir die Haare aufrecht, wenn ich an diese Situation denke. Es war keine Zeit mehr, in den öffentlichen Bunker zu laufen. Die Angst lähmte uns förmlich. Als letzte Rettung fiel Mutti der Luftschutzkeller beim Bäcker ein. Der hatte die Kellerräume unter der Backstube und dem Mehllager als Bunker ausbauen lassen. Wir liefen um unser Leben. Über uns dröhnten bereits die schweren Bomber, als die Tür des Luftschutzkellers im Hause des Bäckers hinter uns einrastete. Dann hörten wir nur noch das schrille Pfeifen der fallenden Bomben und den dumpfen Knall bei ihrem Aufprall. Plötzlich tiefe Finsternis! Dichte Staubwolken nahmen uns die Luft und machten das Atmen fast unmöglich. Verzweifelt klammerten wir uns an unsere Mutti. Hilfreiche Hände hielten uns feuchte Tücher vor Mund und Nase. Wir duldeten es leise röchelnd. Der Aufschrei des Bäckers: „Das Haus ist von einer Bombe getroffen worden. Wir sind verschüttet!“, verstärkte noch unser Entsetzen und natürlich den Klammereffekt.

Keiner hatte die Bombe gehört, die das Haus getroffen hatte. Außer leisem Schluchzen war für wenige Augenblicke, die mir wie eine Ewigkeit erschienen, nichts zu hören. Wir Kinder wagten kaum, uns zu bewegen. Dann begann der Bäcker mit ein paar Mutigen einen Ausgang zu suchen. Wir hatten Glück! Nach der Beseitigung einiger Hindernisse konnte ein Kellerfenster freigelegt werden. Ein freudiger Ausruf dankte dem Bäcker, als er uns aufforderte, durch dieses Fenster ins Freie zu klettern. Selbst seiner Forderung: „Mit dem Arsch zuerst raus!“ – er meinte natürlich mit den Füßen zuerst – wurde anstandslos nachgekommen. Mich beschäftigten diese Worte noch lange. Ich konnte nicht begreifen, wie das „mit dem Arsch zuerst raus“ vor sich gehen sollte. Durfte man jetzt denn ein solches Wort sagen? Wie auch immer, wir kletterten aus dem Kellerfenster. Die Sirenen verkündeten das

Ende des Bombenangriffes. Auch diesmal waren wir wieder verschont geblieben. Erschüttert standen alle vor dem zerstörten Haus des Bäckers. Nur die Kellerruine unter dem Mehllager, wo wir uns aufgehalten hatten, war erhalten geblieben. Es waren die Mehlsäcke, die uns vor dem sicheren Tod bewahrt hatten.

Hüte, Kleider und alle möglichen Hausgeräte sowie Möbelteile lagen weit verstreut in der Umgebung. Auch im weiteren Umkreis sahen wir nur Trümmer, Rauch und Flammen. Voller Angst, wie wohl unser Haus aussehen würde, machten wir uns auf den Heimweg. Schreckliches stellten wir uns vor. Aber unser Haus war stehen geblieben. Es hatte sogar der Explosion einer Bombe standgehalten, die mitten auf der schmalen, asphaltierten Straße niedergegangen war und ein tiefes Loch gegraben hatte. Dabei war der Wipfel unserer prachtvoll gewachsenen Birke zersplittert worden. Sie war die Zierde des kleinen Vorgartens gewesen. Auch das Haus wies natürlich große Beschädigungen auf. Die Türen waren durch den Luftdruck eingedrückt worden, die Schlösser baumelten lose herum und die Fenster hatten keine Glasscheiben mehr. Ein Dach über dem Kopf war uns aber zum Glück noch geblieben. Unsere Nudelsuppe allerdings konnten wir nicht mehr genießen. Sie war voller Glassplitter und Schmutz.

Wir waren noch mit der Besichtigung der Bombenschäden beschäftigt, als uns die Nachricht erreichte, dass in der Straße „Unter den Eichen“ am Ende unserer Siedlung ein großer Brand ausgebrochen sei. Eine meiner Freundinnen wohnte dort. Und als alle in diese Richtung liefen, um vielleicht noch Hilfe leisten zu können, rannte ich voller Angst mit. Es war ein furchtbarer Anblick! Die dreigeschossigen Reihenhäuser zu beiden Seiten der Straße waren in sich zusammengestürzt und hatten die Bewohner, die in den Kellern Schutz gesucht hatten, eingeschlossen. Um das Maß voll zu machen, loderten aus einigen Trümmerhaufen Feuer auf, die sich rasend schnell über das gesamte Trümmerfeld ausbreiteten. Die kurze Zeitspanne zwischen Vor- und Vollalarm hatte wohl viele Bewohner vergessen lassen, dass das Feuer in den Öfen gelöscht werden musste. Es war ein Inferno, aus dem es für die Eingeschlossenen keine Rettung mehr gab. Helfende Hände, die versuchten, die aus den Kellerfenstern ragenden, schreienden Menschen, deren Beine in den Trümmern feststeckten, zu befreien, mussten bald den alles verzehrenden Flammen weichen. So brannten die Häuserreihen bis auf die Grundmauern ab und die Bewohner, auch meine Freundin, verbrannten lebendigen Leibes. Ich hatte während der Kriegsjahre schon des öfteren vom Tod gehört, immer aber

war eine große Distanz zwischen mir und diesem „Gevatter“ aus meinen Märchenbüchern gewesen. Jetzt jedoch war er mir zu nahe gekommen und eine schreckliche Angst vor ihm war in mir erwacht.

Am nächsten Tag erfuhren wir, dass die Lessingschule ebenfalls abgebrannt war. Zur Schule konnten wir wohl vorläufig auch nicht mehr gehen. Letzteres war aber ein Trugschluss. Als uns der zweite schwere Luftangriff an diesem Nikolaustag spätabends im Bett erwischte, so dass wir nur noch halb nackt unseren Keller aufsuchen konnten, nahm Mutti das Angebot der Behörden zur Evakuierung kinderreicher Familien in Anspruch. Wir wurden in ein kleines Dorf im Harz namens Holtenstedt verfrachtet. Im Haus zweier älterer Schwestern erhielten wir ein Zimmer und eine Abstellkammer als Wohnraum. Ich musste wieder im Gitterbett schlafen. Aber wir konnten wenigstens schlafen. Kein Alarm, keine Bomberverbände störten unsere Träume! Dass das ganze Haus nach Katzendreck roch und Mutti große Probleme hatte, uns mit warmem Essen zu versorgen, belastete uns Kinder nicht. Ich ging zur Dorfschule. Ein einziger Lehrer bestritt den gesamten Unterricht. Alle acht Volksschulklassen lernten gemeinsam. Mittags, nach dem Absingen des Horst-Wessel-Liedes, das vom Lehrer mit der Geige begleitet wurde, konnten wir nach Hause gehen. Rodeln und Schneeballschlachten waren angesagt. Für uns Kinder waren das die einzigen unbeschwerten Wochen, die wir in diesen Kriegsjahren erleben durften.

Doch die Nachrichten, die uns aus der Heimatstadt erreichten, beunruhigten Mutti sehr, zumal meine beiden fast erwachsenen Schwestern wegen Arbeit und Ausbildung dort ausharren mussten. Mitte Februar 1945 bereiteten wir uns bereits wieder zur Heimreise vor. Das war nicht einfach, denn wir mussten viele Sachen vorher zum Bahnhof transportieren. Der lag ungefähr eine Stunde vom Dorf entfernt und der Wald, den wir durchqueren mussten, war tief verschneit.

Wieder daheim vegetierten wir nur noch zwischen Keller, Feldweg, Bunker und wieder Keller. Die Bomben fielen Tag und Nacht. Waren wir in der Wohnung, begaben sich Mutti und meine große Schwester nach jedem Angriff auf die Straße, um eventuelle Gefahren für uns auszumachen. Oftmals waren ihre Schuhe danach mit selbstzündendem Phosphor bedeckt und mussten vernichtet werden.

Nach zwei kurz hintereinander folgenden Luftangriffen an einem Tag Ende

Februar schien Mutti am Ende ihrer Kraft zu sein. Sie, die sich sonst eigentlich nicht von der Panik der Leute anstecken ließ, glaubte, dass uns, wie in Dresden geschehen, noch ein dritter Angriff bevorstand. Sie lief mit uns noch in der Nacht zum Hochbunker nach Leuna. Der dritte Angriff blieb zwar aus, aber Mutti ließ uns am Morgen erst mal mit Oma im Bunker zurück. Es dauerte lange Stunden, bis wir sie wiedersahen. Sie erzählte uns, dass sie nur auf langen Umwegen nach Hause gekommen sei. Der direkte Weg, den wir in der Nacht noch gegangen waren, war gesperrt, da er von Bombentrichtern und Blindgängern, wie nicht explodierte Bomben bezeichnet wurden, übersät war. Uns musste in der Nacht ein Schutzengel geleitet haben. Es war zu riskant, den Bunker wieder zu verlassen, und so erlebten wir Ende April den Einzug der Amerikaner.

Es sollte jedoch noch nicht ganz das Ende des Krieges sein, als wir mit hoherhobenen Händen den Bunker verließen! Einige unverbesserliche SS-Leute hatten sich bei Weißenfels verbarrikadiert und schossen wie wild in Richtung Merseburg. Man sprach von Hitlerjugend, jungen verhetzten Menschen. Ihr Schicksal war wohl besiegelt. Mutti hatte Tränen in den Augen als sie uns sagte, dass wir alle in die Keller sollten. Man wolle kurzen Prozess mit den letzten Schießwütigen machen. Hinter unserem Haus waren Panzer und Geschütze aufgestellt worden. Nur wenige Salven krachten daraus über unsere Häuser in Richtung Weißenfels, dann war Ruhe, die Gegenwehr gebrochen. Für uns war der Krieg zu Ende!

Was danach kam, dass über Nacht die Amerikaner abzogen und die Russen einzogen, berührte uns Kinder eigentlich weniger. Das einzige, was wir denken konnten, war Hunger. Aber das ist wohl eine andere Geschichte.

Die Erinnerungen an die Geschehnisse im letzten Kriegsjahr sind auch heute noch, nach sechzig Jahren, eine schwere Bürde für mich. Tiefe Traurigkeit und tränende Augen machten das Aufschreiben schwierig. Ja sogar Alpträume ließen mich nachts nicht schlafen. Man kann Kriegserklärungen noch so schönreden oder ihre Durchführung als höchst lebenswichtig darstellen, sie dienen niemals der Lösung von Problemen. Kriege und Gewalt gegen Menschen und Staaten sind immer ungerecht und niemals entschuldbar. Sie basieren auf Habgier, Neid und Hass. Deshalb gibt es nur eine gerechtfertigte Kriegsführung, nämlich die eines jeden Einzelnen gegen den eigenen Hass.

Dorothea Rieboldt

### **„Mehrere Tage fuhren wir verfroren und übermüdet durchs Land“**

*Dorothea Rieboldt erlebte das Kriegsende als Zehnjährige nach der Flucht aus ihrer Heimatstadt Breslau in Saalfeld/ Thüringen.*

Es war vor nun fast 60 Jahren, kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges, im Januar 1945, als sich in meinem Leben alles von Grund auf änderte. Von einem Tag zum anderen verlor ich mit meiner Familie – dazu gehörten damals meine Mutti, meine vier Jahre jüngere Schwester und meine Großeltern (mein Vati war als Soldat im deutsch besetzten Norwegen eingesetzt) – alles, was mir lieb und vertraut war: meine Heimat, das Haus, die Wohnung, in der ich aufgewachsen war, alles, was ich bis dahin in mein Herz geschlossen hatte, meine Kinderwelt in und um mein Heimathaus am Eichenpark, den Garten und die Wohnung meiner Großeltern, die ich oft mit der Straßenbahn besucht hatte, und schließlich meine Freunde, mit denen ich zur Schule gegangen war und gespielt hatte...

Hitler und seine Führer hatten ab 1939 vom „Großdeutschen Reich“ aus – so nannten sie damals Deutschland – ein europäisches Land nach dem anderen überfallen und den Krieg sogar bis nach Nordafrika getragen. Nach wenigen Jahren, 1944/45, war dieser Zweite Weltkrieg, einer der härtesten, grausamsten und folgenreichsten, den Menschen je erlitten, ein für allemal verloren. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann er zu Ende gehen und Deutschland, wie es die alliierten Hauptmächte USA, Großbritannien und Russland/Sowjetunion beschlossen hatten, von deren Truppen besetzt werden würde.

Im Januar 1945 war ich fast elf Jahre alt. Ich ging ich in die fünfte Klasse der meiner Wohnung nahe gelegenen Volksschule. Mit meiner Mutti und meiner Schwester bewohnte ich eine kleine Wohnung in einem eingeschossigen Haus am Rande eines von hohen Eichen und Buchen bestandenen Parks, Eichenpark genannt, der für mich ein ideales Spielfeld gewesen ist. Das Haus gehörte zur westlichen Vorstadt von Breslau. Die Stadt Breslau, so hieß sie bis 1945, war die größte deutsche Stadt an der Oder und die Hauptstadt Schlesiens. 1939 lebten dort 630 000 Einwohner. Ende 1944 war ihre Zahl auf eine Million Menschen angestiegen; denn viele Flüchtlinge aus den noch weiter ostwärts gelegenen deutschen Gebieten drängten nun vor der immer

näher rückenden Ostfront nach Westen und blieben dabei auch in Breslau.

Bis zum Januar 1945 konnte sich noch niemand in Breslau vorstellen, dass die Stadt in den letzten Kriegsmonaten von Ende Januar bis Anfang Mai 1945 nahezu völlig zerstört werden würde, dass ihre deutschen Einwohner – und es lebten damals fast nur Deutsche in Breslau – zwangsweise die Stadt verlassen müssten und dabei ihr Hab und Gut verlieren würden, dass Breslau mit allem anderen deutschen Land östlich der Oder und Neiße im Ergebnis des Krieges an Polen abgetreten werden würde, sich dort polnische Menschen ansiedeln würden und aus dem deutschen Breslau das heutige polnische Wrocław werden würde.

Breslau war bis Januar 1945 eine nahezu unzerstörte Stadt. Mir gefiel die schöne Altstadt mit den hohen, weithin sichtbaren Kirchtürmen, mit dem Rathaus am Ring, das für mich wie ein Märchenschloss aussah, mit der in viele Arme und Inseln aufgeteilten Oder, mit dem Grün ihrer Parkanlagen entlang des Oder-Flusses. Und so ist sie mir noch vor Augen, als Silvester 1944 das sechste Kriegsjahr begann. Als ich im Herbst 1944 in die fünfte Klasse kam, nahm ich alles um mich herum schon aufmerksamer wahr als zuvor. Selbstverständlich wusste ich zu diesem Zeitpunkt ebenso wie viele Erwachsene in der Stadt noch nichts vom unmittelbaren Kriegsgeschehen, von Zerstörungen, Schrecken, Leid und Tod, von Vertreibung und Völkermord. Die Kämpfe an der West- und an der Ostfront näherten sich unablässig den deutschen Grenzen. Aber noch waren sie von Breslau weit entfernt. Mir war klar, dass Krieg war. Aber ich empfand ihn wie die anderen noch nicht als direkte Bedrohung.

Als Kind fühlte ich mich nach wie vor in der mir vertrauten Welt geborgen und geschützt. Ich lebte unbeschwert und frohgestimmt in den Tag hinein und war glücklicherweise noch völlig frei von den Sorgen, Belastungen und Verstrickungen der Erwachsenen. Wie alle hatte ich mich schon längst an die täglichen Begleitumstände des Krieges gewöhnt: an die abendlichen Verdunklungen unser Fenster (kein Lichtstrahl durfte bei Androhung strenger Bestrafung nach außen dringen); an die eingeschränkte Lebensmittelversorgung, an die durch Lebensmittelkarten durchorganisierte Rationierung der Einkäufe, an die langen Menschenschlangen vor den Geschäften; an die Zwangsverpflichtung aller Erwachsenen, so auch meiner Mutti, die fortan Felljacken für die Ostfront nähen musste; an den Anblick der vielen Sandsäcke, Holzverschalungen, Schutzverkleidungen an historischen



Gebäuden, Kirchen und Denkmälern in der Innenstadt, die Kriegsschäden abwenden sollten, usw.

Auch stellte ich mich bald darauf ein, dass mir seit dem 10. Lebensjahr meine Freizeit erheblich verkürzt worden war: Mittwoch- und Sonnabendnachmittag musste ich zum „Dienst“, wie es damals im offiziellen Jargon hieß. Ich gehörte nun zwangsweise dem BDM, dem „Bund Deutscher Mädel“, der faschistischen Kinder- und Jugendorganisation für Mädchen an. So war ich verpflichtet, meine Eltern hafteten dafür, an jeder BDM-Veranstaltung - einer Mischung aus Spiel-, Sport- und Wehrrtütigungsnachmittag - teilzunehmen. Aber das fand ich ab und an recht spannend und abenteuerlich, weil ich hier mit meinen Schulkameradinnen zusammen sein und mich austoben konnte. Mit großer Beklemmung ging ich in die Luftschutzkeller. Schon die schrillen Sirenentöne erschreckten mich zutiefst, wenn sie den Anflug und dann den unmittelbaren Luftangriff ankündigten. Zum Glück wurde Breslau bis Jahresende 1944 nur selten von Briten und Amerikanern aus der Luft angegriffen. Aber schon diese wenigen Kellergänge waren für mich sehr beklemmend, wenn sich Angst und Hilflosigkeit der im Dunklen zusammengedrängten Frauen und Kinder - Männer gab es im Luftschutzkeller nicht - auf mich übertrugen. Besonders traurig war ich, weil mein Vati nicht da war. Er fehlte mir sehr. So erging es auch den meisten Kindern meiner Klasse und in der Nachbarschaft. Wie glücklich war ich, wenn ein Feldpostbrief wieder ein erneutes Lebenszeichen von ihm brachte. Da traf es viele meiner Klassenkameraden weitaus schwerer, wo solche Kontakte ausblieben oder Todesnachrichten eintrafen. Ich erinnere mich noch, wie betrübt ich war, dass wir Weihnachten 1943 und 1944 ohne ihn feiern mussten.

Unvergessen blieb mir auch der Anblick der vielen Fremdarbeiter, Zwangsverschleppten und Kriegsgefangenen in unmittelbarer Nachbarschaft unserer Wohnung. In Breslau soll es 30.000 ausländische Zwangsarbeiter gegeben haben. Unserem Haus gegenüber waren Männer jüngeren und mittleren Alters aus Frankreich und Holland untergebracht. Die Nazis hatten sie teils durch freiwillige Kontakte oder als Gefangene aus den besetzten Ländern nach Deutschland gebracht und nun in Breslau in Rüstungsfabriken eingesetzt. Jeden Morgen traten sie zum Abmarsch in die Fabriken an. Ab und an sah ich, dass einige von ihnen auch Pakete erhielten. Sie schienen deutlich besser gestellt zu sein als die auch in unserer Nähe zusammengeführten Zwangsarbeiter aus Polen. Diese hatte man in den leer geräumten Sälen einer Gaststätte in unserer Straße zusammengepfercht. Ich sah durch die Fenster,

wie sie auf engstem Raum in Mehrstockbetten und Pritschen während der Wintermonate in ihre Mäntel eingehüllt lagen und dort auf ihren täglichen Abtransport warteten. Ich hatte so viele Fragen zu ihrem Schicksal. Aber niemand gab mir damals einleuchtende Erklärungen oder wollte sie mir geben. Erst nach dem Kriege erfuhr ich nach und nach etwas von den Verbrechen der Nazis an den vielen in der deutschen Rüstungsindustrie ausgebeuteten ausländischen Zwangsarbeitern.

Wir Kinder hatten zu Hause den Jahreswechsel 1944/45 gefeiert und waren erst wenige Tage wieder in der Schule, als das für uns alle Unfassbare hereinbrach. Am 12. Januar 1945 durchbrachen sowjetische Armeeverbände die deutsche Front an der Weichsel auf ihrer gesamten Länge. Ihre Panzerspitzen standen am 20. Januar nördlich von Breslau. Nachrückende sowjetische Truppen drohten die Stadt von ihrem Hinterland abzuschneiden und einzuschließen. Hitler ließ die Stadt Breslau zur Festung erklären und befahl, die Stadt bis zum letzten Blutstropfen ohne Rücksicht auf Verluste, ohne Friedensbereitschaft zu verteidigen. Festungskommandant und Nazi-Gauleiter ordneten an, dass alle männlichen Personen zwischen 10 und 65 Jahren sowie Frauen, die in der Rüstung und Versorgung zwangsverpflichtet waren, in Breslau bleiben mussten. Alle anderen hatten die Stadt umgehend zu verlassen. Wer dem nicht nachkam sollte auf der Stelle ohne Verfahren erschossen werden. Panik, Angst und Hoffnungslosigkeit breiteten sich aus.

Bei klirrender Kälte - die Nachttemperaturen sanken in den Januartagen oft unter minus 20 Grad - wurden bis Ende Januar 1945 fast 700.000 Breslauer, vorwiegend Kinder, Mütter mit Kleinkindern und alte Menschen, von den Nazis zur Flucht getrieben. Darunter auch meine Familie. Dabei hatten wir noch Glück im Unglück. Mein Großvater arbeitete bei der Eisenbahn. Da er schon über 65 Jahre alt war, durfte er mit unserer Omi mit einem von der Bahn gestellten Sonderzug flüchten. Meine sechs Jahre alte Schwester sollte mit einem Pferdefuhrwerk getrennt abfahren. Meine Mutti und ich sollten die Stadt auf verschneiten und eisbedeckten Straßen zu Fuß verlassen. Mein Großvater hat wie ein Löwe darum gekämpft, dass er uns allesamt mit seinem Sonderzug mitnehmen konnte. So sind wir während der Flucht beisammen geblieben.

Am Abreisetag waren wir so aufgeregt, dass wir unser weniges Handgepäck, das uns zur Mitbeförderung gestattet war, recht kopflos einpackten. Vieles Wichtige, wie persönliche Dokumente, Medikamente, Fotografien usw.,

wurden in der Eile übersehen. Und im Durcheinander auf den Bahnhöfen ging Weiteres verloren. Auf den Straßen und Plätzen und auf den Bahnhöfen bot sich ein grauenvolles Bild. Es war eine Massenflucht. Wer mit dem Zug fahren wollte – und wer wollte das in der größten Winterkälte nicht - musste auf den Bahnhöfen viele Stunden, mitunter bis zu zwei Tagen warten, bis er dran kam, einen Flüchtlingszug zu besteigen. In dem furchtbaren Gedränge verloren sich viele Familienangehörige aus den Augen. Mütter und Kinder fanden sich oftmals nicht wieder. Als die Namen über Lautsprecher ausgerufen wurden, war es meist schon zu spät. Noch Jahre später suchten Eltern ihre vermissten Kinder und Kinder ihre vermissten Eltern, vielfach ohne Erfolg.

Noch wurde die Stadt von den Russen nicht beschossen, noch blieben die Eisenbahn- und Straßenzugänge im Süden und Westen der Stadt für Militär und Nachschub, aber auch für die Flüchtlingsströme offen. Alle verfügbaren, halbwegs intakten Straßenfahrzeuge sowie Lokomotiven und Waggons transportierten bis Anfang Februar 1945 ausschließlich Soldaten und kriegswichtige Güter, vor allem Munition, Kraftstoffe, Waffen und Nahrungsmittel. Für die Flüchtlingsmassen standen nur einige wenige Personenzüge bereit. Das Eisenbahnnetz war völlig überlastet. Auch wir warteten mehrere Tage vergebens auf die Abfahrt unseres Sonderzuges. Meine Mutti, meine Schwester und ich gingen nun nicht mehr in unsere Wohnung am Eichenpark. Wir blieben fortan bei meinen Großeltern, um den Termin nicht zu verpassen. Am 29. Januar rollte dann unser Zug stadtauswärts in Richtung Erfurt in Thüringen. Über den noch unzerstörten Häuserfassaden grüßten zum letzten mal die Türme der Elisabeth- und Dorotheenkirche.

Ein Erlebnis rührte mich damals ganz besonders. Da der Zug überfüllt war, musste sperriges Handgepäck zurückgelassen werden, durften auch Hunde nicht mitgenommen werden. Für eine Familie im Nachbarabteil, vor allem für die Kinder, war es ein herzerreißender Abschied, als ihr Terrier, der ihnen bis zur Abfahrt nicht von der Seite gewichen war, neben dem fahrenden Zug herlief, solange ihn die Kraft nicht verließ. Ab und zu musste der Zug anhalten. Da spielten sich wahre Freudenszenen ab, als der Hund wieder zur Stelle war. Aber bald konnte er nicht mehr und musste wie auch unsere Heimat im Ungewissen zurückbleiben.

Noch glaubten manche den Lügen der Naziführer, an die nun bald von Hitler einzusetzenden Wunderwaffen, an den Endsieg und vor allem an die baldige Rückkehr nach Breslau. Insofern tröstete diese Aussicht zunächst darüber

hinweg, dass die Belastungen der Flucht, die unbeschreibbare Not auf den Fluchtwegen und die ungewisse Zukunft ohne Widerstand, ja nahezu schicksalhaft hingenommen wurden. So fuhren wir mehrere Tage verfroren und übermüdet, hungrig und durstig durchs Land, von einem Verschiebebahnhof zum anderen. Ab und an versorgte uns das Rote Kreuz mit warmem Wasser und Malzkaffee. Alle lebten wir von unseren mitgenommenen begrenzten Lebensmitteln. Jeder sehnte den Zielbahnhof Erfurt herbei, sehnte sich nach Wärme, Ruhe, Geborgenheit, nach einer Waschelegenheit, nach einer normalen Toilette, nach einer Verschnaufpause auf der Flucht ins Ungewisse. Auf der Fahrt sah und begriff ich, dass es nicht nur mir, meiner Familie, den Breslauern so bitter und verzweifelt ums Herz war, dass nicht nur wir uns so schutzlos fühlten. Überall wohin wir kamen, zeigte sich das gleiche Bild: Menschen über Menschen, die sich entwurzelt, ziellos, deprimiert, in Angst und Schrecken einem blinden Schicksal ausgeliefert sahen. Auch diejenigen waren davon erfasst, die bislang noch in ihren Heimatorten lebten, in Orten mit zerstörten Häusern, Fahrzeugen, Fabrikanlagen, Bahnhöfen, Straßen und Brücken.

Es war ein Wunder, dass wir überhaupt durchkamen und unser Ziel Erfurt dann Mitte Februar 1945 völlig erschöpft erreichten. Dabei hatten wir wenige Tage zuvor Dresden passiert, das kurz darauf, am 13./14. Februar, in Schutt und Asche gelegt worden ist. Nun wurde mir bewusst, was Krieg wirklich bedeutete. In Erfurt angekommen, erfuhr ich von meinem Opa, dass Breslau inzwischen von den sowjetischen Truppen vollkommen eingeschlossen worden war, dass unser Zug einer der letzten gewesen war, der die Stadt verlassen konnte.

In Erfurt ging es ziemlich hektisch zu. Die amerikanische Armeen hatten den Rhein überschritten und näherten sich mit ihren Spitzen in Windeseile von Westen her der thüringischen Landesgrenze. So wurden wir umgehend nach Saalfeld an der Saale, an den Rand des Thüringer Waldes abtransportiert. Dort fand unsere Flucht ihr Ende. Meine Kindheit in Breslau war nun ein für allemal vorbei. Aber es erwartete uns alles andere als eine heile Welt. Die Stadt lag im Einzugs- und Anfluggebiet der amerikanischen Bomber und Tiefflieger, die pausenlos wehrlose Menschen in den Straßen, vor den Geschäften beschossen.

In Luftschutzkellern, die tief in Bergfelsen hineingingen, erlebten wir die letzten Kriegstage. Jedes mal, wenn wir nach Luftentwarnung – nach einem

Sirenenton, der anzeigte, dass keine Bombengefahr mehr drohte – aus dem Keller wieder ans Licht kamen, entdeckten wir neue Trümmer. „Bombengeschädigte“, wie man sie offiziell bezeichnete, suchten verzweifelt nach ihren Angehörigen. Wir atmeten immer auf, wenn wir unsere neue Bleibe, eine winzige Dachkammer, noch unversehrt vorfanden, hatten doch direkt neben dem Haus einmal Bombeneinschläge eine Brauerei in Brand gesetzt.

Ich erinnere mich noch des Tages, als mich mein Opa in den Arm nahm und freudig sagte, dass nunmehr der Krieg vorbei sei und wir fortan keine Angst mehr vor Bombenangriffen auszustehen brauchten. Das war der 8. Mai 1945. Genau einen Monat zuvor hatten amerikanische Soldaten Saalfeld besetzt. So war der Krieg für mich eigentlich schon Anfang April 1945 zu Ende. Anfang Juli 1945 wechselte die Besatzung. Die Amerikaner, die sich nach Bayern und Hessen zurückzogen, wurden, wie es die Siegermächte beschlossen hatten, von den Russen abgelöst. Danach gehörten wir in Saalfeld zur sowjetischen Besatzungszone Deutschlands.

Hunger und Not bestimmten nun das Leben vieler Menschen in Deutschland. Die Ausgebombten und die Heimatvertriebenen traf es besonders hart. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, erscheint es mir fast unvorstellbar, wie wir unser damaliges Leben durchstanden. Ich wohnte mit meiner Mutti und meiner Schwester in einer sehr engen Dachkammer. Ihr Inventar bestand aus zwei Metallbetten. In einem schlief ich zusammen mit meiner Schwester. Dazwischen war nur Platz für einen Stuhl. In der Ecke stand ein so genanntes Kanonenöfchen (so nannte man die Eisenrohröfen, die in ihrer Form Kanonenrohren ähnelten). Da wir kaum Kohlen hatten, spendete er im Winter selten Wärme. An Kleidung besaßen wir nur das, was wir auf der Flucht am Körper getragen hatten. Angesichts der heute übervollen Kleiderschränke ist der Gedanke, dass wir weder einem Schrank noch einer Kommode Wechselwäsche entnehmen konnten, kaum nachvollziehbar. Erst im Sommer 1945 half die Organisation der neugegründeten Volksolidarität mit ersten Sachspenden.

Ähnlich ärmlich sah es mit allen Gegenständen des täglichen Bedarfs aus. Wir hatten weder Geschirr, Besteck, Töpfe, Eimer, noch besaßen wir sanitäre Anlagen. Kurzum es fehlte uns an allem, was sonst so in einem bescheidenen Haushalt vorhanden war. Unfreiwillige Gäste wie Wanzen und Läuse waren die Folge. Hier konnte für mich kein Gefühl des Zu-Hause-Seins aufkommen.

Wie groß war der Unterschied zu meiner Breslauer Heimat!. So mancher Einheimische hat unsere Not zu lindern versucht. Doch gab es auch kränkende Abweisung, Ausgrenzung und Vorurteile gegen uns Fremde, die wir viel ärmer gekleidet und untergebracht waren als sie. Daran erinnere ich mich, wenn ich heute ähnliche Verhaltensweisen bei unseren Mitmenschen beobachte.

Ein ganz großes Problem war - im wahrsten Sinne des Wortes - das tägliche Brot. Ich sehe noch das Bild vor mir, wie wir auf Bitten hin unter dem Ladentisch, wie damals immer gesagt wurde, von unseren Lebensmittelkarten einige Zucker- und Fettmarken beim Bäcker in Brot umtauschten. Wenn der Hunger zu groß war, dann schnitt ich heimlich für meine Schwester und mich eine Brotscheibe ab. Der Hunger lehrte uns auch, was alles in Wald und Flur essbar war. Doch diese Ausflüge mussten wir oft mit Bauchschmerzen bezahlen. Ein großer Segen war es, dass wir in unserer Not unsere Großeltern bei uns hatten. Pfingsten 1946 kam zu unser aller Glück und Freude unser Vati aus der Gefangenschaft wieder nach Hause. Er erkämpfte uns eine neue Wohnung. Es waren eine Küche und ein Schlafraum in einer Baracke, in der während der Kriegszeit ausländische Zwangsarbeiter untergebracht waren. Das Toilettenhäuschen befand sich ein Stück Weg entfernt im Freien. In der Baracke wohnten wir bis ich 18 Jahre alt wurde.

Nach und nach erfuhr ich vom tragischen Untergang meiner Heimatstadt Breslau. In der Zeit vom 16. Februar 1945, wo sich der russische Belagerungsring um die Stadt vollständig geschlossen hatte, bis zum 6. Mai 1945, wo sich die deutsche Besatzung bedingungslos ergab, tobte ein erbarmungsloser Kampf um jedes einzelne Haus, wurden die Innenstadt sowie die Süd- und Westvorstädte in ein endloses Trümmermeer verwandelt. Acht Millionen Kubikmeter Schutt sollen am Ende die Straßen und Plätze der Stadt bedeckt haben. Später las ich in einem russischen Heeresbericht vom 8. April 1945: „Um den kleinen, in der Nähe der Bahnlinie gelegenen Eichenpark“ – dort lag unsere Wohnung – „wurde äußerst verbissen gekämpft. Der Park wechselte mehrmals den Besitzer. Wir sahen ein riesiges Flammenmeer, Brandherde dicht bei dicht, der kurze Feuerschein von Explosionen.“

Als ich 50 Jahre nach meiner Flucht aus Breslau das heutige polnische Wroclaw besuchte, erfuhr ich, dass noch in den 80er Jahren deutliche Spuren dieses Kampfes dort zu finden gewesen seien: Von Geschossen verkrüppelte

Bäume, Spuren ehemaliger Feuerstellen, Umrisse von Schützengräben und kilometerweit ein von Trümmern geräumtes, völlig planiertes Gelände, das als Weideland genutzt wurde, nur die Straßenbordsteine deuten den einstigen Verlauf der vielen Straßen in diesem früher dicht bebauten Stadtviertel an. Nun im Jahre 1994 stand dort ein ausgedehntes Neubaugebiet, und der Eichenpark war in seiner früheren Schönheit wieder erstanden. Und Innenstadt und Dominsel zeigten erneut ihr früheres Aussehen, als wäre nichts geschehen.

Es war also ein großer Glücksfall, dass ich 1945 Breslau rechtzeitig und gesund verlassen konnte, hatten doch 1945 insgesamt 170.000 Breslauer ihr Leben verloren, davon 90.000 bei den Kämpfen um die Festung Breslau. Dort waren nach der Einschließung durch die sowjetischen Truppen insgesamt 230.000 Zivilisten und 50.000 Soldaten und Offiziere der Wehrmacht zurückgeblieben.

Zu keinem Zeitpunkt habe ich Rache- oder Vergeltungsgefühle verspürt, wollte ich etwa wieder zurück in meine alte Heimat, wollte ich etwa wieder ein deutsches Breslau? Schon als Kind, dann als Jugendliche erfuhr ich nach und nach von den Hintergründen und Zusammenhängen des von Hitler-Deutschland ausgehenden Angriffskrieges. Ich war und bin froh und dankbar, dass Deutsche und Polen seit 1945 ein Leben in Frieden und guter Nachbarschaft führen. Dafür habe ich mich hier in Berlin, in meiner neuen Heimat immer wieder eingesetzt.

Wenn ich heute die Fernsbilder von den Krisen- und Kriegsherden sehe, wie Kinder und Erwachsene durch Gewalt und Krieg ins Unglück gestürzt werden, dann spüre ich, dass sich eine stabil und friedlich geglaubte Situation rasch in ihr Gegenteil umkehren kann, dass Frieden und Sicherheit nicht selbstverständlich sind. Das müssen wir uns täglich immer wieder bewusst machen. Und ich wünsche mir und uns allen, dass das, was ich 1945 persönlich erleben musste, niemals wieder geschieht.

Horst Riedl

## **„Die Nachkriegszeit hat mich fürs ganze Leben geprägt“**

*Horst Riedl erlebte das Kriegsende als Zehnjähriger in Berlin.*

### 1.

Alle Menschen, die den Zweiten Weltkrieg erlebten, haben besonders in den Großstädten eine schlimme Zeit erlebt, so auch die Berliner vor 60 Jahren. Ich bin 1935 in Berlin zur Welt gekommen. Unser Zuhause war in der Ebertstraße an der Landsberger Allee und in der Röderstraße, der heutigen Karl-Lade-Straße, am Fennpfuhl bei meinen Großeltern. Sie wohnten in einem Haus gleich am Fennpfuhl. Mein Vater war seit 1939 an der Kriegsfront und unsere Mutter hatte alleine für die beiden Kinder und ihre Eltern zu sorgen. Großvater starb 1941. Unser Vater kam erst 1947 aus der Kriegsgefangenschaft zu seiner Familie zurück.

Ich habe bis zum heutigen Tage nicht vergessen, wie im Jahre 1944 die Bombenangriffe auf Berlin immer mehr zunahmen. Ich habe erlebt, wie mit dem Führerkult und Endsieg-Parolen alle aufgefordert wurden durchzuhalten. Die Hitlerwehrmacht hatte Anfang des Jahres 1945 den S-Bahn Ring zwischen Ostkreuz und Westkreuz als Hauptkampflinie vorbereitet. Das Regierungsviertel am Tiergarten wurde noch mit den verfügbaren Kräften umgebaut. Die Bombenangriffe nahmen immer mehr zu. Die Flieger warfen große Mengen Bomben ab, besonders Phosphorbomben. In der ersten Zeit im Jahr 1944 fanden wir bei Fliegeralarm noch Schutz im kleinen oder großen Bunker im Volkspark Friedrichshain, dort, wo heute der "Mont Klamott" ist. Manchmal schafften wir es bei Fliegeralarm aber nicht mehr zu den Bunkern und unsere Mutter fand mit uns, meiner dreijährigen Schwester und mir, nur noch Schutz in einem Schutzgraben. Bei Bombenabwürfen haben wir nur geschrien. Die Zeiten zwischen den Bombenangriffen wurden zum Kriegsende immer kürzer. Wir fanden dann nur noch Schutz im Hauskeller.

Mein größter Wunsch als Kind war damals, mal eine Nacht durchzuschlafen. Wenn in der Nacht mehrmals Fliegeralarm war und unsere Mutter mich weckte, bin ich oft, nachdem ich mich angezogen hatte, wieder eingeschlafen, während meine Mutter meine kleine Schwester weckte. In den letzten Monaten vor Kriegsende sind wir wegen des ständigen Fliegeralarms auch



nicht mehr zur Schule gekommen. Zum Kriegsende erlebten wir den Untergang von Berlin.

Im Osten Berlins war die 5. Stoßarmee unter Generaloberst N. E. Bersarin am Abend des 23. April 1945 über Biesdorf und Marzahn bis Lichtenberg und über die deutsche Verteidigungslinie längs der S-Bahn-Linie vorgedrungen. Ich erinnere mich noch an die Panzersperren, die von der Hitlerwehrmacht und vom Volkssturm in der Landsberger und der Frankfurter Allee errichtet worden waren, um die Sowjetarmee aufzuhalten.

Da in vielen Häusern deutsche Heckenschützen waren, mussten wir am 24. April, am Geburtstag meiner Schwester, unser Haus verlassen. Unter vollem Beschuss mussten wir über die Landsberger Brücke. Die deutschen Heckenschützen waren damals schuld daran, wie ich von meiner Mutter weiß, dass viele Häuser an der Landsberger und der Frankfurter Allee in den letzten Kriegstagen noch zerstört wurden. Die russischen Soldaten wollten die deutschen Heckenschützen treffen.

Auf unserer Flucht war ringsherum eine Feuerbrunst. Überall lagen verletzte und tote Menschen. Auf dem Mittelstreifen, wo die Straßenbahngleise waren, standen Kühe vom Vieh- und Schlachthof. Am Steuerhaus in der Röderstraße, der heutigen Karl-Lade-Straße, war eine „Stalinorgel“ stationiert. Unter diesem Feuer mussten wir durch. Die Kugeln und Geschosse piffen an uns vorbei. Wir hatten einen Glücksel.

In den Ruinen hatten die Faschisten zahlreiche Feuernester eingerichtet, aus allen Ecken und Winkeln schossen Maschinengewehre und Panzerfäuste. Schwere Kämpfe gab es am 26. und 27. April um den Friedrichshain. Ungeachtet des nahe gelegenen Krankenhauses hatte die SS die beiden Bunker zu "Festungen" ausgebaut und das Wohnviertel um die Kniprodestraße (zwischenzeitlich Artur-Becker-Straße) niedergebrannt, um ihren Geschützen auf den Bunkern freies Schussfeld zu verschaffen.

Überall Leichen und Verletzte, alles Zivilisten wie wir, die aus ihren Häusern raus mussten, Frauen, Kinder und Männer. Es gab viele Menschen, die in den letzten Kriegstagen auch durch unsere eigenen deutschen Kugeln ums Leben gekommen sind. Auf unserer Flucht haben wir in der Landsberger Allee und in der Storkower Straße erlebt, wie eine Mutter schwerverletzt um Hilfe gebeten hat. Unsere Mutter konnte aber keine Hilfe leisten, sie hat ihre kleine Tochter

tragen müssen und unsere Großmutter brauchte auch Hilfe, denn sie hatte offene Füße. Das Bild habe ich heute nach 60 Jahren nicht vergessen. Während der Flucht lebten wir in Lauben am Weißenseer Weg und in Marzahn.

Weil die 5. Stoßarmee den Ortsteil Marzahn bereits am 21. April nach schweren Kämpfen gestürmt hatte, befanden wir uns nicht mehr im unmittelbaren Kampfgebiet. Am 3. Mai 1945 sind wir mit Beendigung des Krieges wieder zurück in unsere Wohnung in der Ebertystraße. Wir fanden aber nur noch ein Trümmerfeld vor. Die Wände waren rausgedrückt, alle Fenster waren zerstört. Durch ein großes Loch in der Wand hatten wir Kontakt zu unserem Nachbarn. Berlin bot ein Bild der Zerstörung nach Kriegsende. Bilder, die ich im Leben nie vergessen kann.

Ich habe später erfahren, dass bei den Straßenkämpfen nach dem 21. April 1945 die Opfer auf 10.000 geschätzt wurden (ohne Wehrmachtsangehörige). Auch die Mutter meines Vaters, meine 70-jährige Großmutter, ist in den letzten Kriegstagen bei Straßenkämpfen ums Leben gekommen. In der Frankfurter Allee und überall in der Innenstadt wurden bei den Straßenkämpfen und Luftangriffen die letzten noch stehenden Häuser in einen Trümmerhaufen verwandelt und die Straßen unpassierbar gemacht. Am schlimmsten war das Stadtzentrum getroffen. Überall lagen zerstörte Kriegsgeräte, umgestürzte Straßenbahnen, noch nicht geborgene Leichen und Pferdekutschen. Granaten und Bombetrichter machten Straßen unpassierbar. Blindgänger, Munition und Minen gefährdeten das Leben.

Als der Frieden in Berlin einkehrte, begann ein großes Wandern und Suchen. Viele suchten nach Verwandten und Bekannten. Viele Viertel in der Stadt waren bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Hier und dort waren noch Häuser intakt, von anderen standen nur noch die Außenmauern. Wie z.B. bei einigen Häusern in der Ebertystraße, wo mein Zuhause war. Viele Häuser waren von Bomben und Granaten zerteilt worden. Man blickte in Räume, in denen noch Möbel standen, zwischen Himmel und Erde. Totenstille lag über den Ruinenbergen. Man wühlte in den Schuttbergen nach übrig gebliebenen Habseligkeiten. Das Leben in den riesigen Trümmerlagern in Berlin ging weiter. Man richtete sich in den Räumen ein, so gut es ging. Es gab eine große Hungersnot. Ich habe erlebt, wie sich Menschen in der Landsberger Allee auf Pferdekadaver stürzten, welche zwischen Fahrzeugen lagen.

## 2.

Vom 3. Mai 1945 an verteilte das sowjetische Frontkommando Lebensmittel an die Deutschen. Ich erinnere mich, dass Ende Mai begonnen wurde, in Berlin eine einheitliche Lebensmittelversorgung einzuführen. Die Lebensmittelrationen waren aber sehr klein. Die Großherzigkeit dieser Handlungsweise fiel aber umso mehr ins Gewicht, als es den Sowjetmenschen infolge der schweren Kriegszerstörungen selbst an Lebensmitteln mangelte. Die amerikanischen Soldaten, die auch die Deutschen mit Lebensmitteln versorgten, hatten dafür eine andere Basis, weil Amerika solche Kriegszerstörung nicht erlebt hatte.

Es soll aber auch nicht unerwähnt bleiben, dass mit Beendigung des Krieges die sowjetischen Soldaten die Villa und das Holzplatzgelände in der Röderstraße am Fennpfuhl besetzten, wo meine kranke Großmutter ihr Zuhause hatte. Sie wurde mit Kriegsende dort vertrieben. Auf dem Holzplatz lagerte die Sowjetarmee teilweise Waffentechnik der deutschen Wehrmacht, auch die Flugabwehrkanone vom Berliner S-Bahn-Zug und die Geschütze vom kleinen und großen Bunker im Volkspark Friedrichshain. Im Herbst 1945 durfte meine Großmutter wieder in ihre Wohnung ziehen. Meine Großmutter kochte dann für die sowjetischen Soldaten. So hatten wir auch etwas zu essen.

Die Mutter meiner Frau hatte nach Kriegsende bei der sowjetischen Stadtkommandantur in Karlshorst in der Nacht auf diesem abgesperrten Gelände sauber gemacht. Dadurch hatte sie für ihre drei Töchter auch etwas zu essen bekommen. Meine Frau – die kleinste der drei Töchter – hatte sie manchmal nachts mitgenommen, wo sie dann auch geschlafen hat. Ihr Vater war auch bis 1947 in Gefangenschaft. Der Krieg hatte seine Spuren hinterlassen.

Ein Teil der Schule in der heutigen Paul-Junius-Straße hatte Kriegsschäden. Dort ist meine Frau als Kind zur Schule gegangen. Einige Lauben in den Laubenkolonien um den Fennpfuhl waren in den letzten Kriegstagen durch Bomben zerstört worden. Überall lag Munition und Waffentechnik. Ich habe erlebt, wie sich ein Junge beim Graben im Garten durch eine Panzerfaust der Hitlerwehrmacht schwere Verletzungen zufügte. Er verlor ein Bein. Die Sowjetsoldaten hatten mit Handgranaten die letzten Fische aus dem Fennpfuhl geholt. Der ganze See war damals entfischt, mit Angeln war dadurch für uns Kinder nichts mehr.

Es war eine schlimme Zeit nach Kriegsende. Das Leben zwischen Trümmern war hart und entbehrungsreich und immer ein Kampf ums Überleben. Mein größter Wunsch war aber, in Frieden weiter leben zu können. In der Trümmerstadt war trotz Lebensmittelverteilung die Ernährungssituation verzweifelt. Der Zentralschlachthof an der Landsberger Allee war zu Beginn der Belagerung in die Hände der 5. Stoßarmee gefallen. Aus einem zerstörten Kühlhaus haben wir uns aus den Trümmern Fleischkonserven geholt.

Überall in Berlin waren die Versorgungsleitungen unterbrochen. Es gab keinen Strom, kein Gas und kein Trinkwasser. In der Stadt befanden sich aber noch einige Wasserpumpen, die den Krieg überstanden hatten. Wir haben uns mit Behältern unser Trinkwasser von einer Wasserpumpe im Bezirk Friedrichshain in der Voigtstraße geholt. Dort gab es große Menschenschlangen.

Mit schlechtem Schuhwerk und mit trockenen Brotscheiben – so bewegten sich die Berliner. Die öffentlichen Verkehrsmittel fuhren nach Kriegsende gar nicht oder nur unregelmäßig. Stundenlange Fußmärsche waren damals normal. Die Berliner sahen durchweg ausgemergelt aus, mager und hohlwangig. Viele besaßen nur das, was sie auf dem Leib trugen, mehr hatte der Krieg ihnen nicht gelassen. Unserer Mutter ging es so, wie den meisten Frauen mit Kindern. Sie sorgte alleine für die Ernährung ihrer Tochter, des Sohnes und ihrer Mutter. Wir hatten in unserer Wohnung auf dem Balkon Kaninchen gehalten. Wir sammelten Brennnessel und Löwenzahn, woraus unsere Mutter Salate machte. Aus selbstgerösteter Gerste machte sie Kaffee.

Die Unterernährung der Menschen führte dazu, dass Ruhr und Typhus grassierten. Nach Kriegsende sind wir im Sommer auf abgeerntete Felder in Hohenschönhausen und Marzahn gegangen und haben liegen gebliebene Getreideähren gesammelt. An den Rieselfeldern, wo teilweise Obstbäume standen, haben wir im Herbst Obst geholt, was aber nicht erlaubt war. Viele Berliner fuhren in Scharen aufs Land, um zu hamstern. Unsere Mutter hatte es schwer, meine Schwester und mich satt zu bekommen. Ich durfte nur sechs Scheiben trockenes Brot am Tag essen. Selbst Kartoffelschalen wurden getrocknet, zerrieben und für Suppen verwendet.

Die späteren Zuteilungen auf Lebensmittelkarten waren knapp bemessen. Im Jahr 1947 hat meine Mutter in einem Brief an meinen Vater in der Gefangenschaft mitgeteilt, dass uns damals pro Tag 300 Gramm Brot, 20

Gramm Fleisch, 7 Gramm Fett und 20 Gramm Zucker pro Person zur Verfügung standen. Meine Mutter konnte sich auf dem Schwarzmarkt kein Brot für 70-90 Mark, keine 250 Gramm Fett für 400 Mark und keine 500 Gramm Zucker für 90 Mark leisten. Wir schleppten uns so redlich wie es ging durch und hatten oft Hunger. Es war damals eine schwere Zeit.

Ich werde nie vergessen, wie aufopferungsvoll die Arbeit der Berliner Trümmerfrauen in den Nachkriegsjahren war. 1945 waren 48 Prozent aller Gebäude in Ostberlin zerstört. 185 000 Wohnungen waren vernichtet, 400 000 schwer beschädigt. Die Entrümmern der Stadt nach dem 8. Mai, dem Jahrestag der Befreiung, war damals eine wichtige Aufgabe. Es wurden erst die Straßen freigeschipppt, die Bombentrichter mit Schutt gefüllt, und es wurden einsturzgefährdete Ruinenwände eingerissen. Täglich waren Arbeitskolonnen mit Pferdewagen zur Trümmerbeseitigung unterwegs. In den ersten Tagen nach der Befreiung vor 60 Jahren wurden von der sowjetischen Besatzungsarmee kurzerhand Passanten oder Bewohner zu Aufräumungsarbeiten in Straßenzügen zusammengeholt. So erging es auch unserer Mutter.

Als schon im Mai 1945 Arbeitsämter die Arbeit aufnahmen, erhielten viele Bürger die Aufforderung zur Arbeitsaufnahme. Die Nichtbefolgung konnte bestraft werden. Wer sich weigerte, musste mit dem Entzug der Lebensmittelkarte rechnen. Ich habe auch selbst erlebt, wie unmittelbar nach Kriegsende an der Landsberger Allee die Leichen weggeräumt werden mussten. Besonders die Frauen trugen die schwere Last der Trümmerbeseitigung. Viele Männer waren tot oder in Gefangenschaft, wie unsere Väter. Ich habe später erfahren, dass an der Entrümmern nach Kriegsende über 200.000 Menschen beteiligt waren. Mit ihren Händen, mit Pickel und Schaufel rückten sie den schier unübersehbaren Trümmerbergen zu Leibe. Trotz der riesigen Trümmerhaufen, trotz Not und Entbehrung, erbärmlichem Hunger und all der anderen Schwierigkeiten waren die Berliner nicht unterzukriegen.

Wir als Kinder haben auf abgeräumten Trümmerflächen Gemüse angebaut. Wir waren ständig beschäftigt. Das Futter für die Kaninchen mussten wir auch besorgen. Im Winter holten wir uns Holz aus den Trümmern, damit unsere Mutter ihren Ofen heizen konnte. Langsam begann Berlin aus den Ruinen neu zu erwachen. Überall in der zerstörten Innenstadt wurde fleißig enttrümmert. Täglich wurden auf einer etwa 25 Kilometer langen Schmalspur-

Trümmerbahn die Schuttmassen aus der Innenstadt weggeschafft.

Im Ostteil der Stadt waren mehr als 3.400 Trümmerfrauen ständig tätig, um die schlimmsten Kriegsschäden zu beseitigen. Sie waren vielseitig beschäftigt. Sie haben die Trümmerbahn beladen, Gleise von Trümmerbahnen gerückt, Loren gekippt und Schutt entladen. Ich habe später, als ich im Berliner Tiefbaukombinat tätig war, erfahren, dass die Frauen damals 82 bis 84 Pfennig je Stunde erhalten haben. Teilweise wurde bis zu 12 Stunden am Tag gearbeitet, bei jedem Wetter.

In Berlin gab es auch viele Fliegerbunker. Der große und kleine Bunker im Volkspark Friedrichshain, die uns während des Krieges Schutz gewährt hatten, wurden 1945 gesprengt. Es war für uns Kinder ein gefährlicher Abenteuerspielplatz. Im Volkspark Friedrichshain wurde nach der Sprengung damit begonnen, die beiden Bunker mit Bauschutt zuzuschütten. Ihre Höhe betrug 78 bzw. 48 Meter. Die Berliner haben diese Berge in "Mont Klamott" umgetauft. Im Jahre 1949 waren bereits ca. 5 Millionen Kubikmeter Schutt geräumt. Die Stadt war wieder funktionsfähig und die schlimmsten Kriegsschäden beseitigt.

Ich habe später erfahren, dass die Kollegen vom Tiefbau im Osten der Stadt 100 ehemalige Bunker gesprengt haben, die teilweise neben Wohnhäusern lagen. Aus dem Ostteil der Innenstadt wurden rd. 240 Millionen Kubikmeter Trümmer beseitigt. Dadurch entstanden in den 50er Jahren mehrere Trümmerberge wie die Biesdorfer Höhe, der Berg im Tierpark und der Berg im Volkspark Prenzlauer Berg.

Ich erinnere mich, dass unter maßgeblicher Beteiligung der Tiefbauer nach und nach die Trümmer des Zweiten Weltkrieges in der Stadt beseitigt wurden. Ende 1956 waren die Stadtbezirke Prenzlauer Berg, Pankow, Weißensee und Treptow trümmerfrei. Ein Jahr später folgten Friedrichshain, Köpenick und Lichtenberg. Der am stärksten zerstörte Stadtteil Mitte konnte erst 1960 als enttrümmert gemeldet werden. Dazu standen damals 28 Trümmerloks und 900 Muldenloren zur Verfügung. Viele davon waren damals längst abgeschrieben und zusammengeflickt. Es gab oft Havarien. Manchmal sprang eine Lok aus den Schienen. Die Kollegen haben bei der Enttrümmerung eine schwere Arbeit geleistet. Ohne diese Leistungen wäre es nicht möglich gewesen, später die Stadt kontinuierlich aufzubauen. Die Nachkriegszeit hat die Menschen und auch mich fürs ganze Leben

geprägt. Dass es immer besser wird, dafür haben die Menschen in den Nachkriegsjahren und später gearbeitet.

Ich habe bis zur 9. Klasse die Schule besucht. Pflicht war damals nur der Abschluss der 8. Klasse. Da es aber nicht genug Lehrstellen gab, habe ich die 9. Klasse ranhängen müssen. Meine Eltern haben darauf Einfluss genommen, dass ich ab 1950 einen Bauberuf erlernte, denn es musste wieder aufgebaut werden. Unserer Generation wurde nichts geschenkt. Ich habe später im Abendstudium an der Ingenieur-Schule für Bauwesen Berlin meinen Meister, Techniker und Ingenieur gemacht. Über 40 Jahre habe ich im Berliner Bauwesen und 6 Jahre bei den Berliner Wasserbetrieben gearbeitet.

Mein Wunsch heute ist, dass überall in der Welt Frieden herrsche und in Deutschland die Regierenden die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die vielen Arbeitslosen wieder Arbeit bekommen.

Lieselotte Schmidt

## „Mein Puppenwagen ging für ein Brot weg“

*Lieselotte Schmidt erlebte das Kriegsende als Dreizehnjährige in Berlin.*

Das Kriegsende im April 1945 erlebte ich als 13-jährige. Es gab keinen Schulunterricht mehr. Das Schulgebäude war zum Lazarett umfunktioniert worden. Als die Front näher rückte, wurde die Schule geräumt.

Ich sah den ersten sowjetischen Offizier vor einem Betonbunker in Berlin-Biesdorf, der ca. hinter der Wuhle 200 m abseits von der Hauptstraße entfernt lag, auf der die sowjetischen Kriegsfahrzeuge in Richtung Berlin-Lichtenberg fuhren. Der Geschützdonner war noch in der Ferne zu hören. Der Offizier kam ohne Begleitung und teilte uns mit, dass der Krieg für uns beendet sei und wir wieder nach Hause gehen könnten. Wir sahen den Offizier mit gemischten Gefühlen an. Mit seiner Bluse und der Pelztschapka auf dem Kopf sah er ordentlich und sauber aus. Er verteilte Papirossi-Zigaretten, die ihm regelrecht aus den Händen gerissen wurden.

Wir packten unsere Habseligkeiten zusammen, die wir immer notdürftig in den Bunker schleppten, und machten uns auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, waren wir froh, dass unser Haus noch stand, denn im Februar 1945 war noch eine große Sprengbombe in unseren Garten gefallen, der ein einziger Krater wurde (seitdem sind wir sofort bei Rundfunkmeldungen über Fliegerangriffe in den Bunker gegangen).

Wir waren ein paar Tage zu Hause, als unser Haus von der durchgehenden sowjetischen Truppe beschlagnahmt wurde. Wir mussten in unseren alten Luftschutzkeller, in dem wir noch ein altes Doppelstockbett aus Holz und Liegestühle zum Schlafen hatten. Etwas zum Anziehen hatten wir auch in den Keller vor Luftangriffen gerettet. Geschirr durften wir aus der Wohnung mitnehmen. Nach einigen Tagen kam ein sowjetischer Offizier und brachte mir meinen Goldfisch, der mit Zigarettenstummeln und anderen Dingen gefüttert worden war. Der Offizier - er war Lehrer und kam aus dem Ural - sagte in gebrochenem Deutsch, ich solle das Goldfischglas sauber machen. Ich freute mich, dass ich meinen Fisch wieder hatte. Ein anderer Soldat kam in den Keller und wollte Schnaps. Den gaben wir ihm nicht, denn er war für uns Tauschobjekt. Dann wollte er eine Anzugjacke, keine Hose dazu. Er ging dann



wieder friedlich. Der nächste Soldat brachte uns einen Eisentopf voll mit gepökeltem gekochten Fleisch.

An einem Vormittag sagte mir unser Nachbar, dass es bei unserem Kaufmann alles umsonst gäbe. Ich dachte so bei mir: „der spinnt“, so etwas gibt es nicht. Nachmittags erzählte ich es meiner Mutter, die mit mir schimpfte, weil ich es ihr nicht eher gesagt hatte. Wir gingen dann gemeinsam zum Kaufmann „Dammer“, aber dort war schon alles geplündert. Es sah wüst aus. Ich trat auf etwas Knirschendes, was sich bei genauerem Hinschauen als eine Menge Puddingpulvertütchen herausstellte. Wir packten einen leeren Marmeladeneimer voll damit und machten uns traurig auf den Heimweg. Vor der Tür lag auf der Straße ein großer Papiersack mit Salz. Wir ließen ihn liegen - was sollten wir mit so viel Salz, zumal noch welches zu Hause war? Das sollten wir später bereuen, denn Salz war überall knapp und jeder brauchte es.

Die sowjetischen Soldaten blieben ca. 3 Wochen. Nachdem sie abgezogen waren, mussten wir erst einmal Klar-Schiff machen. Sie hatten viel Schmutz hinterlassen, aber nichts kaputt gemacht. Der große Wohnzimmerschrank meiner Mutter besaß gewölbte Glasscheiben. Sie waren intakt. Nur die Schlösser waren aufgebrochen. Insgesamt war aber nichts beschädigt oder gestohlen worden. So konnten wir unsere Wohnung wieder in Besitz nehmen.

Es kamen des öfteren sowjetische Soldaten, die auf der Durchreise waren und übernachten wollten. Einmal kamen zwei Soldaten, die eine große Munitionskiste mit Weinflaschen bei sich hatten. Sie ließen meine Mutter und mich kosten - so etwas habe ich nie wieder zu schmecken bekommen. Die jungen Burschen waren ganz schön angetrunken, und so brachte mich meine Mutter zu meiner Cousine. Die hatte eine Gaststätte. Da sie gut französisch sprach, verkehrten bei ihr viele ehemalige französische Kriegsgefangene. Sie konnten sich nun frei bewegen und wollten schnell nach Hause.

Ich übernachtete bei meiner Cousine und war in Sicherheit. Meine Mutter bewirtete die Soldaten und ließ sie übernachten. Am nächsten Tag zogen sie wieder ab.

Es gab aber auch Übergriffe. Wie wir hörten, soll unsere Bäckersfrau vergewaltigt worden sein. Bei uns schräg gegenüber wohnten zwei junge Mädchen, die von einem Soldaten verfolgt wurden. Sie schrieen aus dem Fenster um Hilfe. Die sowjetische Kommandantur lag zwei Häuser von uns

entfernt, und so kam ein Offizier und nahm den Soldaten fest. Er ist wohl streng bestraft worden.

So gingen die Tage und Wochen dahin. Die Lebensmittel waren weiterhin knapp; Lebensmittelkarten gab es noch nicht. Jeder versuchte, irgendwie durch Tausch und Handel über die Runden zu kommen. So ging zum Beispiel mein Puppenwagen für ein Brot weg. Unser Pfarrer Grüber, der aus dem Konzentrationslager entlassen worden war, besorgte Lebensmittel für die Bevölkerung. Er hatte irgendwo und irgendwie Pferdedurst aufgetrieben und an die Familien verteilt. So verging die erste Zeit. Nachdem dann die Verwaltungen ihre Arbeit aufgenommen hatten und es Lebensmittelkarten gab, kam alles langsam wieder in Gang.

Prof. Dr. Rolf Sieber

### **„Der Weg war frei für einen Neuanfang“**

*Prof. Dr. Rolf Sieber erlebte das Kriegsende als Fünfzehnjähriger in einer Kleinstadt in Sachsen.*

Einige Ereignisse und persönliche Erlebnisse während der letzten Wochen vor dem Kriegsende 1945 haben sich in meinem Gedächtnis so nachhaltig festgesetzt, dass ich mich daran auch heute noch sehr gut erinnern kann: Anfang März 1945 wurden in meiner damaligen Heimatstadt Burgstädt in Sachsen 15-jährige Lehrlinge und Schüler zusammen mit Rentnern in einer Volkssturm-Einheit als ein letztes Aufgebot für den "Endsieg" mobilisiert.

In dem Ausbildungslager in Hartmannsdorf bei Chemnitz, in das ich eingezogen worden war, fehlte es an allen Ecken und Kanten. Für Schießübungen waren nur alte französische Gewehre mit beschränktem Munitionsvorrat vorhanden. Maschinengewehre und Panzerfäuste wurden ganz selten aktiviert, weil es auch dafür an Munition mangelte. Insgesamt konnte man kaum von einer gezielten Vorbereitung auf einen militärischen Fronteinsatz sprechen.

Mitte April 1945 wurde unsere Volkssturm-Einheit in Richtung Front in Gang gesetzt. Unser Marsch führte über Burgstädt, wo ich in der Damaschkestraße 1 bei meinen Eltern wohnte. Ich vermag heute nicht mehr genau zu sagen, was mich bewog, mich zusammen mit fünf Kameraden von der Truppe nach Hause abzusetzen. Mutter und Schwester freuten sich mit mir über die plötzliche Heimkehr, aber Sorgen machten wir uns darüber, ob man mich dafür zur Verantwortung ziehen würde. Das Chaos war aber offensichtlich schon so groß, dass sich in dieser Richtung nichts mehr rührte.

In den folgenden Tagen wurde Burgstädt von amerikanischen Truppen eingenommen, die übrig gebliebenen Angehörigen der Volkssturm-Einheit gefangen genommen und in eines der großen Gefangenenlager nach dem Westen Deutschlands gebracht. Dort sind einige meiner Kameraden unter schwierigen Existenzbedingungen leider noch ums Leben gekommen.

Mein Kriegseinsatz war zu Ende und der Weg frei für einen Neuanfang noch vor dem offiziellen Tag der Befreiung, dem 8. Mai 1945. Ich hatte keinerlei

Probleme damit, mich sofort für den Neuaufbau zu engagieren, zunächst als ein Gründungsmitglied der in Burgstädt entstehenden antifaschistischen Jugendorganisation, und wenige Tage vor meinem 16. Geburtstag entschied ich mich dazu, Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands zu werden. Dieses politische Verhalten war ganz offensichtlich mit der Tatsache verbunden, dass ich in der Familie eines antifaschistischen Widerstandskämpfers groß geworden war.

Anfang 1946 bot man mir an, einen Kurzlehrgang an der Kreispartei- schule der KPD in Hartmannsdorf zu besuchen. Das war übrigens das gleiche Gebäude, in dem ich als „Volkssturm-Mann“ ausgebildet wurde. Wir wurden gebeten, auf die Frage zu antworten: Was weiß ich über Karl Marx und Friedrich Engels? Sowohl während der Volksschulzeit als auch an der Berufsschule hatte ich niemals die beiden Namen vermittelt bekommen, geschweige denn etwas über deren wissenschaftliche Leistungen erfahren. Ich saß vor einem leeren Zettel und bat schließlich einen guten Bekannten darum, mir einiges zu diktieren. Dieses Eingeständnis übte Schockwirkung auf mich aus. Nach einigen Studien schwor ich, in Zukunft selbst etwas darüber zu schreiben. Das Ergebnis meiner eigenen langjährigen Studien über das Werk von Karl Marx und Friedrich Engels war das Buch „Die Herausbildung der marxistischen politischen Ökonomie“, das ich zusammen mit Horst Richter 1969 im Dietz Verlag veröffentlichte.

Nach der erfolgreichen Absolvierung einer 3-jährigen Lehre als Industriekaufmann bei der Firma Elmug, Günther und Co. in Hartmannsdorf entschloss ich mich, das Beschäftigungsangebot vom Kreisvorstand des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes anzunehmen. Zunächst half ich dem Kreisvorsitzenden des FDGB in Rochlitz dabei, seine unerledigte Post zu bearbeiten. Er war in seinem Beruf als Industrieschornsteinbauer sehr erfolgreich gewesen, aber für die Büroarbeit war er nicht zu begeistern. Als ich seinen riesigen Schreibtisch öffnete, quollen mir seine unerledigten Briefe entgegen. Mir gelang es, Ordnung zu schaffen, aber befriedigt hat mich das natürlich nicht. Wir einigten uns darauf, dass ich am Aufbau eines Arbeitersekretariates mitwirken sollte.

Diese Einrichtung war entstanden, weil viele Gewerkschaftsmitglieder darum gebeten hatten, Unterstützung bei der Erledigung von zivilrechtlichen und arbeitsrechtlichen Problemen zu erhalten. Beispielsweise hatten viele Heimkehrer aus dem Krieg ihre alte Arbeitsstelle nicht wiedergefunden und

nahmen Beschäftigung auf Bauerhöfen an. Dies geschah meist auf Basis von Naturalleistungen und ohne ordentliche Bezahlung auf Tarifbasis. In unmittelbarer Zusammenarbeit mit dem Kreisarbeitsgericht halfen wir den Landarbeitern, die sehr dankbar waren für die Lohnnachzahlungen. Auf diese Art und Weise wuchs die Mitgliederzahl der Gewerkschaft Land und Forst in Rochlitz rasch an.

Mir selbst machte die Tätigkeit im Arbeitersekretariat große Freude, aber ich musste bald erkennen, dass mein angeeignetes und weitergegebenes Wissen bei weitem nicht ausreichte, arbeits- und zivilrechtliche Probleme voll zu verstehen und in der Praxis zugunsten der Gewerkschaftsmitglieder anzuwenden. Für ein Universitätsstudium war das Abitur Voraussetzung. Dafür bewarb ich mich 1948 bei der Vorstudienanstalt der Leipziger Universität, die kurze Zeit später in Arbeiter- und Bauern-Fakultät (ABF) umbenannt wurde. Im Frühjahr 1950 war das Abitur geschafft, aber mit einem Studium der Rechtswissenschaften wurde es nichts, weil Frau Prof. Dr. Eva Altmann an der ABF für eine neu zu gründende Hochschule für Ökonomie und Planung in Berlin-Karlshorst warb und ich diesem Ruf folgte.

Nach einem Jahr Studium im Kernsemester der HfÖ ging es für fünf Jahre zum Studium nach Moskau. 1956 ging ich nach Absolvierung der Moskauer Lomonossow-Universität zurück an die Hochschule für Ökonomie, an der ich von 1956 bis 1973 wirkte, zunächst als wissenschaftlicher Assistenten, später als Lehrstuhlprofessor. Von der Hochschullehrtätigkeit wurde ich für vier Jahre an das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten „ausgeliehen“. Dort ernannte man mich zum ersten Botschafter der DDR in den USA, und die letzten beiden Jahre vertrat ich dazu als Zweitvertretung die DDR in Kanada. Nach Rückkehr in die DDR ging ich wieder zu meiner geliebten HfÖ zurück, an der ich von 1979 bis 1988 als Rektor tätig war. Schließlich erfolgte 1990 die vorzeitige Versetzung in den Ruhestand.

Ich hatte in meinem Arbeitsleben mehrfach die Chance, den Wert der Befreiung vom Hitler-Faschismus auch persönlich überzeugend und differenziert zu genießen.

Helmut Thiele

**„Diese schrillen Heultöne werde ich nie vergessen“**

*Helmut Thiele erlebte das Kriegsende als Zwölfjähriger in einer Kleinstadt in Sachsen.*

Im Mai 1945 lebte ich als zwölfjähriger Junge mit meinen Eltern, genauer gesagt mit meiner Mutter, der älteren Schwester und der dreijährigen Nichte in Leisnig, einer idyllischen, liebenswerten Kleinstadt im heutigen Freistaat Sachsen. Leisnig war auch Garnisonsstadt und das bereits seit 1688 mit wechselvoller Geschichte bis 1993.

Als Kinder zog uns das Militär an. Seine öffentlichen Veranstaltungen und Übungen begeisterten uns. Kriegerische Spiele auf unseren Bergen waren Teil unserer Freizeitbeschäftigung. Doch im Jahr 1945 bekam das alles einen ernsteren Hintergrund. Das täglich mehrfache Sirenengeheul, das Luftangriffe ankündigte, war für mich sehr beängstigend. Diese schrillen Heultöne werde ich nie vergessen. Immer, wenn sie ertönten, begaben wir uns so schnell wie möglich in den Luftschutzkeller unseres Hauses. Das war ein von den Bewohnern hergerichteter Raum, der Schutz vor möglichen Bombenabwürfen bieten sollte. Hacken, Schaufeln, Löschgeräte, Liegen, Decken und alles Notwendige für erste Hilfeleistungen waren in diesem Raum untergebracht. Das alles hatte für mich etwas Gespenstisches an sich.

Während des oft stundenlangen Ausharrens in diesem Kellerloch wurde kaum gesprochen. Alle lauschten gespannt in die Stille. Das Kerzenlicht, nur das war erlaubt, trug das seine zu der bedrückenden Atmosphäre bei. In dieser beängstigenden Stille hörten wir den dröhnenden Fluglärm der Bombengeschwader, die unsere Stadt überflogen. Mehr noch. Auch die Detonationen der Bomben, die über Leipzig und Dresden niedergingen, waren bis zu uns zu hören. Und bei jedem neuen Angriff hofften alle, dass diese todbringende Last nicht uns treffen möge. Wenn die Sirenen Entwarnung gaben, atmeten alle erleichtert auf. Wir waren wieder einmal mit heiler Haut davongekommen, aber alle gingen ins Freie, um zu sehen, ob nicht doch etwas passiert sei. Ich erinnere mich, dass der Himmel immer hell erleuchtet war vom Feuerschein der brennenden Städte Leipzig und Dresden.

Das ganze Ausmaß dieser Zerstörungen und des unermesslichen

menschlichen Leides habe ich erst viel später erfasst und verstanden. In meiner Familie wurde damals kaum mit mir über diese Ereignisse gesprochen. Meine Mutter, später danach befragt, sagte, sie wollte mich damit nicht belasten. Ihre Gedanken waren vordergründig darauf gerichtet, ob ihr Mann, die zwei Söhne und der Schwiegersohn lebend und gesund aus dem Krieg nach Hause zurückkehren würden. Und wenn ich mich recht erinnere, hat sie unsagbar viel geleistet, damit wir alle immer etwas zu essen hatten.

Dass in dieser Zeit kaum Schulunterricht stattfand, haben ich und meine Freunde nicht gerade bedauert, konnten wir doch umso intensiver unseren privaten Interessen nachgehen. Als die Bevölkerung von Leisnig begann, die Lagerbestände der Wehrmacht, die bereits im April die Kasernen verlassen hatte, zu plündern, war ich natürlich mit meinen Freunden dabei. Über das Verbot meiner Mutter habe ich mich hinweggesetzt. Den von uns "erbeuteten" Rohzucker und die karierte Bettwäsche hat sie genommen.

Am 6. Mai 1945 bezogen die ersten Rotarmisten in Leisnig Quartier. Das sprach sich wie ein Lauffeuer unter der Bevölkerung herum. Mit ängstlichen Blicken und meist hinter der Gardine hervor wurden sie beobachtet. Nur wenige trauten sich in den ersten Tagen auf die Straße. Allerlei Gerüchte wurden hinter vorgehaltener Hand verbreitet. Ich verstand sie sowieso nicht. So stahl ich mich mit meinen Freunden von zu Hause fort, um dem Treiben der Soldaten in den eigenartigen Uniformen und mit der uns völlig fremden Sprache zuzuschauen. Die Bilder der Männer, ob jung oder alt, mit Schnauzbart oder mit Glatze, sehe ich immer noch vor mir. Ihr "Heerlager" mit Pferden, Wagen und allerlei Kriegsgerät auf einer Wiese an der Mulde zog uns magisch an.

Die Rotarmisten waren zu uns Kindern durchweg freundlich. Wir durften die Pferde in der Mulde waschen, striegeln und sie auch füttern. Bei unseren Versuchen, ohne Sattel zu reiten, sahen uns die Soldaten belustigt zu. Offensichtlich haben wir auf den Pferden keine allzu gute Figur gemacht. Trotzdem gab es als Belohnung ab und zu ein Stück Schwarzbrot oder eine Kelle warmes Essen aus der Feldküche. Manchmal riefen sie uns in gebrochenem Deutsch zu: "Hitler kaputt!" Von ihnen hörte ich auch die russischen Worte "Mir", "Drushba", "Dawei" und ein paar andere das erste Mal; ihr tiefer Sinn erschloss sich mir aber erst später.

Ich erinnere mich noch sehr genau daran, wie radikal Kommandeure in aller

Öffentlichkeit gegen Soldaten vorgingen, die sich an Übergriffen und kriminellen Handlungen beteiligt hatten. Das flößte uns Angst ein.

Ich erwähne diese Erlebnisse nicht deshalb, um derartige Vorkommnisse kleinzureden. Nein! Sie dürfen aber auch nicht dazu missbraucht werden, wie ich das jetzt öfter in Publikationen lese, um die historische Tat der Roten Armee und des Sowjetvolkes bei der Niederschlagung des Faschismus zu schmälern oder gar ins Gegenteil zu verkehren. Gerade im 60. Jahr unserer Befreiung sind die Worte von Ernest Hemingway aktueller denn je: "Jeder Mensch, der die Freiheit liebt, schuldet der Roten Armee mehr als er je bezahlen kann." Diese historisch belegte Wahrheit mindert in keiner Weise den Anteil der anderen alliierten Streitkräfte an der Niederringung des Faschismus in ganz Europa.

Ich persönlich habe die große Hoffnung, dass von diesem 60. Jahrestag der Befreiung, aufgrund der gemachten bitteren Erfahrungen, neue kräftige Impulse für Entspannung, Abrüstung, gegen Kriege jeglicher Art, für einen dauerhaften und umfassenden Frieden unter den Völkern ausgehen mögen.

Meine Empfindung ist, dass der Friedensgedanke im Denken und Handeln der Menschen, vor allem auch der Jugend, zur Zeit des Kalten Krieges eine größere Rolle gespielt hat als das heute der Fall ist. Der Frieden der Menschheit ist jedoch nicht sicherer geworden. Der Kampf um die "Neuaufteilung der Welt" mit militärischen, atomaren Mitteln ist bereits längst im Gange. Stärkerer Protest und Druck auf die Regierungen sind notwendig, um Kriege, die zur Zeit in der Welt geführt werden, zu beenden, um zu wirklicher Abrüstung zu gelangen und Wege für einen dauerhaften Frieden in der Welt zu erschließen. Kriege, die heute in jedes Wohnzimmer flimmern, dürfen uns nicht lähmen. Wir müssen den Begriffen Frieden und Abrüstung in unserem Denken und Handeln wieder Vorrang verschaffen. Das sind wir uns selbst und den Millionen Opfern, die im Kampf gegen den Faschismus gebracht wurden, schuldig. Wir kommen im Leben auf unserem Planeten nicht an der Wahrheit vorbei: "Frieden ist nicht alles – aber ohne Frieden ist alles Nichts."



Marianne Wachtmann

## „Eine Geisterstadt erwartete uns“

*Marianne Wachtmann erlebte das Kriegsende als Siebenjährige in Berlin.*

### 1.

In den Schreckenstagen des Krieges haben alle Menschen nur den einen Gedanken gehabt: Wenn nur der Krieg erst vorbei ist, alles andere kann nicht mehr so schlimm werden. Nun war er wohl vorbei, die Russen waren jetzt die Machthaber und hatten das Sagen, die Kanonen schwiegen, kein Fliegeralarm mehr, aber die Entwarnung für die Menschen war doch noch nicht so richtig greifbar.

Da standen wir nun alle an einem sonnigen Apriltag 1945 vor unserem Haus mit den notwendigsten Habseligkeiten in einer Tasche oder einem Koffer. Die Eltern fassten die Kinder an die Hand und fühlten sich erneut bedroht von den russischen Soldaten, die uns wegtrieben aus der schrecklichen, aber vertrauten Umgebung. Wohin? – Doch es gab vorerst nur einen Weg und der führte stadtauswärts für alle. Es war ein kleiner Treck, wie die Flüchtlinge, die vorher aus allen Teilen der Ostgebiete Deutschlands nach Berlin gekommen waren. Keiner hatte lange Zeit, sich um die Alten, Kranken und einsamen Menschen zu kümmern, die zurückblieben. Jeder musste schnell handeln, damit nicht jetzt noch eine Kugel alles beendete.

Auch ich als 7-jähriges Mädchen stand mit meinem Köfferchen an der Hand meiner Mutter vor der Tür und nahm Abschied. Unser Weg war jedenfalls klar. Es ging zu den Großeltern in der Müggelstraße in der Nähe des Bahnhofs Frankfurter Allee. Der Weg war nicht so weit und ich hatte ihn schon mehrmals zu Fuß zurücklegen müssen. Entlang des Weges sah man auch alle Einzelheiten der schrecklichen Zerstörung der Stadt: Trümmer auf der Fahrbahn, verkohlte Holzbalken aus den abgebrannten Häusern, geplünderte Läden, herrenloser Hausrat und auch Tote.

Bei den Großeltern sah es zuerst friedlich aus. Es gab nicht so viel zerstörte Häuser in der Straße, die Wohnung war von den Bomben nicht beschädigt worden und ein paar Reserven Essbares waren auch noch in der Speisekammer. Der Opa hatte trotz Kriegswirrnissen oftmals Arbeit als

Fleischer gefunden und dabei musste etwas für die Familie als Bezahlung in Naturalien abfallen. Doch der Schein trog. Gleich in der ersten Nacht wurden wir von entsetzlichem Krach auf dem Treppenflur geweckt. Russische Soldaten wollten sich mit Gewalt Eintritt in die Wohnungen verschaffen. Sie riefen laut „Uri, Uri“ und „Frau kommt mit“. Das waren wohl die ersten deutschen Worte, die sich jeder Soldat in Deutschland einprägte, deren Bedeutung mir aber bei weitem nicht klar war.

Am nächsten Morgen, als sich wieder alles beruhigt hatte – denn bis zur dritten Etage, in der meine Großeltern wohnten, waren sie nicht durchgekommen – wurde als erstes ein Versteck für meines Opas goldene Uhr und für den bescheidenen Schmuck Omas gesucht. Man entschied sich für den Blumentropf auf dem Fensterbrett in der Küche. Ebenfalls in der Küche wurde der Küchenschrank vor eine Wandvertiefung gerückt und ein Brett als weitere Abdeckung bereitgestellt. Die Bedeutung dessen war mir allerdings auch noch nicht klar. Die allgemeine Aufregung über die mögliche erneute Belästigung durch die Soldaten befiel mich aber auch. Und so kam es, dass noch vor dem Mittag wieder das Gepolter losging. Bloß gut, dass meine Oma die Eingangstür der Wohnung gleich aufmachte, das bewahrte uns vor einer eingeschlagenen Türfüllung, so wie es bei einigen Mietern passierte. Meine Mutti verschwand schnell hinter dem Küchenschrank und ich stand hilflos im Korridor und sah die für mich unheimlich aussehenden schmutzigen Soldaten mit fremdem asiatischem Aussehen auf mich zukommen. Sie wollten wissen, wo die Frau ist. Meine Großeltern redeten mit den Soldaten, was sich natürlich nur im gegenseitigen Anbrüllen ohne die geringste Verständigung vollzog. Als die erste Inspizierung der Wohnung für die Soldaten erfolglos ausfiel, zogen sie mit üblen Beschimpfungen und Demolierung von einigen Einrichtungsgegenständen weiter.

## 2.

Solche Ereignisse wiederholten sich nun öfter zu den unterschiedlichsten Tageszeiten. Im Hause gab es eine solidarische Gemeinschaft, die beriet, wie man diesen Spuk abwenden konnte, damit nicht so viel Schaden und Unheil entstünde. Als erstes wurde auf dem Boden von den Männern ein Verschlag gebaut, in dem alle Frauen aus dem Haus nachts oder bei Gefahr am Tage bleiben sollten. Ratschläge für Verstecke von Wertsachen wurden ausgetauscht und wichtige Türen wurden verbarrikadiert. Die Überfälle ließen jedoch etwas nach. Der Ärger über die zunehmende Erfolglosigkeit ließ

auch die Soldaten auf andere Mittel sinnen.

Doch eines Nachts ging es wieder besonders heftig los. Erst kurzes Gepolter, dann Stimmen und nach einer Weile in der Nähe ein Schuss. Dann wieder Stille. Nun waren wir dran. Meine Mutti war schon verschwunden und ich musste unter die Bettdecke mit dem strengen Hinweis, mich nicht zu rühren oder vorzukommen, bis meine Oma mich erlöst. Ich begann zu schwitzen vor Angst und Wärme unter der Decke. Angestrengt lauschte ich auf jeden Laut und jedes Geräusch. Zwei Soldaten kamen in das Zimmer, sprachen wieder über Uri, Uri. Mein Opa hatte auch wieder den gleichen Spruch parat, der bedeutete, dass wir arm sind und keinen Schmuck haben und dass die Uhr schon ein anderer Soldat erbeutet hat. Was wir aber hatten, war eine alte wertvolle Wanduhr mit Pendel an der Wand im Schlafzimmer neben zwei alten geretteten Gemälden. Dafür interessierten sich die Soldaten, aber zum Mitnehmen war sie wohl zu groß.

Meine Großeltern mussten sich dann beide unter die Uhr stellen, flankiert von den zwei Bildern. Sie sollten erschossen werden, weil die Russen wütend waren. Ich hörte es genau an ihren Stimmen und dem Gestampfe mit den Gewehren. Nachdem meine Großeltern an der Wand ganz still standen, blieb auch mir fast das Herz stehen. Es dauerte für mich unendlich lange, aber es blieb alles still. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich nur noch einen Fluch und Getrappel hörte, dann klapperte die Tür und es war ruhig. In dieser Nacht habe ich nicht mehr geschlafen. Ich musste immer fort zu der Wand sehen, wo meine Großeltern erschossen werden sollten. Die beiden Bilder von der Wand habe ich nun geerbt, und wenn ich sie betrachte, denke ich oft an diese schreckliche Nacht.

Da es dann doch ruhiger mit den Überfällen wurde, beherrschte nur noch der Kampf um die Beschaffung der notwendigsten Lebensmittel das tägliche Geschehen. Von dem Balkon meiner Großeltern in der dritten Etage konnte man gut beobachten, wann wieder eine Lieferung beim Bäcker in der Straße erfolgte oder wann die Bäckerei geöffnet wurde, um ein paar Brote zu verkaufen. Schon lange vorher bildete sich eine lange Schlange von Wartenden. Durch unseren Beobachtungsposten gelang es meiner Oma fast immer, in eine der vordersten Reihen zu kommen.

Eines Tages war es ihr auch wieder geglückt, einen günstigen Zeitpunkt zu erwischen, als ein neues Unglück geschah. Eines, auf das keiner vorbereitet

war. Von verirrten Flugzeugen der sowjetischen Armee wurde noch vereinzelt auf Berlin geschossen und Granatsplitter solcher Geschosse trafen plötzlich die Menschen, die beim Bäcker anstanden. Das Geschrei der dabei Verwundeten hörte man weithin. Wir waren auf dem Balkon und sahen von oben, dass Menschen umfielen und andere sich versuchten, in Sicherheit zu bringen, weil keiner wusste, ob die Schießerei weiterging. Meine Oma hatte es auch getroffen. Blutüberströmt kam sie mit Hilfe von anderen nach oben. Ein Splitter hatte ihr Bein durchschlagen. Eine große Aufregung entstand, aber es gelang, die Blutung zu stoppen und einen Verband anzulegen. Lebensgefahr oder die Notwendigkeit einer Beinamputation bestand zwar nicht, aber meine Oma hatte viel und lange zu leiden unter der Wunde, die nur notdürftig versorgt werden konnte, da es nichts gab, was notwendig gewesen wäre. Dazu kamen noch der Hunger und der schlechte allgemeine Gesundheitszustand.

### 3.

Die Zeit verging und meine Mutti wurde immer unruhiger über die Lage in unserer Straße seit Verlassen unserer Wohnung. Deshalb machte sich mein Opa mit ihr auf den Weg nach Hause, um zu sehen, wie es aussah. Aber alles war noch von Soldaten abgesperrt, der Kampf um Berlin war immer noch nicht vollständig zu Ende. Doch mein Opa ließ sich nicht so leicht abweisen. Er wollte in unser Haus, vielleicht gab es dort noch etwas Essbares oder wenigstens etwas zu sichern, damit man uns nicht die letzten Habseligkeiten stehlen würde. Die Soldaten fragten nach einem Propusk (Passierschein, Ausweis, Genehmigung o. ä.) und den hatte mein Opa sogar bei sich. Nicht den gewöhnlichen Personalausweis, sondern ein Mitgliedsbuch des Männerchors der Fleischerinnung und der war rot. Bloß gut, dass man in Russland kyrillische Buchstaben schreibt und die wenigsten Soldaten damals unsere Schrift lesen konnten.

Es wirkte sehr positiv für die beiden. Sie bekamen also zehn Minuten Zeit, um in unser Haus zu gehen und sich anschließend bei der Wache zu melden. Voller Entsetzen konnten sie feststellen, dass in unserem Haus ein absolutes Chaos herrschte. Alle Schränke waren ausgekramt, Hausrat war in den Keller gebracht worden zum Kochen und Essen für die Soldaten. Unsere schöne blaue seidene Bettdecke diente als Fußabtreter, der Treppenflur als Toilette und Hundertmark-Scheine als Papier.

Mit feinem Gespür für die Versorgung beim Militär rannte mein Opa in den

Keller und fand einen Berg von Kommissbroten. Alt, hart und staubig, aber das schadete nichts. Schnell wurde der Sack – den mein Opa in dieser Zeit des ewigen Organisierens immer bei sich hatte – mit Broten gefüllt. Gerade zur rechten Zeit kamen beide wieder bei der Kontrolle an und konnten ungehindert passieren. Das war eine Freude in der Müggelstraße. Jeder konnte so viel Brot an dem Tag essen wie er wollte. Noch einige Tage reichte es für Brotsuppe, denn so konnte man es kaum noch kauen, aber es machte uns satt. Die gleiche Aktion wurde nach ein paar Tagen noch mal gestartet. Der Erfolg war ein Sack voll mit braunem klebrigen Rohzucker. Er war zwar nicht so lebenswichtig, eignete sich aber vorzüglich zum Tausch gegen andere Lebensmittel.

Nach ein paar Wochen war es dann wieder so weit, dass meine Mutti es mit mir wagen konnte, nach Hause zu gehen. Eine Geisterstadt erwartete uns. Leere Häuser, wüster Unrat überall, Müll und Leichen, Gerümpel und Gegenstände aus den Wohnungen überall verstreut. Gespenstisch wirkten auch die weißen Laken, die aus einigen der zur Straße liegenden Fenstern hingen. Das sollte nun ein Zeichen der Kapitulation sein und damit das endgültige Ende des Schreckens. Wenn der Magen nicht so fürchterlich knurrte, machte das Leben auch wieder Spaß. Das schöne Wetter tat ein Übriges. Doch zunächst musste aufgeräumt werden. Die Soldaten hatten in der ganzen Straße alles umgekrempelt. Nicht nur, weil sie dort nach ihren Sitten und Gewohnheiten des Krieges gelebt hatten, man suchte auch hier nach Uhren und Schmuck in allen Schränken, Schubladen und Kästen.

Nichts war mehr so wie wir es verlassen hatten. Die Töpfe von den Mietern in der vierten Etage lagen auf dem Hof und die Deckel unserer Töpfe in der vierten Etage. So war es mit fast allen Küchengegenständen. Wir Kinder hatten unseren Spaß daran, alles zusammenzutragen und wieder an die Besitzer zurückzugeben. Es war ein ewiges Gelaufe und Gesuche in der ganzen Straße. Langsam kamen alle, die noch lebten und in Berlin geblieben waren, in ihre Wohnungen zurück. Schwer war es für alle, sich wieder zurechtzufinden. Der Hunger herrschte noch, viele waren krank, einige tot, keiner hatte eine richtige Arbeit und Geld, Schulunterricht gab es schon gar nicht, höchstens eine Gesundheitsuntersuchung oder Entlausung in den zerbombten Schulen in unserer Gegend.

Aber die Zeit heilt alle Wunden und so verlief auch unser Leben allmählich wieder in geregelten Bahnen, die aber lange noch mit den ständigen

Bemühungen für das einfache Überleben verbunden waren. Auch die Russen blieben lange noch ein Problem für uns mit allem, was noch kommen sollte.

## **Zum Gedenken an den 21. April 1945**

Am 21. April 2005 fand in Marzahn-Hellersdorf vor dem Haus in der Landsberger Allee 563 mit Hunderten von Teilnehmern eine Gedenkveranstaltung für die 5. Stoßarmee General Nikolaj Bersarins statt, die vor 60 Jahren an dieser Stelle als erste Einheit der Roten Armee die Stadtgrenze von Berlin überschritten hat. Internationale Gäste aus den mit Marzahn-Hellersdorf freundschaftlich verbundenen Partnerstädten Minsk, Tichy und Halton sowie Vertreter der 5. Stoßarmee und polnische Kriegsveteranen würdigten zusammen mit ihren deutschen Partnern dieses historische Datum.

Der Marzahner Heimatdichter Horst Rennhack verfasste zu diesem Ereignis ein Gedicht:

Das Haus Nr. 563

Es steht ein kleines Haus  
am Rand der großen Stadt.  
Von hier ging einmal aus,  
was Berlin gerettet hat.

60 Jahre ist das schon her,  
als Rotarmisten mit Panzern und Gewehr  
von hier aus ganz Berlin befreit' –  
zu Ende braune Schreckenszeit.

Wer zu diesem Haus die Schritte lenkt,  
der Geschichte Mahnung stets bedenkt:  
Aus dem Osten kam der Frieden –  
bleib' er ewig uns beschieden.

Die Brücke, die an diesem historischen Ort die Wuhle überquert, erhielt am 21.04.2005 den Namen „Nikolaj-E.-Bersarin-Brücke“. Der stellvertretende Vorsitzende der Seniorenvertretung Marzahn-Hellersdorf, Fritz Knöfel, schrieb dazu dieses Gedicht:

## Die Brücke von Marzahn

Auf dem großen Befreiungsweg war die kleine Brücke fast nur ein  
Steg.

Hier wurde im Kampf das Tor aufgemacht zur letzten großen  
Schlacht

und der Krieg endlich zu Ende gebracht.

Noch stand im Kampf Mann gegen Mann,

aber zu Ende ging jetzt der deutsche Rassen- und Eroberungswahn,  
der hier in Berlin mit Hitlers Befehl und Verbrechen begann.

Bersarin mit seinen Soldaten kam über die Brücke voran

und bald in Berlin der Frieden fing an.



## **Dank an die Sponsoren**

Den Druck der Broschüre haben durch Spenden ermöglicht:

Paul Böhmke

Dr. Thomas Flierl

Bernd Heinig

Dr. Gabriele Hiller

Dr. Uwe Klett

Fritz Knöfel

Marlitt Köhnke

Heidrun Lösche

Wulf-Ekkehard Lucke

Ingrid Matschenz

Dr. Heinrich Niemann

Petra Pau

Dagmar Pohle

Regina Saeger

Dr. Manuela Schmidt

Prof. Dr. Rolf Sieber

Carl Wechselberg

Petra Wermke

Fraktion der Linkspartei.PDS  
der BVV Marzahn-Hellersdorf

Teilnehmer der „Dankeschönveranstaltung“  
für soziales Engagement am 2. März 2006

